

WAS DIE GESCHICHTE MIT UNSEREN FAMILIEN MACHTE

Wie 2 Weltkriege sowie die Diktaturen der Nazis und später der Sowjets deutsche Familien über Generationen hinweg prägten

Herausgegeben vom **Haus der Spuren**
unter der Leitung von
Dr. Michael Luick-Thrams



Welten auf den Kopf gestellt:



Wie zwei Weltkriege, dann die Nazi- und später die sowjetische Diktaturen deutsche Familien über Generationen hinweg verwundeten

von Dr. Michael Luick-Thrams
www.TRACES.org
2026

Sie war 15, als es geschah … als die sowjetischen Besatzer ihn plötzlich aus der Tür schleppten und man ihn nie wieder sah oder von ihm hörte.
Letzten Monat wurde sie 96:
In den 81 Jahren dazwischen gelang es Ursula [geb. Walter] Veller nie, die qualvollen Erinnerungen an jene unerwarteten, schrecklichen 15 Minuten zu verdrängen, die ihr Leben und das ihrer Familie für Generationen nachhaltig prägen sollten.
Wer war dieser Mann – Ursulas Patenonkel –, was passierte mit ihm und was machte ihn so besonders? Warum sollte man unter den Millionen Menschen, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts Zeugen der Schrecken von Diktatur und Krieg wurden, gerade über Karl Walters Lebensgeschichte nachdenken? Zum Teil deshalb, weil sein Leben zugleich ganz „gewöhnlich“ und doch außergewöhnlich ereignisreich war. Und es verkörperte zahlreiche Ereignisse und Krisen, die die Weltgeschichte verändert haben – und damit auch das Leben von uns allen: Sein Leben ist ein Spiegel für das unsere.



TEIL I

KARLS WELT AUF DEN KOPF GESTELLT - ALS GEFANGENER DER FRANZOSEN

Karl Louis Eduard wurde am 30. September 1892 in der Kepfe 6 in Langensalza geboren, als viertes von sechs Kindern des Bäckermeisters Eduard Walter und seiner Frau Charlotte. Karls Familie lebte in Langensalza, solange man sich erinnern konnte.





Auf dem Werbeplakat steht: „Deutsche Männer schützt Eure Heimat! Tretet ein in das Sturmbataillon Schmidt der Garde-Kavallerie-Schützen-Division". Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg, Kaiser Wilhelm II. und General Erich Ludendorff studieren im Ersten Weltkrieg Karten und entwerfen Schlachtpläne.

Nach der Schule und einer kaufmännischen Ausbildung wurde Karl im Frühjahr 1915 vom kaiserlichen Heer eingezogen und nach Frankreich geschickt, um im „Großen Krieg" zu kämpfen – einem weltweiten Flächenbrand, der 16 bis 20 Millionen Menschenleben fordern sollte, Soldaten wie Zivilisten. Dort wurde er 1916 verwundet und geriet in Gefangenschaft. Laut dem Bad Langensalzaer Chronisten Harald Rockstuhl war Karl Walter einer, „der sich in Gefangenschaft für seine Mitgefangenen einsetzte und oft dafür hart bestraft wurde"; er „galt als aufrichtiger Geist".





Deutsche Gefangene in einem französischen Gefangenenlager in der Spätphase des Ersten Weltkriegs. Ein französisches Propagandaplakat von 1917 stellt Deutschland als Krake dar, die ihre Tentakel nach der Macht ausstreckt; die Bildunterschrift enthält ein Zitat aus dem 18. Jahrhundert: „Schon 1788 sagte Mirabeau: ‚Der Krieg ist die Nationalindustrie Preußens.'"

Karl verfasste später ein 150 Schreibmaschinenseiten umfassendes Manuskript mit dem Titel *„Karl Walter, Unteroffizier der Reserve 11/201. Flucht als Kriegsgefangener aus Frankreich nach Langensalza 1919 – 2 Kriegsgefangene, Karl Walter und Johann Schumacher, auf der Flucht durch Frankreich und Belgien – 3 mal entflohen, 2 mal erwischt und endlich geglückt!"* (Seine Nichte Ursula vermutete, dass er es wohl seiner späteren Sekretärin diktiert hatte.) Darin beschrieb er die Lebensbedingungen, unter denen er und seine Kameraden in Gefangenschaft lebten:

> P. G. Komp. 363 … östlich, ca. 20 Minuten vor den ersten Häusern von St. Quentin entfernt, da liegen, umgeben von hohem Stacheldraht, in 4 Baracken ungefähr 350 deutsche Kriegsgefangene. Das Lager, an einem Hang gelegen, grenzte an der einen Seite an ein kleineres Wäldchen, dessen Bäume teilweise zerschossen sind. Ringsum atmet alles noch Krieg, Granatlöcher überall auf den Feldern, zerschossene Häuser, zerfetzte Waldstücke …, kurzum, wir Kriegsgefangenen, wir mußten in dieser Gegend aufräumen. Es ist 1919, Mitte Juli, wir hatten alle keine Hoffnung mehr, daß uns der Franzose, als seine billigen Arbeitskräfte, so bald freilassen würde. Für uns war kein Friede, sondern noch bitterer Krieg um das bißchen Leben, das wir in Gefangenschaft führten.

Hier bei Harly, einem kleinen Dörfchen, mußten wir Erdarbeiten, Aufräumungsarbeiten und sonstige Dinge verrichten, bei denen durch Blindgänger noch mancher Kamerad sein Leben ließ. Die französische Bewachung war im Ganzen genommen freundlich. Wir hatten eine Bretterbude als „Kantine“ hergerichtet, und meine Kameraden hatten mich, der ich gut französisch sprach, auserwählt, die nötigen Einkäufe zu besorgen. Der französische Lagerkommandant, der sich kaum sehen ließ, und wenn schon, dann immer nur mit der Reitpeitsche, hatte mir zum Einkauf einen netten, jungen Franzosen mit Namen René zugeteilt, ca. 21 Jahre alt, mit dem ich mich gut verstand.

Ich selbst mußte als Unteroffizier genau wie die Anderen mitarbeiten. Zum Einkauf der Lebensmittel, wie Konserven, Tabak, Margarine und sonstigen Dingen, hatte ich zweimal in der Woche vormittags frei, die wir zusammen in St. Quentin mittels Wagen einkaufen gingen.

Unsere Bekleidung ließ viel zu wünschen übrig, da wir nur das übliche Drillichzeug hatten, auf dem überall die Buchstaben P. G. (Prisonnier de Guerre) dick aufgedruckt waren. Die Verpflegung war leidlich. Es gab sehr viel Mauleselfleisch, Pferdefleisch mit Reis oder Steckrüben. Morgens erhielten wir den berühmten „Café“, der ja nach Herkunft der Kameraden mit den Ausdrücken wie „*Pritsch*“, „*Lorke*“, „Aufwaschwasser“, „conzentriertes Bliemchen“ usw. betitelt wurde.

Frühmorgens nach dem Appell und Kaffee ging’s truppweise, unter Führung von mehreren Wachtposten, zur Arbeit ins Gelände, zum Bahnbau oder zu Aufräumungsarbeiten. Mittags wurde zur „*à la Soupe*“ geblasen. Jeder holte seinen „Schlag“. Unter „Wiehern und Mauleselgeschrei“ hockten wir uns vor den Baracken hin und löffelten unseren Fraß hinunter. Um 2 Uhr ging’s dann wieder zur Arbeit bis gegen 6 Uhr; zuweilen mußten wir auch bis 7 Uhr arbeiten, je nachdem der Franzmann Laune hatte. Verschiedene Unternehmer, welche die Arbeiten durch uns Gefangene mit behördlicher Genehmigung ausführen ließen, gaben den Wachtposten Schmiergelder, damit diese uns antrieben und auch zuweilen länger beschäftigten. Na, da konnte man dann erleben, wie dickfellig, dämlich und faul die P. G. sein konnten, daß der Franzmann „hochging“ vor Wut, wenn wir uns zur Arbeit zu dumm anstellten.

20 Centimes pro Tag sollten wir bekommen, aber nur ab und zu erhielten wir sie ausgezahlt. Sie langten für ein Stück Seife, etwas Brot und vielleicht mal für einen Würfel Margarine. Kameradschaftlich wurde alles geteilt, besonders, wenn dieser oder jener von daheim ein Paket bekommen hatte.

Abends nach dem Abendessen begann dann das übliche Lagerleben vor und in den Baracken. Hier saßen Kartenspieler an dem Hang, dort spielte eine Anzahl mit einem selbstgefertigten Fußball, andere gingen vereinzelt und in Gruppen zwischen den Baracken auf und ab, dort saßen welche und schrieben oder lernten, andere lagen faul und behäbig irgendwo auf der Erde und qualmten. Überhaupt, das Rauchen, das war für uns alle eine notwendige Zerstreuung. Auch saßen wir oft in Gruppen zusammen. Heimat- und Soldatenlieder klangen auf und riefen die Sehnsucht nach den Lieben daheim wach.

Oft fanden sich immer wieder Spaßvögel und Witzbolde, die das ganze Lager durch ihre Witze und Schnärzchen in tosendes Lachen versetzten. Nicht zu vergessen, die übliche Schrammelmusik, bestehend aus Ziehharmonika, Mundharmonika, selbstgemachten Flöten und Pfeifen sowie mehreren „Teufelsgeigen“. So eine Teufelsgeige bestand aus einem dicken Knüppel, an dem eine große Konservenbüchse befestigt wurde. Mehrere Eisendrähte wurden über den offenen Büchsenraum gespannt und liefen über einen Steg. Oben auf den Knüppel wurde mehrere Konservenbüchsendeckel lose angeheftet, damit es richtig klapperte, und das edle Instrument war fertig. Und diese „herrliche, laute Musik“, die diesen Instrumenten entlockt wurde. Sie war fast nur mit „Geräusch“ verbunden, was aber, je lauter, toller und quiekender es geschah, allen viel Freude machte. Selbst die Franzosen, besonders auch die Posten, kamen manchmal vorbei und lachten aus Leibeskräften mit.

Auf diese Weise wurde sich nach des Tages Arbeit abends die Zeit vertrieben, bis 9 Uhr alles in die Baracken mußte. Tagein, tagaus, immer derselbe, eintönige Trott, für manche erste einige Monate, für viele aber schon jahrelang. Gefangenenlos, ein herbes, bitteres Los für alle, die es durchkosten mußten. So also war es hier in Harly bei der P. G. Komp. 363.



Nach einer Behandlung im Lazarett und anschließenden Phasen sporadischer Arbeit versuchten Karl und sein Kamerad Johann

Deutsche Offiziere in einem französischen Kriegsgefangenenlager zur Zeit des Ersten Weltkriegs. Auf dem Foto ist der Vater von Gerhard Sander zu sehen, der selbst als junger Soldat im Zweiten Weltkrieg in Gefangenschaft geriet und in den Heimatstaat des Autors, Iowa (USA), gebracht wurde. In Gerhards Fall tauchten später ein ehemaliger Lehrer und auch ein Klassenkamerad als Mitgefangene im Camp Algona in Iowa auf – wie er in einem Interview mit Michael Luick-Thrams berichtete. Dieses Gespräch gab den Anstoß zu einem 30-jährigen Projekt, aus dem historische Arbeiten wie diese hervorgingen. Gerhard stellte das Foto 1998 in Schwarzweiß zur Verfügung; 2026 wurde es mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.

Schumacher zweimal, aus der Gefangenschaft zu fliehen; beide Versuche scheiterten. Der dritte Versuch gelang: Im Herbst 1919 erreichten sie wohlbehalten Deutschland, und Karl kehrte in seine Heimatstadt Langensalza zurück. Karl erinnerte sich später:

> An einem solchen Abend, am 20. Juli 1919, saßen einige meiner besten Freunde vor der Baracke auf der Bank. Es waren unter anderem: Ludwig Wagner aus Felchta bei Mühlhausen/Thüringen, Walter Sonnabend aus Nordhausen, der mir in der Kantine immer half und Johann Schumacher aus Ludwigshafen. Wovon sprachen sie denn? Von dem was uns Gefangene alles bewegte, von der Heimkehr nach Deutschland. „Glaubt doch den Schwindel nicht!, so sagte Johann, „der Franzmann läßt uns nimmer fort, der will uns behalten bis alles bezahlt ist. Mer komme nich wieder hoam" Er sprach alles in seinem Mannheimer Dialekt. „Quatsch, einmal müssen sie uns doch heimschicken. Wir können doch nicht hier verrecken", fiel Ludwig Wagner ein. „Wir sind verraten und verkauft, das ist gewiß. Koa Schwanz kümmert sich um uns P. G. Unsere jetzige Regierung nicht, die große Vagabonde, und die alte auch nich, die habe se abgesetzt."





Die Ruine der Basilika von St. Quentin nach dem Ersten Weltkrieg; die wiederaufgebaute Basilika heute: Dem Autor ist nicht bekannt, ob beim Wiederaufbau deutsche Kriegsgefangene eingesetzt wurden.

Als Karl die Kantine verließ, gesellte er sich zu seinen Kameraden. Später erzählte er:

> In diesem Augenblick der Unterhaltung trat ich hinzu. Ich kam gerade aus der Kantine, wo mir der kleine René im Vertrauen gesagt hatte, daß er erfahren habe, daß die Engländer zwar einen Teil der Gefangenen losließen, Frankreich aber die Gefangenen noch so lange zurückbehalten wolle, bis das zerstörte Gebiet wieder aufgebaut und ein großer Teil der Kriegsschulden bezahlt sei. Wie lange das dauere, das wisse niemand. Ganz sicher aber sei, so habe der Kommandant verlauten lassen, daß alle deutschen Kriegsgefangenen, die noch irgend welche Strafen wie Prison cellule oder cellule duréé abzumachen hätten, diese nachbüßen müßten. O Schreck, so durchzuckt es mich bei diesem Gedanken, da komme ich ja nach Jahren nicht wieder heim. Wenn der Kommandant meine Papiere daraufhin in die Hände bekommt, ach du lieber Gott! Mit diesen Gedanken im Kopf trat ich zu den drei Kameraden. „Na Karl, du machst ja so 'n Gesicht, was ist passiert?" so fragte mich Walter Sonnabend. „Ach, besch…, der ganze Mist, verd… und zugenäht. Ich hab's elend dick hier." Wir rückten zusammen, und ich erzählte ihnen, was der kleine René mich hatte wissen lassen.
>
> „Mensch Karl", so sagte Johann zu mir, „wie wär's, wenn wir abhauten? Ich bin auch nicht stubenrein beim Franzosen und du erst recht nicht. Einmal bin ich schon getürmt. Ich habe keine Angst und schlechter kann's uns nimmer gehen! Karl, hast du Mut und Lust?" Es bedurfte nicht langen Überlegens bei mir. Ich hatte schon 1918, als ich in Südfrankreich war, Fluchtgedanken mit mir herumgetragen. Aber ich hatte keinen rechten Fluchtgenossen gefunden. Nun wurde die Frage durch die Verhältnisse spruchreif. Ich rechnete mir aus, daß ich noch rund 168 Tage auf dem Kerbholz als Reststrafe hatte. War ich doch seit 1916 viel herumgeworfen worden, hatte mich für meine Kameraden immer infolge meiner Sprachkenntnisse eingesetzt, und war dauernd deswegen ins Loch gegangen, oder wurde in Strafläger abgeschoben. Auf meinem Personalbogen stand vermerkt: „*intelligent et tète carrée* (intelligent und Hartkopf). Man hatte mich wegen Arbeitsverweigerung und Anstiftung zum Streik einmal auf die Festung Blaye, dann wegen Meuterei nach dem Kohlenhaufen La Pallice als „porteur" (Sackträger) zwangsweise gebracht. Dort traf ich mit Ludwig Wagner aus Felchta sowie mit meinem lieben Langensalzaer Leidensgenossen Karl Schröter und Max Schneider, ehemaliger Unteroffizier Jäger zu Pferde Nr. 2, zum ersten Mal zusammen.
>
> In Rochefort hatte mir ein französischer Adjutant einen Peitschenhieb versetzt, worauf ich ihm zwei Zähne eingeschlagen hatte. Daraufhin bekam ich 90 Tage cellule aufgebrummt, die ich nur teilweise abgesessen hatte, weil die Schweizer Rot-Kreuz-Kommission dazwischen gekommen war. Wenn da meine Papiere nachgegrast werden, dann aber „gute Nacht"! Ich hatte es ja großartig verstanden, mein Aussehen und meine Haltung innen und außen, ganz den Verhältnissen anzupassen. Äußerlich hatte ich, je nach dem Orte wo ich war, entweder einen Vollbart und Brille oder Spitzbart ohne Brille. Oftmals trug ich keinen Bart mit oder ohne Brille und wenn es sein mußte, dann hatte ich beide Bartarten mit oder ohne Brille.

In Quai Deschamps, wo ich mit 30 Mann, besonders mit den Kameraden Oel, Gottschling, Schneider usw. gegen die gemeine Behandlung der Bewachung meuterte, war ich ohne Barte und mit Brille. Die Franzosen nannten mich damals nur „le lunettes“ und kannten kaum meinen richtigen Namen. In meiner Haltung zu den Franzosen hing es immer davon ab, wie die Franzosen sich meinen Kameraden gegenüber verhielten. Die Anfangszeit, ehe man sich gegenseitig kannte, ging es gut, dann aber, wenn wir armen „Boche“ ausgenutzt werden sollten, dann eckte ich immer mit den Franzmännern an. Ich trat für gute Behandlung und Verpflegung ein, verbrannte mir sozusagen immer den Mund und „schwupp“ hieß es: „Walter, la gemelle … au prison … (Walter, nehmen sie ihr Kochgeschirr … ins Loch)“. So war es bisher gegangen und so ging’s auch aller Voraussicht nach weiter. Was ich also auf dem Kerbholz hatte, war allerhand.

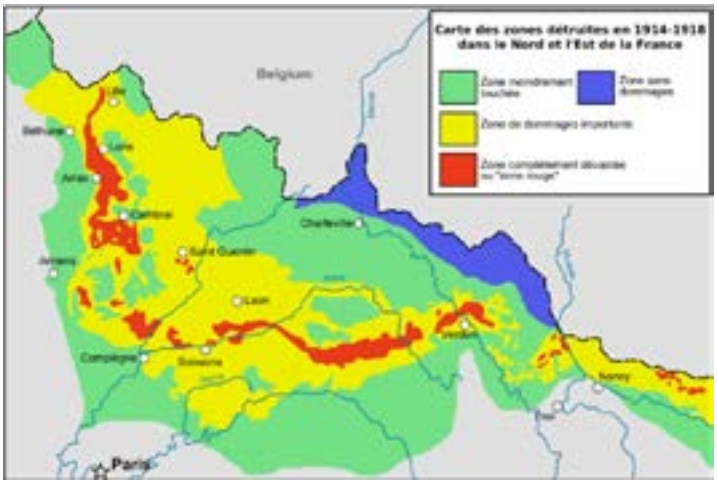
Alle diese Gedanken wurden wach. Und während wir noch über dies und jenes sprachen und uns Gedanken über die Zukunft machten, sprach Johann Schumacher zu mir: „Weißt du Karl, mer haue ab von hier.“ Ich erklärte mich bereit, und ein Handschlag besiegelte unsere Worte.

Ludwig Wagner, der verheiratet war, konnte sich noch nicht entschließen und Walter Sonnabend auch nicht. Beide hofften, daß doch bald die Befreiung käme und sie meinten, sie hätten auch keine Strafe nachzusitzen.

Johann und ich gingen nun an die Vorbereitung zur Flucht. Lebensmittel hatten wir in genügendem Maße zur Verfügung. An Geld hatte ich, teils noch versteckt in einem hohlen Absatz meiner Schuhe, 40 Francs. außerdem noch einige Frcs. nebenbei. Einem französischen Wachtposten hatte ich, als ich einmal in der Franzosenbaracke arbeitete, gleich den ganzen Brotbeutel mit Flasche sowie einen darin befindlichen Geldbeutel in dem ungefähr 15 Frcs. waren, vom Bettpfosten fortgenommen. Eine Manchesterhose, die heute noch in meinem Besitz ist und die drei Fluchten miterlebte, hatte ich mir vor Wochen schon in der Franzosenbaracke von einem im Bett schlafenden Franzosen vom Schemel im Vorbeigehen „besorgt“. Einen Zivilrock sowie eine Sportmütze brachte ich mir Anfang Juli aus St. Quentin mit. Wir hatten nämlich mit einem kleinen Kommando verschiedenen Hausbesitzern die Dächer reparieren helfen. Ein richtiger „Prisonnier“ ist von Beruf nämlich alles: Maurer, Dachdecker, Klempner, Zimmermann, Bäcker, Fleischer usw., nur muste es dabei etwas zu „besorgen“ geben.

Ich war Ziegelsteinträger und Dachdecker, „besichtigte“ dabei im Nachbarhause auf dem Boden eine Dachkammer, und „interessierte“ mich da für einige Zivilsachen, die bei dieser Arbeit in meinen Fingern hängen blieben. In einem Hause, wo ich aufräumte, fand ich bei der Arbeit eine alte, teils zerrissene Radfahrer-Wegekarte von St. Quentin und einen Teil Belgiens. Solche Dinge kann der richtige P. G. immer gebrauchen. Also ich hatte mein Zivilzeug, das natürlich im Strohsack oder sonstwo versteckt war. Auch Johann war damit versehen. Ein Paar feste Schnürschuhe und Wickelgamaschen waren auch da. Außerdem hatte Johann einen Kompaß, den er schon lange mit sich herumgeschleppt hatte.





Das kriegsverwüstete Ypern in Belgien war nur noch ein Trümmerfeld. Die Karte von Lamiot zeigt den Zustand der Gegend nach dem Ersten Weltkrieg: völlig zerstörte Gebiete in Rot, schwer beschädigte Gebiete in Gelb, mäßig beschädigte Gebiete in Grün und unbeschädigte Gebiete in Blau.

Nachdem sie sich aus dem Gefangenenlager bei St. Quentin davongestohlen hatten, bahnten sich Karl und Johann ihren Weg durch eine kriegszerstörte Landschaft, die stellenweise einer übersäten Mondlandschaft glich. Um Deutschland näher zu kommen, gingen sie über die Grenze nach Belgien. Doch obwohl sie so gut wie möglich ausgerüstet waren, gingen ihnen schließlich Proviant und Glück aus. Karls ausführlicher Bericht fährt fort:

Wie gesagt, nach ein paar Tagen mußten wir beide uns fertigmachen. Zwei Gendarme fesselten uns und ab ging’s zurück durch Belgien mit der Bahn, zuerst nach Gent. Hier auf dem Bahnsteig saßen wir, da wir umsteigen mußten, am Bordstein und so mancher Ausdruck wie „*sale Boche*“ (dreckiger Boche) und andere schmutzige Bemerkungen mußten unsere Ohren von Seiten der Bevölkerung hören.

Die Gendarme waren nicht schlecht mit uns. Ja, sie gaben uns sogar, wenn wir im Abteil allein waren, einmal eine Zigarette. Bis nach Thouront brachten sie uns, dann wurden sie abgelöst. Wir waren erstaunt, daß man uns nicht direkt über Brüssel nach der französischen Grenze brachte, sondern nach Westen, nach dem Meere zu. Heute noch weiß ich nicht, warum.

Doch die Route, die die Bewacher wählten, bescherte den deutschen Gefangenen unerwartet ein unheimliches und zugleich wohltuendes *Déjà-vu*:



Auf derselben Strecke, wie unser Regiment im Oktober 1914 über Gent-Thouront nach Dixmuiden zu den Vorstoß machte, so fuhren wir jetzt. Ich konnte den Gendarmen so manche Erklärung über den Vormarsch geben.

Als der Zug sich Dixmuiden näherte, an Cortemark, Zarren vorüber nach Essen, da stand vor meinen Augen wieder der damalige Kampf um Essen-Dixmuiden, wobei ich bei Essen-Capelle meinen schweren Leibschuß bekam. Alles das erzählte ich den Gendarmen am Fenster des Zuges stehend und die Gegend erklärend.

Über Fournes erreichten wir Dünkirchen und übernachteten in der Nähe bei Dünkirchen in einem Ort, nachdem die Gendarme gewechselt hatten. Am anderen Tage ging es zu Fuß weiter, immer gefesselt über Cassel, Hazbrouck nach Lille. Es war ein furchtbar harter und schwerer Marsch für uns beide. Als wir in Lille ankamen, war es bereits Abend geworden. Man lieferte uns auf einem der alten Forts ab, wo wir, ohne Essen zu erhalten, mit einem Fußtritt von einem groben, französischen „Corporal“ in eine dunkle Casematte geschoben wurden. Krachend schlug die schwere Eisentür zu. Wir standen im Dunkeln, in feuchter, stickiger Luft. Sofort wurde bei unserem Hineinstoßen Leben um uns herum. Wir merkten, daß wir nicht allein waren. Aha, Leidensgenossen. Sie lagen auf modrigem Stroh, dreckigen Decken und Fetzen; alles Ausreißer, die man geschnappt hatte. Beim Schein eines Kerzenstümpchens, mit gedämpfter Stimme, machten wir uns bekannt und erzählten, was wir erlebt hatten in großen Zügen. Echt kameradschaftlich teilten sie mit uns etwas Brot und kalten Kaffee, sogar eine Zigarette ging reihum und jeder labte sich an einem Zug. „Einer für alle und alles für Einen“, wie es sich unter wahren Frontsoldaten geziemte. Die Nacht verging und zwar in hockender Stellung, an die feuchten Wände gelehnt, da es uns zum Hinlegen zu naßkalt war und wir keine Decken hatten.

Am anderen Morgen wurde die Tür aufgerissen und alle wurden wie Vieh herausgejagt. Nun konnten wir uns gegenseitig erkennen und betrachten. So ein Bild müßte man eigentlich für alle Ewigkeit in einer Fotografie festhalten. Richtige Ausreißer in allen Variationen, alle Art Verkleidungen, halb Zivil, halb Soldat. Manche wie wir beide, wie französische Arbeitsleute. Einer war sogar dabei, der hatte noch eine Frauenbluse an, aber die abgeschnittene Militärhose drunter. Er war fünf Tage lang, von der Bretagne kommend, als Frau verkleidet unterwegs und durch einen Hund in der Nacht verbellt worden. Ein anderer war als Eisenbahner erwischt worden und wieder zwei ganz gerissene Kameraden waren mit einem Schubkarren, den sie über 100 km bereits vor sich hergefahren hatten, als Maurer und Handlanger „auf Reisen“ gegangen.

Schaute man den Kameraden in die Gesichter, die durch Bartstoppeln und die ausgestandenen körperlichen und seelischen Anstrengungen etwas entstellt waren, so war in ihren Augen doch der unbeugsame Wille zur Freiheit deutlich zu lesen. Auch wenn es ihnen zur Zeit schlecht ging, so leuchtete doch bei jeder Erzählung Freude und Lebensmut aus ihren Zügen. Tagsüber mußten wir auf den Festungswerken kleinere Erdarbeiten verrichten, wobei die französischen Posten sehr freundlich waren.

Johann und ich wurden am anderen Tag in die Schreibstube gerufen, um die Personalien einzutragen. Dabei baten wir um ein paar Tage Schonung, da wir wunde Füße von unserem großen Marsch von Hazebrouk her hatten. Wir durften uns die Füße waschen und einpudern und bekamen auch ein paar Decken für die Nacht. Am anderen Tag blieben wir in einer etwas helleren und nicht so dumpfen Baracke, weil ich es verstand vorzutäuschen, daß mir mein Leibschuß durch die Strapazen schmerzte und Johann Durchfall markierte. Wir erholten uns an diesem Tage in der Sonne liegend, vor der Casematte in dem Grase.

Als wir drei Tage gearbeitet hatten, wurden wir ins Büro gerufen. Der Franzose sagte uns, daß wir zu unserer P. G.-Komp. 333 zurückgebracht werden müßten, denn hier in Lille sei kein Asyl für geschnappte Ausreißer. Ich verbesserte den Schreiber, daß wir nicht zur Comp. 333 gehörten, sondern zu 363, St. Quentin. Da kam ich aber schlecht an. Er gröhlte mich an, ich hielte ihn wohl für dumm. Er könne noch lesen, daß von Antwerpen aus in den Begleitpapieren 333 stände und nicht 363. Ich versuchte es dennoch, ihn zu überzeugen, daß es ein Irrtum sei, ein Schreibfehler. Da

trat er auf mich zu und erklärte lächelnd, er kenne ja die Boches ganz genau, und gerade die Ausreißer, das sei gerade die gerissenste Gesellschaft. Ich sollte ihm doch nicht weißmachen wollen, wir wollten nur nicht wieder zurück zu unserer alten Kompagnie, weil wir da unsere „Abreibung“ wegen der Flucht kriegten! Ich war einfach baff über die Gedankengänge des Franzosen, denn daran hatten wir ja gar nicht gedacht, denn wir wußten ja, daß hier tatsächlich ein Schreibfehler in der Compagnie-Bezeichnung vorlag. Johann, der hatte sofort wieder andere Gedanken und sagte mir: „Laß doch Karl, laß se uns doch in die falsche Compagnie bringe, da könne mer vielleicht leichter fortschlupfe und mer habe so mehr Glück!“

Ich gab mich zufrieden und nach einer Weile kam ein schmächtiger, junger Soldat, vielleicht 19 Jahre alt, der nahm uns in Gewahrsam, um uns fortzubringen. Er erhielt vom Sergant die Begleitpapiere, hing seinen Brotbeutel um und bekam noch Instruktionen auf den Weg. Alsdann nahm er seine Knarre, und wir trollten, beide mit dem linken beziehungsweise rechten Handgelenk aneinander gefesselt, los. Unsere andere „Garde der Ausreißer“ blieb noch ein paar Tage in Lille, bis auch sie nach den verschiedenste Lagern ihrer Herkunft abgeschoben wurden. Lange noch blickten sie uns nach, wehmütig und uns zuwinkend.

Der Posten brachte uns an die Bahn und von dort aus fuhren wir mit ihm nach Cambrai. Der Bahnhofsvorplatz in Cambrai lächelte uns gewissermaßen wieder an, und wir dachten, indem wir ihn so vor dem jungen Franzmann zusammengeschlossen überquerten, daß wir ihn vor etwa drei Wochen nächtlicherweise auch überschritten hatten, nachdem der Bahnarbeiter uns den Weg gewiesen hatte.

Hier von Cambrai ging es zu Fuß weiter, und zwar zu unserem Erstaunen nicht nach Süden, Richtung St. Quentin, sondern direkt nach Westen. Am Ausgang von Cambrai lasen wir, an einem Wegweiser: Arras 35 km. Na, uns war es nun gleich, wo wir hinkamen, jedenfalls noch nicht nach St. Quentin.

Der junge Franzmann war wirklich ein netter Kerl, der ganz gesprächig neben uns ging, sobald wir auf der Chaussee waren, und er nicht zu fürchten brauchte, daß er irgendwelchen Vorgesetzten begegnete. In den Dörfern ließ er uns dann vorweg gehen. Er folgte mit umgehangenen Gewehr auf drei Schritten Abstand, streng dienstlich.

Als Karl und sein Vertrauter Johann im Gefangenenlager der Kompanie 333 ankamen, empfing sie erhebliche Verwirrung – selbst beim deutschen Feldwebel, der für die Gefangenen zuständig war:

Der Feldwebel ermahnte uns ja keine Dummheiten hier zu machen. Er wolle keine Scherereien mit dem französischen Lagerkommandanten haben. Selbstverständlich sagten wir, daß wir gar nicht daran dächten, wir wären ja viel zu schlapp und mürbe für einen Fluchtversuch.

Der französische Kommandant misstraute den beiden von Anfang an und sperrte sie in einen Schuppen, wo eine Wache „ein Auge auf sie haben“ sollte. Für die beiden war ein erneuter Fluchtversuch jedoch nur eine Frage des Wann, nicht des „Ob“ – und schon vier Stunden nach ihrer Ankunft planten sie, am nächsten Morgen zu fliehen. So waren sie bald wieder auf einer ziellosen Flucht durch ein zerstörtes, fremdes Land.



rechts: Soldaten verlassen ihren Graben zum Angriff während der Schlacht um Verdun, 1916
links: Französische Soldaten suchen Schutz in einem Schützengraben bei Verdun, 1916

Ihre Freiheit sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein. Nach vielem Ausweichen und Taktieren liefen die beiden Ausreißer plötzlich den falschen Leuten am falschen Ort zur falschen Zeit in die Arme:

Da bemerkten mich die Franzosen. Par ici, lève tes mains! (Hierher, Hände hoch!) So tönte es mir entgegen. Ich tappte vorwärts und auf 30 Schritt stand ich vor der Gruppe. Ah, tu parles francais. Und so schnappte man uns, fesselte unsere Hände und brachte uns an die Brücke zum Häuschen. Wir mußten berichten, wo wir herkamen, unsere Personalien angeben und wurden dann in Crespin dem Gendarm übergeben. Das war ein schlimmer Kerl, der jeden von uns, die wir ja gefesselt waren, und uns nicht wehren konnten, zuerst einmal mit einer Peitsche durchpeitschte, dann sperrte er uns in den Keller der Gendarmeriestation. Am anderen Morgen warf er uns ein Stück Brot hin, gab uns ein Kochgeschirr,



Wasser und dann mußten wir in dem Schulgebäude die bald überlaufenden Latrinenkübel leer und sauber machen. Eine ekelhafte und schreckliche Arbeit war das.

In der Mittagszeit wurden wir nochmals vernommen und am anderen Tage sollten wir nach St. Quentin zu unserer richtigen Compagnie 363 zurückgebracht werden. Ach du lieber Gott. Dieser Gedanke, wenn wir da nach fast vierwöchiger Abwesenheit, zweimal ausgerückt, dabei die schöne Karte an den Kommandanten extra in petto, wieder ankamen!

Wir blieben die Nacht noch auf der Gendarmeriestation. Am anderen Morgen kamen zwei berittene Gendarme. Wieder fesselte man uns mit dem Handgelenk mittels einer ca. 5 Meter langen Pferdeleine am Sattelknopf an, und die Reise ging los. Ein trauriges Bild für alle, die uns wohl begegnet sind, aber am meisten doch für uns. Soviel Strapazen und Mühen, und dennoch vergeblich!

Uns erwarteten nun doppelte Strafen und wegen Sachbeschädigungen und Zerstörung französischen Eigentums, nämlich der Stallwand, drohten uns besondere Härten. Durch Cambrai war es ein bitterer Gang. Manchmal wurden wir angespuckt, da man meinte, wir wären Schwerverbrecher, die so abtransportiert wurden, aber auch manchen mitleidigen Blick fingen wir auf.

Unsere Füße schmerzten, weil die Pferde einen scharfen Tritt hatten und unbarmherzig waren die Gendarme beim Reiten. Bei „Le Catelet“, da konnte Johann, der völlig wund war, kaum weiter. Auf mein inständiges Bitten ruhten wir im Grase fast eine Stunde aus und Johann verband seine Füße, nachdem er sie gewaschen hatte. Dann ging’s etwas gekräftigt weiter, bis wir in den Nachmittagsstunden St. Quentin erreichten. Um die Stadt herum, am Kanal entlang, bogen wir nach Harly, unserem Lager zu, ein.

Der Empfang hier war für uns schrecklich. Die beiden Reiter, mit uns etwas vorausgetrieben, ritten im Lager ein. Alles, was im Lager gerade da war, sah von weitem dieses Bild und erst am Eingang erkannte man uns. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde durch das Lager: „K. Walter und Johann Schumacher hat man geschnappt, die Gendarme bringen sie dort.“ Die Wachmannschaft empfing uns mit Grinsen und Andeutungen der verheißungsvollsten Art. Die Kameraden standen am Zaun, untereinander die Neuigkeit besprechend, denn fast vier Wochen waren wir doch weg gewesen und jetzt erst geschnappt. Ein Rätsel für sie.

Ich sehe noch heute die traurige Mine von Ludwig Wagner, der gerade an diesem Nachmittag im Lager war, und nur uns am Zaune stehend, beide wie Verbrecher angeschleppt, bringen sah. Das waren traurige Minuten, und wir senkten die Köpfe, nicht weil wir uns schämten, nein, weil uns alles so tief ins Herz schnitt.

In der Franzosenbaracke empfing uns der Sergentmajor mit ein paar freundlichen Schimpfworten und einigen Rippenstößen. Besonders über mich war man sehr ungehalten, weil ich nach Ansicht der Franzosen meine etwas gehobene Stellung als Cantinen-Einkäufer so schändlich mißbraucht hatte. Die Posten, die bei unserer Flucht Wache gehabt hatten, waren ebenfalls bestraft worden, und der arme, kleine René war versetzt worden.

So war unser Empfang „sehr liebenswürdig“, aber es kam noch besser. Nach einer knappen Viertelstunde trat der Kommandant ein. „Ah, voilà mon ami Walter... Retour de votre voyage.... merci bien pour votre aimeable nuovelle d’anvers... Boche infame, que tu es.... et.“ (Ah, da bist du ja, mein Freund Walter. Zurück von der Reise. Danke sehr für die freundliche Nachricht aus Antwerpen, infamer Boche, der du bist.) Klatschend sausten die Hiebe seiner Peitsche mir über den Rücken und Kopf, den ich mit den Händen schützte und so die Schläge etwas abfing. Johann erhielt auch neben einigen Fußtritten ein paar Hiebe. Tout suite an Cellule! (Sofort in die Zelle!) Man brachte uns ins Zellule und traurige Tage begannen. Der Kommandant brummte uns sofort 20 Tage cellule auf und hing uns ein Strafverfahren an, das nun nach französischem Muster lief und lief, bis man eben aus dem Loche nicht mehr herauskam.

Am anderen Tage wurden wir eingehend vernommen. Es hatte keinen Zweck, zu leugnen oder etwas zu verschweigen, denn man hätte es doch erfahren. Bei unseren Berichten konnte es der Kommandant nicht unterlassen, bei den verschiedenen Schilderungen, einer gewissen Hochachtung Ausdruck zu geben. Aber – quant même – la punition reste 90 jours cellule, 30 jours durés inclos! (Trotzdem, die Strafe bleibt – 90 Tage Zellenhaft, darin eingeschlossen 30 Tage verschärfte Zellenhaft!) Schwer waren die Tage im Kerker. Unsere Zelle war außerhalb des Gefangenenlagers gelegen und bestand aus glatten Eisenschutzwänden oder gar Stahl, die irgendwo in Artilleriestellungen gefunden worden waren. Diese Platten waren senkrecht aufgestellt, ca. 1 ½ cm stark, 2 ½ Meter hoch, viereckig wie ein Kasten




Französische „Poilus“ (umgangssprachlich für „Soldaten“, wörtlich „die Behaarten“) arbeiten sich 1915 durch feindlichen Stacheldraht; rechts: „Poilus“ posieren im Juni 1917 in einem Schützengraben. [Fotos mit KI koloriert und nachbearbeitet.]

zusammengesetzt und oben darauf wieder eine Stahlplatte glatt gelegt, sodaß also Dach und Seitenwände aus Stahl waren.

Innen befanden sich 2 Zellen, in welche jedes Mal 2 Mann gesteckt wurden. Das Schlimmste war, daß jede Zelle für 2 Mann nur ca. bis 1.50 – 1.60 Meter breit und 2 Meter lang war. Oben und unten war je eine Pritsche, und der Zwischenraum war so klein, daß weder der Obere noch der Untere sich gerade hinsetzten konnte. Immer stieß man an, entweder oben an der Eisendecke des Daches – oder der unten Liegende stieß mit dem Schädel an den oberen Pritschenboden. Also bewegen konnte man sich kaum, umhergehen erst recht nicht. Setzte man sich auf den Pritschenrand, so stießen die Knie an die glatte Seitenwand. Dazu die Augusthitze, keine Lüftung, bei einem Liter Wasser und 300 gr. Brot am Tag. Jeden dritten Tag nur gab es sogenannten „Kaffee“, mittags Suppe und dann Abendsuppe. Ferner durften wir an jedem dritten Tag eine halbe Stunde draußen um die Baracke herumgehen, natürlich unter Aufsicht, jedenfalls für uns eine harte Zeit.

Man hatte uns unsere Kleidung abgenommen und alles in einen Sack gesteckt. Wir trugen wieder Drillich-P. G.-Zeug.

Nach 30 Tagen Zelle und guter Führung wurden wir zu Bauarbeiten herangezogen, aber abends mußten wir im anderen Prison, wo die „leichten Verbrecher“ ihre kleinen Strafen absaßen, einschieben.

Wir arbeiteten nun mehrere Tage an der Kleinbahn. Dabei hatte ich „zufällig“ im Brotbeutel eines französischen Serganten, der zu einer ganz anderen Kolonne gehörte, einen 10 Frcs.-Schein „gefunden“, der dankbar in meinen Fingern hängen blieb. Die Franzosen beschuldigten sich dann untereinander des Diebstahls, denn von uns Gefangen war ja keiner in die Nähe des Brotbeutels gekommen.

Als ich dann eines Tages den Kranken spielte und wirklich – un jour repos – (einen Ruhetag) hatte, da stellte mich der französische Korporal, der die Pferde und Wagen unter seine Obhut hatte, an, den Stall ein wenig abzufegen und zu säubern. Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich im Nebenschuppen, ganz in der Ecke, einen Sack, in dem unsere Zivilklamotten noch zusammengepackt waren. Der Kommandant hatte behauptet, wir hätten alle diese Sachen gestohlen und sie lagen nun hier als Mitbelastungsmaterial neben der angeklagten Sachbeschädigung französischen Staatseigentums in dem Schuppen. Ein Gedanke durchzuckte mich. Der Sack mußte verschwinden und zwar sofort. Denn daß wir bei allernächster Gelegenheit wieder auf Flucht gehen würden, daß war für Johann und mich ganz klar.

Ich macht mich in dem Schuppen mit Besen und Gabel zu schaffen, nahm dann einen Futtersack, steckte den anderen Sack mit dem Zivilzeug hinein, nahm ein Bündel Stroh, deckte es darüber und in einem unbeobachteten Augenblick trollte ich vom Pferdestall auf unsere Baracke zu. Das Stroh ragte aus dem Sack heraus und wenn mich ein Franzmann oder der Posten gefragt hätte, dann hätte ich prompt geantwortet: *„C’est puor les paillasses l’infirmerse.“* (Das Stroh sei für die Strohsäcke in der Krankenstube zum Nachfüllen.) Niemand hielt mich an. Ich erreichte die Baracke Nr. 2. Der Sack mit dem Zivilzeug flog auf den Strohsack von Ludwig Wagner. Ein Kamerad, der gerade in der Baracke war und zu dem ich Vertrauen hatte, bekam Bescheid, daß das Zeug sofort versteckt werden mußte. Ich trollte nun mit meinem Stroh zur Krankenstube und stopfte einige Strohsäcke etwas voller. Nichts war bemerkt worden. Ich ging zurück zu dem Stall, machte noch ein bißchen sauber, bekam vom Caporal zum Dank für meine fleißige Arbeit noch ein paar Zigaretten und trollte seelenvergnügt mit meinen Holzpantoffeln an den Füßen ins Lager zurück.

Am Abend, als Ludwig Wagner von der Arbeit zurückkam, war er unterrichtet und die Sachen waren verschwunden. Walter Sonnabend vermehrte auch einige Stücke und wir hatten ausgemacht, daß wir sie im Gebrauchsfalle schnellstens wiederhatten. Beide Mützen, Jacken, Hosen sowie Wickelgamaschen, alles war noch da. In den Hosen waren noch die Francs eingenäht, die ja für die Reise Mons-Antwerpen reichen sollten. Auch Ludwig Wagner und W. Sonnabend hatten uns versprochen, uns von ihrem Geldvorrat genug zu einer eventuellen Flucht zu geben.

Nach einigen Tagen Arbeit sperrte man uns wieder ein, da scheinbar das Verfahren gegen uns zu laufen begann. Auch waren ja erst 30 Tage Zellule abgerissen.

In den folgenden Tagen halfen uns nun die Kameraden des Lagers, den Prisonaufenthalt zu erleichtern. Jeden Morgen wurden wir, am Lager vorbei, nach dem Sumpf geführt, der sich hinter dem Lager befand und in dem unser P. G.-Drillichzeug bei der ersten Flucht versenkt war. Unsere Freunde, besonders L. Wagner, versteckten da oftmals unter den Bäumen der Waschstelle etwas für uns, bald einen Hering, bald einen Würfel Margarine, bald Brot und Tabak, kurzum, etwas war immer da. Wie wir diese Sachen in das Prison brachten, das wissen die ehemaligen Kriegsgefangenen ganz genau und keine Stelle des Körpers war heilig genug, um nicht als eventuelles Versteck zu dienen. Nur einmal wäre mir bald ein halber Margarinewürfel, den ich plattgedrückt hatte, und auf dem Kopf unter meinem Feldkrätzchen ins Kittchen schleppen wollte, in Saucenform in die Augen gelaufen, wenn ich nicht das Krätzchen, in der Hand zusammengedrückt haltend und mir die Nase putzend, so mit durchgeschleppt hätte. Jedenfalls erleichterten uns unsere Kameraden das harte Los und wir Beiden sind heute noch allen dankbar.

Da plötzlich, am 1. November, kommt abends der Sergeant zu uns und sagt, daß morgen, also am 2. November, Johann und ich fortkämen. Er wisse allerdings nicht, wohin. Wir Beide hatten aber bereits von anderer Seite erfahren, daß alle deutschen Kriegsgefangenen, die geflohen waren, beziehungsweise wegen einer Beschädigung oder eines Diebstahls an französischem Eigentum angeklagt, respektive bestraft worden seien, in einer sogenannten Straf-Compagnie zusammengezogen würden, um dann in ein Straflager verschickt zu werden. Na, da hatten wir es ja. Wir konnten uns auf allerhand gefaßt machen. Unsere „Sündenregister“ waren lang genug. Wir hörten auch, daß eine solche StrafCompagnie hier ganz in der Nähe von St. Quentin zusammen gestellt werden sollte. Aus allen benachbarten Lagern würden die Ausreißer und Schwerverbrecher zusammengetrommelt. Das mußte ja eine herrliche Gesellschaft geben, wenn solche Elite zusammenströmte!

Flugs wurde mit L. Wagner, W. Sonnabend und einigen anderen Kameraden vereinbart, sie sollten die Zivilsachen täglich bereit halten, immer ein Bündel zusammen. Wir würden sie auf irgendeine Weise schon holen kommen oder holen lassen. Vielleicht schon den nächsten Tag. Jedenfalls versuchten wir es auf alle Fälle nochmals, wie, das wußten wir selbst noch nicht.

Am anderen Morgen mußten wir unsere Sachen zusammenpacken und gegen 10 Uhr nahmen wir Abschied von den Kameraden. Ich flüsterte Ludwig Wagner noch zu: „Spätestens in ein paar Tagen hauen wir ab. Paß auf!“ Wir hatten von ihm und W. Sonnabend jeder fast noch 50 Francs extra an Bargeld in der Tasche beziehungsweise versteckt in einem Täschchen am Strumpf das Papiergeld und im Margarinewürfel das Silbergeld.

Die lieben Kameraden winkten uns zu und drückten uns die Hände, während wir mit den beiden Begleitposten durch die Lagergasse hinaus nach Harly zu gingen. Bald war das Lager unseren Blicken entschwunden. Wir überquerten nach kaum 10 Minuten die Straße nach St. Quentin, gingen noch weiter 10 bis 15 Minuten durch total zerschossenes Gelände und alte Stellungen. Bald standen wir vor einem neuen Gefangenenlager, mitten im Gelände, etwas am Hang gelegen, umgeben von dichtem Stacheldraht.

Ein Posten am Eingang lächelte uns zu und rief im Vorbeigehen dem uns begleitenden Franzosen zu: *„Eh bien, toujoure sangemente.“* (Ja, ja, es werden immer mehr.) Ich verstand für den ersten Augenblick nicht recht den Sinn, wußte aber nach einer halben Stunde, was er meinte. Es kamen nämlich immer mehr P. G. in Truppen zu 2, 3 und auch 4 Mann an. Alles sogenannte „Verbrecher“, die „Schweres“ auf dem Kerbholz hatten.

Es war schlechtes Wetter, wie so der November ist, naßkalt und frostig. Als wir Beide zur Schreibstube kamen und unsere Begleitpapiere durchgesehen wurden, da entfuhr dem Adjutanten mit einem satirischen Lächeln uns ansehend, der Ausdruck „des beaux garcons, par dieu“. (nette Burschen, bei Gott.) Er hieß uns nach kurzer Untersuchung abtreten, gestattete aber nicht, daß wir die aus Harly mitgebrachten beiden Schlafdecken behielten. „Une couverture, c’est assez baste!“ (Eine Decke genügt!) So hatte jeder nur eine Decke und knurrend zogen wir ab.

Das konnte ja gut werden. Man brachte uns in eines der großen viereckigen Zelte, von denen jedes fast 80 Mann hätte fassen können. Es waren frühere deutsche Zelte, die wahrscheinlich irgendwo stehen geblieben waren.

Als wir eintraten, durchfuhr uns ein Schreck. Keine Pritschen standen darin, sondern in einer Ecke war gerade soviel Stroh, wie auf eine kleine Fuhre geht, aufgehäuft und da kauerten bereits ca. 30 Mann. Vom Eingang bis zur Ecke waren es rund 20 Meter. Vorn am Eingang lief man in Schlamm und Dreck, denn die Zelte waren mitten auf dem Felde aufgestellt worden, ohne irgendwelche Herrichtung des Fußbodens. Keine Schlacken, keine Steine, kein Gras, nichts als blanke Erde und Schlamm!

Wir blieben am Eingang stehen, sprachlos. „Na, kommt nur rein, ihr feinen Pinkels, in die gute Stube. Ihr gewöhnt euch bald noch an wat Besseres. Es wird knorke, det is sicher.“, so ungefähr empfing uns ein witziger Berliner Junge, der barfuß vorn auf dem Stroh hockte und soeben mit einer Mundharmonika allerlei lustige Lieder gespielt hatte. Wir suchten uns ein bißchen Stroh und hauten uns lang hin.



Kolorierte Porträtaufnahme von Paul Tarnofsky und Johann Janski, deutschen Soldaten im Ersten Weltkrieg. Rechts das Gemälde „L'exécution des notables de Blégny, 1914" („Die Hinrichtung der Honoratioren von Blégny, 1914") des belgischen Augenzeugen Evariste Carpentier aus dem Jahr 1918; eingefügt: Leichen einiger der 674 Opfer der „Plünderung von Dinant" in Belgien im August 1914. Die „Vergewaltigung Belgiens" umfasste ohne Zweifel unzählige Kriegsverbrechen. Solche Kriegsbilder – grauenhaft zutreffend oder zu Propagandazwecken übertrieben – nährten fortbestehende Ressentiments aus der Vorkriegszeit, schürten Hass und beeinflussten das spätere Verhalten aller Seiten im Ersten Weltkrieg.

> Die Kameraden waren meistens erst 2 bis 3 Tage da und berichteten, daß innerhalb der nächsten 14 Tage die Kompagnie vollzählig sein sollte. Dann kämen wir entweder nach oder in die Bergwerke. Alles wäre hier nur „bessere Gesellschaft", die entweder Ausreißer mit Vorstrafen und längeren Verbüßungen seien, oder Andere, die wegen Diebstahl, Zerstörung französischen Eigentums und anderer gesuchter schöner Dinge angeklagt beziehungsweise bestraft seien. Die Zelte seien alle noch schwach belegt. Im Ganzen seien vielleicht 180 Mann da. Es sollten jedoch über 300 werden. Die Posten seien nicht gehässig, aber der Adjutant, das sei einer, der in Deutschland gefangen gewesen sei und es schlecht gehabt habe. Der sei ein Lump. Na, wir hatten ihn ja von dieser Seite schon kennen gelernt, als er uns eine unserer Decken wegnahm.

Könnte dieser französische Adjutant zufällig im Kriegsgefangenenlager in Langensalza interniert gewesen sein? Falls ja, könnte ein Teil seines „schuftigen" Verhaltens eine Reaktion auf das gewesen sein, was er in deutschen Kriegsgefangenenlagern erlebt hatte? Wusste er – wusste Karl – von dem sogenannten „Massaker von Langensalza" 16 Tage nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, als deutsche Wachen 16 der ihnen „anvertrauten" Gefangenen erschossen, darunter 10 Franzosen? Könnte das Verhalten des Adjutanten von diesem Vorfall beeinflusst worden sein – der sich zufällig in der Heimatstadt dieses widerspenstigen deutschen Gefangenen ereignet hatte, der immer wieder floh?


108. Langensalza. Russische und französische Ärzte. — Médecins russes et français. — Russian and French surgeons. — Médicos rusos y franceses. — Русскіе и французскіе врачи. Лангензальца.


220. Langensalza. Franzose im Lager.
Prisonnier français au camp.
French prisoner in camp.
Francés en el campamento.
Французъ въ Лангензальцскомъ лагерѣ.





Karl Bergmüllers Gemälde von 1915 Heuernte der Gefangenen*; Standorte der wichtigsten Kriegsgefangenenlager in Deutschland, 1914–1919*

Ein größerer Zusammenhang: Das Kriegsgefangenenlager Langensalza, 1914–1919

Das Kriegsgefangenenlager in Langensalza war das einzige in Thüringen und das größte im mittleren Teil des Kaiserreichs. Laut frwiki.wiki „galt es als eines der härtesten“. Es bestand von November 1914 bis März 1919. Die Kriegsplaner hatten es ursprünglich für 10.000 Mann vorgesehen, doch bei Kriegsende waren dort bis zu 28.000 Gefangene untergebracht – fast das Dreifache der geplanten Kapazität. Die meisten von ihnen wurden auswärtigen Arbeitskommandos zugeteilt, etwa beim Bau einer neuen Bahnlinie von Langensalza nach Kirchheilingen, 15 km östlich quer durch fruchtbare Felder. Das Lager hatte zwei Außenstellen in Erfurt und Ohrdruf; Letztere wurde in Adolf Hitlers „Drittem Reich“ zu einem Konzentrationslager für „Volksfeinde“ – es war das erste NS-Lager, das gegen Ende des Zweiten Weltkriegs von der US-Armee befreit wurde.





Das 25 Hektar große Gelände des Lagers Langensalza: oben eine Aufnahme von etwa Sommer 1916, unten eine Aufnahme vom Sommer 2026, gemacht vom ortsansässigen Autor





Unter den Tausenden online zugänglichen Briefen und Postkarten alliierter und Achsen-Kriegsgefangener (aus beiden Weltkriegen) sticht diese hier hervor – durch ihre Schlichtheit nicht nur angesichts der Zensur, sondern auch durch ihre für die Kriegszeit seltene, verhaltene Poesie. Dieser französische Kriegsgefangene, der das Kriegsende im Lager Langensalza abwartete, schrieb knapp an eine geliebte Person:

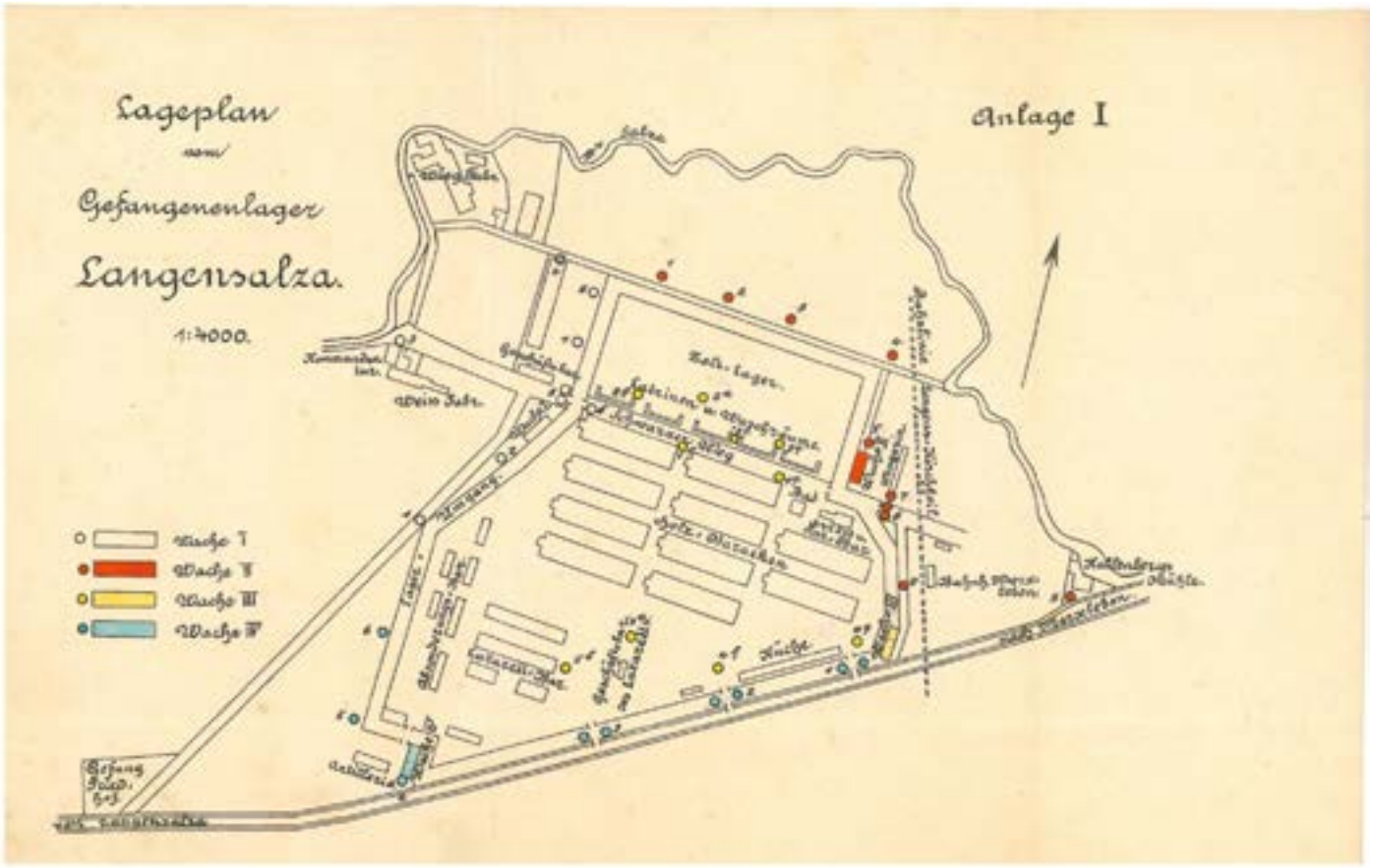
CHASSERIAUX Joseph, 7. Kolonialregiment / 4. Kompanie Nr. 5172 / Kriegsgefangenenlager / Langensalza in Thüringen
18. Dezember 1917 / Mademoiselle / Henriette LATESTERE / Rue de Vincennes / Caudéran / près [bei] Bordeaux (Gironde) / Frankreich
Herzliche Grüße. Zärtliche Küsse! René */ Entwertungsstempel*

Ein ironischer Zufall: Joseph Chasseriaux unterschrieb mit „René" – demselben Namen wie der „nette junge Franzose von etwa einundzwanzig Jahren", [der Karl als Begleiter für die wöchentlichen Einkaufsfahrten nach St. Quentin zugeteilt worden war und über den Karl später schrieb, er habe sich] „gut mit ihm verstanden".

Während des Ersten Weltkriegs war das Kriegsgefangenenlager Langensalza ein Internierungsort für Soldaten verschiedener Nationalitäten, vor allem Franzosen und Russen. Die Liste der deutschen Regierung über die im Lager Langensalza festgehaltenen Gefangenen vom 10. Oktober 1918 verzeichnet 28.000 Gefangene, darunter 12.200 Franzosen, 9.400 Russen, 3.500 Briten, 2.300 Italiener, 180 Belgier, 100 Rumänen und 27 Amerikaner. Auch Zivilisten wurden in Langensalza interniert: Mehrere Hundert waren in den von den deutschen Armeen eroberten Gebieten gefangen genommen worden.



Vorwiegend russische (stehend) und französische Kriegsgefangene im Lager Langensalza; der dunkelhäutige Mann, der in der vorderen Reihe liegt, soll aus dem afrikanischen Senegal stammen – aus dem Tausende von Männern „rekrutiert" wurden, um für Frankreich zu kämpfen. Im Hintergrund ist das Dorf Merxleben, wo sich auf dem Friedhof der Kirche Massengräber deutscher Soldaten aus einem früheren Krieg befinden, der etwa ein halbes Jahrhundert zuvor stattfand: Es war der letzte „deutsch-deutsche Bruderkrieg" von 1866, doch der Autor vertritt die Ansicht, dass dessen Ausgang dazu beitrug, den Weg für den „Großen Krieg" zu ebnen, der wiederum den Weg für den Zweiten Weltkrieg ebnete. Seine Thesen zu diesem Thema sind in anderen Werken enthalten, die an anderer Stelle erhältlich sind.



Plan des Kriegsgefangenenlagers Langensalza, um 1914; vier Farben kennzeichnen verschiedene Wachposten. Spätere Veränderungen und Erweiterungen des Lagers – besonders gegen Kriegsende – sind hier nicht dargestellt.

Die Geschichte dieses Lagers war geprägt von zwei schweren Fleckfieber-Epidemien im Jahr 1915, die fast tausend Menschenleben forderten, aber auch von der blutigen Erschießung von Gefangenen durch Lagerwachen am 27. November 1918. Die Tötungen, 16 Tage nach dem Waffenstillstand vom 11. November, lösten einen internationalen Skandal aus: 16 Tote, darunter 10 französische Gefangene, und 30 Verwundete. Weitere Einzelheiten zum Lager Langensalza finden sich in den Anmerkungen am Ende dieses Dokuments. Nun aber zurück zu Karls Geschichte:

> Das war also unsere neue Umgebung. Sie war ja wenig rosig. Wir verließen das Zelt und schauten in die anderen hinein. Überall dasselbe Lied von Dreck und Elend.
>
> In der Mitte des Lagers waren mehrere Baracken und eine Feldküche stand in einer Remise. In diesen Baracken wohnte die Wachmannschaft, abgeteilt davon in einem Holzhäuschen der französische Wachoffizier mit dem Adjutanten. Neben der Remise, wo die Küche untergebracht war, befand sich ein Schuppen mit allerhand Gerätschaften, wie Schaufeln, Picken, Äxten, Schubkarren und allerhand so netten Dingen, mit denen sich die P. G. die Zeit vertreiben konnten.
>
> An der Längsseite der Zelle befand sich eine Latrine in einem festen Bretterverschlag.
>
> Wie schon gesagt, das ganze Lager war von einem hohen, dichten Stacheldrahtzaun umgeben. Am Eingangstor stand der Posten. Ab und zu kamen kleine Trupps von 10 bis 15 Mann, begleitet von je einem Franzosen vorn und hinten durchs Tor von der Arbeit. Man arbeitete hier in den Stellungen, holte Stollenbretter und sonstige wertvolle Sachen aus den Gräben und planierte. Die Neuangekommenen brauchten erst am dritten Tag an die Arbeit zu gehen. Also hatten wir noch zwei Tage Zeit. Wir überlegten, kamen aber zu keinem Plan.
>
> Die Nacht brach an. Wir hockten eng aneinander auf dem bißchen Stroh. Es war empfindlich kalt geworden und es fiel sogar etwas Schnee. Ich konnte nicht schlafen vor Kälte und das ganze Elend eines Gefangenen packte mich. Wozu denn all dieses Leiden, wo wir doch keine Verbrecher waren, sondern deutsche Soldaten, die bis zuletzt ihre Pflicht getan hatten und nun so verlassen hier in Feindeshand schmachteten? Kein Mensch in der Heimat schien sich um uns zu kümmern. Mir rannten heiß die Tränen von den Wangen, hinein in das Stroh und das Bild meiner seligen Mutter stand mir vor der Seele, wie sie so sehnsüchtig die Arme nach mir ausstreckte. Ich war ja, wie ich wußte, immer ein klein wenig so ihr Lieblingsjunge gewesen, da ich in der Schule so gut eingeschlagen war. Bilder aus ihrer schweren Krankheit zogen schemenhaft an mir vorüber, dabei wälzte ich mich unruhig vor Kälte hin und her und stöhnte. Mein Kamerad Johann griff nach mir, rief mich mit Namen an und da wurde ich aus dem Halbschlummer verstört wach. „Warum weinst und stöhnst du denn Karl?“, so fragte er mich und ich wußte gar nicht, wie mir zu Mute war. Hier neben mit lag ja noch ein Kamerad, der sogar verheiratet war und der bereits zwei Mal mit mir alles Schwere der Fluchten und Strafen geteilt hatte. „Du, Johann, ich halt’s hier nicht aus“, flüsterte ich ihm zu und ergriff dabei seine Hand. „Ich muß

fort. Ich muß heim nach Deutschland. Lieber tot auf der Flucht, als wie ein Stück Vieh hier oder im Bergwerk irgendwo verrecken!“ Das waren meine Worte.

„Johann, machst du mit?“ „Aber selbstverständlich“, kam es aus seinem Munde zurück. „Wie kannst du nur anders denken von mir?“ Dankbar drückte ich ihm die Hand. Ich war weich geworden. Es war mir, der ich in sonstigen Kampfesdingen so hart sein kann, recht weh ums Herz, aber die anderen Kameraden hatten ja kaum etwas gemerkt. Schlafen konnte ich – zudem war es auch sehr kalt – nicht mehr. Ich hockte mich mit Johann zusammen und wir berieten, wie wir es machen wollten. Ich hatte einen Plan. Zuerst einmal mußten wir unsere Zivilsachen wieder in der Hand haben. Wir beschlossen, daß das Johann besorgte. Morgens gegen 7 Uhr gingen ja die Arbeitsabteilun100 gen, begleitet von Wachtposten, hinaus in die Stellungen und arbeiteten. Eine allzu scharfe Kontrolle war den Posten bei der Verschiedenartigkeit der Arbeiten nicht immer möglich, denn hier holt einer Stollenbretter heraus, dort werden Blindgänger gesammelt und woanders wieder werden Gräben zugeschaufelt. Einige Kameraden müssen auch Lagerarbeiten verrichten, wie Holz hacken, Holz herbeiholen. Kurzum, Johann muß hinüber nach Harly zur alten Compagnie 363. Durch die Stellungen schlendernd muß er dort in der Nähe des Lagers so tun, als arbeite er, wie so viele seiner Kameraden hinten bei der Latrine am Walde mit Pickel und Schaufel. Dann muß er abpassen, ob er Jemand innerhalb oder außerhalb des Lagers sieht und ihn bitten, das Bündel mit dem Zivilzeug von L. Wagners Strohsack zu besorgen. Im geeigneten Moment muß das Bündel dann hinten über den Zaun geworfen werden und Johann muß auf seine Art sehen, wie er es ins Lager bringt. Alles andere findet sich dann schon. Am gleichen Tage noch wollten wir dann abhauen, das stand bei mir fest.

So vergingen bei unseren Betrachtungen die Nachtstunden und beim Morgengrauen waren auch alle anderen Kameraden schon vor Kälte wach. Ich schlüpfte an den Zelteingang und erschrocken stellte ich fest, daß es sogar etwas geschneit hatte. Es war eben November und eigentlich eine schlechte Zeit zum Ausreißen.

Nach dem Kaffeetrinken wurde angetreten und Johann schloß sich, nachdem bereits abgezählt und eingeteilt war, mit Geschicklichkeit einer Abteilung an, die mit Picken und Schaufeln bewaffnet, Stellungsaufräumungsarbeiten vornahmen. Ich sehe ihn, an der Seite beim Ausgangstor stehend, hinausziehen. Ob es ihm wohl gelingt, das Zivilzeug zu besorgen? Das sind meine Gedanken. Nach 8 Uhr war er hinaus mit der Abteilung. Wann würde er wiederkommen? Sicherlich doch allein, denn er war ja bei einer Abteilung von 20 Mann als 21. unauffällig mit hinausgeschlüpft. Unruhig lief ich durch das Lager. Ich dachte mir dabei einen Plan aus, wie wir fortkommen könnten, wenn Johann mit den Sachen hier glücklich landen würde. Bei unserer Arbeit in der Comp. 363, beim Bahndamm, wußte ich, daß alle Tage nachmittags einige Minuten nach 3 ½ Uhr der D-Zug Paris-Brüssel durchfuhr, nachdem er einige Minuten in St. Quentin gehalten hatte. Ständig hatten wir beobachten können, daß in den Gängen des Zuges viele Arbeiter mit ihren Äxten, Schaufeln und sonstigem Handwerkszeug am Fenster standen und uns oftmals zuwinkten. Es waren eine Menge Polen, Spanier und sonstige Menschen, die hier teils bei St. Quentin oder Cambrai herum arbeiteten, aber drüben in Belgien in Mons und Umgegend billiger wohnten und lebten. Oftmals hatte ich bei der Arbeit der letzten Monate, vor unserer ersten Flucht, solche Leute gesprochen. Es gab Leute darunter, die kaum ein paar Brocken französisch sprachen, sondern nur tschechisch, polnisch oder spanisch.

Mit diesem Zug wollten wir es nun zum dritten Male riskieren. Wie wir über die Grenzkontrolle kamen, das mußten wir dann sehen. Also heute Nachmittag, gleich nach dem Essen, mußten wir abhauen, sofort hinter den Abteilungen her, die um 2 Uhr raus an die Arbeit gingen. Ich würde mir Axt und Säge aus dem Schuppen oder gar aus der Küche besorgen, um angeblich draußen Holz zu holen. Wir Beide in Gefangenenkluft, das Zivilzeug drunter, mußten versuchen, den Posten zu überreden, uns durchzulassen. Wir würden schon hinauskommen mit unseren Werkzeugen, besonders wenn ich dem Posten sagen würde, daß der Kommandant und Adjutant Holz haben wollten. Jedenfalls mußten wir aus dem Lager raus kommen. In dem nächsten Unterstand werfen wir dann unser P. G.-Zeug in ein altes Loch und in einer halben Stunde würden wir in St. Quentin am Bahnhof sein, die Karten lösen und mit dem Zug fort. Das mußte Eins sein. Ja, das war mein Plan.



Oben: Verdun vom Fort de la Chaume aus, Blick nach Nordosten, bevor es 1916 durch die Kämpfe verwüstet wurde





Der wiederaufgebaute St. Quentiner Bahnhof, Ende der 1920er-Jahre; der „Deutsche Soldatenfriedhof Saint-Quentin“ heute; unten: Mémorial dédié à ceux qui sont morts pendant les guerres mondiales à Saint-Quentin (Aisne) / Denkmal für die Toten der Weltkriege in St. Quentin



Allen Widrigkeiten zum Trotz ging Karls Plan auf – und brachte ihn und Johann schließlich an die belgisch-niederländische Grenze. Dort kamen sie durch einen glücklichen Zufall, nachdem sie „eine gute Stunde so lustig des Weges dahingegangen waren und dabei so manches Liedchen pfiffen oder gar vor uns hinträllerten“, in ein kleines Dorf. Dort, nach Monaten des Planens, Ausbrechens und Überstehens bildlicher, zuweilen fast wörtlicher Spießrutenläufe, führten ihre drei Fluchtversuche sie … **nach Hause:**

> Ich pfiff gerade wieder so aus Herzenslust irgendein bekanntes deutsches Soldatenlied, ich weiß nicht mehr welches, als wir an einem Gartenzaun vorüberkamen, hinter dem ein Mann mit einem Spaten ein Beet umgrub. Er stutze als er das Liedchen pfeifen hörte und schaute zu uns Beiden herüber. Fröhlichen Mutes schwenkte ich meine Mütze und rief ihm laut „Grüß Gott“ zu. Ein helles Aufleuchten seiner Augen, ein Gegengruß „Grüß Gott“. „Ihr seid wohl Deutsche?“, klang es uns freudig entgegen. Wir blieben stehen, bejahten seine Frage und mit einem Satz war der Mann, seinen Spaten hinwerfend, am Gartenzaun. Lachend schüttelte er uns die Hände und erklärte, daß er viele Jahre in Deutschland gearbeitet hätte und Deutschland und sein Volk liebe. Mit Stolz sagte er uns, daß seine Frau eine Deutsche sei, und zwar eine Schlesierin. Wir mußten mit in sein Haus, wo uns seine Frau und die beiden Kinder, die tadellos deutsch sprachen, herzlichst begrüßten.
>
> Mit der Familie wurde dann ein tüchtiges Frühstück gegessen und dann ging’s an’s Erzählen. Die Leute waren glücklich, uns Gutes tun zu können. Der Mann warnte uns wiederum vor den Gendarmen, die in letzter Zeit manchen Kriegsgefangenen wieder an die belgische Grenze zurückgebracht hätten. Er versprach, uns persönlich bis nach Rosendahl zu bringen, damit wir dort den Zug nach Rotterdam besteigen könnten.
>
> Nach ein paar Stunden fröhlichen Aufenthalts machten wir Beide und der Holländer uns auf den Weg nach Rosendahl. Unterwegs gab er uns den Rat, in Rotterdam sofort beim Bahnhof uns an den nächsten Verkehrsbeamten zu wenden und ihn nach dem deutschen Consulat zu fragen, dann wäre alles in Ordnung. In Rosendahl angekommen, löste uns der Holländer die Fahrkarten und mit herzlichen Dankesworten und Händedruck bestiegen wir den Zug, der uns in einer wunderschönen Fahrt durch die herrlichen Gegenden Hollands nach Rotterdam brachte.
>
> Der deutsche Konsul nahm uns sehr freundlich auf und ließ uns in das Hotel „Wilson“ mit voller Verpflegung einquartieren. Seine Gattin ließ uns aus einem Wäschegeschäft neue Leibwäsche zuschicken. Als wir gar noch ein Bad genommen und mit frischer Wäsche versehen im Hotel-Gastzimmer am gedeckten Tisch saßen, da überkam uns Beiden eine dankbare Freude, daß uns die Flucht geglückt war.

Wir sahen uns in den nächsten Tagen die Stadt Rotterdam an, besonders das Hafenviertel hatte unser Interesse. Ganz wundervoll waren die gärtnerischen Anlagen der Stadt, die wir stundenlang durchstreiften. Inzwischen hatte man uns auf dem Konsulat Papiere ausgestellt und so verließen wie nach 6tägigem Aufenthalt Rotterdam. Mit einigen Zehrgulden in der Tasche rollten wir nun der deutschen Grenze zu. Nach Deutschland, unserem Heimatland.

„Bald sind wir daheim“, so jubelte es in uns. Ja, aber in Deutschland war doch Revolution gewesen. Ja, da sollten die Soldaten sogar Revolution gemacht haben, wie uns die Franzosen erzählt hatten. All das konnten wir ja gar nicht fassen, noch viel weniger, uns ausdenken, wie es daheim aussah. Was wußten wir Kriegsgefangenen denn von der November-Revolution in Deutschland, da wir doch alle Nachrichten nur „gefärbt“ erhielten! Bisher hatte uns nur die Frage bewegt, heim zu kommen. Je näher wir aber der deutschen Grenze kamen, desto mehr bewegte uns die Frage, wie es wohl in unserem Vaterlande aussähe? Wie man uns wohl behandeln würde?



Die Züge, mit denen deutsche Soldaten ab August 1914 nach Frankreich fuhren,
unterschieden sich grundlegend von denen, mit denen die Überlebenden um 1919 zurückkehrten.

An der Grenzstation, ich weiß nicht mehr genau, wie sie hieß, hielt der Zug und das Personal wurde abgelöst. Ein anderer Zug stand auf einem Nebengleis und wir mußten dort hinüber. Am Zug auf dem Bahnsteig ging eine deutsche Rote Kreuzschwester in der allen Soldaten so wohltuenden Tracht auf und ab. Als wie sie sahen, stürzten wir auf sie zu, drückten ihr beide Hände und Freudentränen traten uns in die Augen. Zuerst wußte die Schwester ja gar nicht, was die beiden fremden Menschen von ihr wollten, aber ein paar Worte klärten sie schnell auf und sie freute sich aus ganzem Herzen mit uns. Herzlich hieß sie uns als erste deutsche Frau im Vaterlande willkommen.

Nach kurzem Aufenthalt auf der Grenzstation bestiegen wir zum ersten Mal wieder eine deutsche Eisenbahn. Ein Schrecken durchfuhr uns, als wir im Abteil Platz genommen hatten. Die Fensterscheiben in den Abteilen waren fast alle entweder gar nicht mehr da oder zerschlagen und zersprungen. Die Gurte zum Herauf- und Herunterlassen der Fenster waren abgeschnitten, die Gepäcknetze meistens zerrissen oder fehlten ganz. Und als wir gar einen Blick in die Abteile der I. und II. Klasse warfen, sahen wir, daß die Polster von den Bänken heruntergerissen waren und die Vorhänge fehlten. Aha, Spuren der „glorreichen Revolution“. So also hatten die „Helden“ gehaust. Ganz unglaublich für uns „Neulinge im Vaterland“ aber war das Benehmen einiger Beamten im Zuge und auch teils auf den Stationen gegenüber den Reisenden, barsch, rücksichtslos, teilweise sogar sehr unfreundlich war das Benehmen, gar nicht wie wir es sonst von den vorbildlichen, preußischen Beamten gewohnt waren.

Das Tollste für uns aber war, daß der Zug oft auf offener Strecke hielt und man erklärte uns, daß seit der Revolution nur 8 Stunden gearbeitet würden und daher müsse der Zug warten, bis die Ersatz-Ablösung käme. Dadurch entstanden natürlich Verspätungen, Anschlüsse wurden versäumt und die Mitreisenden waren sehr ungehalten.

Alle diese Beobachtungen in der kurzen Zeit waren für uns ungewohnt und neu, sodaß die Mitreisenden bald merkten, daß wir Beide von den „Errungenschaften der Revolution“ noch keine Ahnung hatte. Eine eigenartige Beklemmung machte sich bei uns doch bemerkbar, denn wir hatten uns unser Vaterland ein wenig anders vorgestellt.

In Friedrichsfelde blieben wir zwei Tage in einem Barackenlager, um ordnungsgemäß entlassen zu werden. Jeder bekam seinen Gefangenen-Entlassungs-Schein und freie Bahnfahrt nach dem Heimatort. Außerdem erhielt jeder ein Paar Strümpfe, ein Hemd, ein Paar Schuhe und einen alten Soldatenmantel, der aus einer schäbigen Art Brennesselstoff bestand. So, nun sollte es zur Heimat gehen. Leider kamen zu den ersten unangenehmen Eindrücken auf der Bahnfahrt noch ein besonders schöner Eindruck persönlicher Art. Als ich am Morgen der Abfahrt vom Strohsack aufsteige, entdecke ich, daß mir irgendeiner der Kameraden, die mit uns in der Baracke schliefen, meine neuen Schnürstiefel gestohlen hatte. Niemand wollte es gewesen sein und als ich es dem diensttuenden Unteroffizier meldete, da ließ derselbe sogar durchblicken, daß ich die Stiefel vielleicht selbst schon an irgendjemanden verkauft hätte und nur noch ein Paar haben wollte. Er wisse ja, was für geriebene Burschen die Ausreißer seien. Über dies Zumutung wurde ich derartig wütend, daß es zu einem fürchterlichen Krach kam, wobei ich mich bald an dem Kerl vergriffen hätte. Also soweit war die Lumpengesinnung bereits vorgeschritten, daß man diese Gedanken einem eben erst heimgekehrten Kriegsgefangenen unterschob.

Nun zog es uns aber doppelt heim zu unseren Lieben. Bis nach Köln fuhren wir zusammen. Von dort aus fuhr Johann nach Mannheim. Fest drückte ich meinen treuen Kameraden an die Brust, reichte ihm herzlich die Hände und mit den besten Segenswünschen und Grüßen an seine Lieben nahmen wir Abschied. Ein letztes Winken noch und er fuhr ab, während ich gleich darauf den Zug bestieg, der mich über Hagen-Kassel nach Thüringen brachte.

Zwei Tage brauchte ich, um bis nach Langensalza in Thüringen zu kommen, wo meine Eltern wohnten. Stundenlang blieben die Züge hier oder dort stehen und ohne Rücksicht auf die Reisenden verließen nach acht Stunden Fahrzeit oftmals das Fahrpersonal den Zug und wir mußten sehen, wie wir weiterkamen. Endlich war ich bis nach Leinefelde gekommen und nach vier Stunden Aufenthalt ging die Fahrt über Mühlhausen nach Langensalza zu.

Ein wunderbares, dankerfülltes Gefühl der Verbundenheit zur Heimat stieg in mir auf, als ich, am Fenster des Abteils lehnend, die nun bekannten Dörfchen an mir vorüberziehen sah. Und als gleich hinter Schönstedt, dem letzten Dorf vor Langensalza, die spitzen Türme Langensalzas auftauchten, und die ersten Häuser mich grüßten, da rollten unbewußt ein paar Tränen unbekannter Rührung mir die Wangen herab. Langensalza… Aussteigen! Nun bin ich wieder daheim, so klang es in mir.

Seit 1915 im Frühjahr war es das letzte Mal gewesen, also 4 ½ Jahre her. Als ich im Mai 1916 aus der Stellung vor Verdun meinen Urlaub antreten wollte, da riß mich das Schicksal als schwer Verwundeten in französische Gefangenschaft.



Das Rathaus von Langensalza am Neumarktplatz; Karls späteres Geschäft befand sich in dem Gebäude ganz rechts.

Langsamen Schrittes ging ich die Bahnhofstraße hinab, über den Steinweg, durch die Salz- und Steingrubenstraße zum Markt. Nichts hatte sich geändert. Alt und vertraut grüßten gewissermaßen in kleinstädtischer Behaglichkeit die Häuser. Es war alles so, als ob ich gar nicht fortgewesen wäre.



Als Karl an jenem ersten Tag nach dem Krieg durch die Straßen von Langensalza ging, konnte er nicht ahnen, daß das große Gebäude in der Mitte des obigen Fotos in seinem Leben eine wichtige Rolle spielen würde – eine verhängnisvolle.

Niemand der Entgegenkommenden achtete auf den Mann, der da mit seiner breiten, dunklen Schirmmütze, dem flotten Schnurrbart, in einem alten Soldatenmantel gekleidet, des Weges kam. Ich erkannte wohl so Manchen, doch ich wollte heim zum Elternhaus, welches auf der Kepfe beim Storchennest lag.

Das Wasser am Rathausbrunnen plätscherte mir seinen geschwätzigen Gruß zu. Ich überschritt den Markt und nach ein paar Minuten stand ich vor meinem Elternhaus, einer Bäckerei an der Kepfe. Beflügelten Schrittes trat ich durch die Ladentür, ein paar Schritte um den Ladentisch herum. Die Tür zur Ladenstube flog auf und mit jubelndem Rufe „Vater“ sank ich meinem Vater, der in der Stube war, in die Arme. Meine liebe zweite Mutter und Schwester eilten herbei und ein seliges Glück zog in unser trautes Heim. Ich mußte immer und immer wieder erzählen und die vielen Fragen beantworten, die jeder gern wissen wollte.

Auf dem Tisch lag gerade noch die vor einigen Tagen angekommene Postkarte, die ich vor meiner Flucht (wie bereits berichtet) abgesandt hatte und die meine dritte Flucht ankündigte. Eltern und Geschwister hatten sich bereits sehr gesorgt, da doch schon 14 Tage verstrichen waren. Nun war ich auf einmal eingekehrt und im Kreise meiner Lieben wohl aufgehoben.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Heimkehr in der Nachbarschaft und die große Schar Bekannter, Freunde und Nachbarn ließen es sich nicht nehmen, herbeizukommen und mich willkommen zu heißen. Ich selbst war vor Freude und Glück so bewegt, daß ich in den ersten Tagen in den trauten Räumen meines Elternhauses mir zuweilen still zuflüsterte … endlich daheim … in unserem geliebten deutschen Vaterlande!



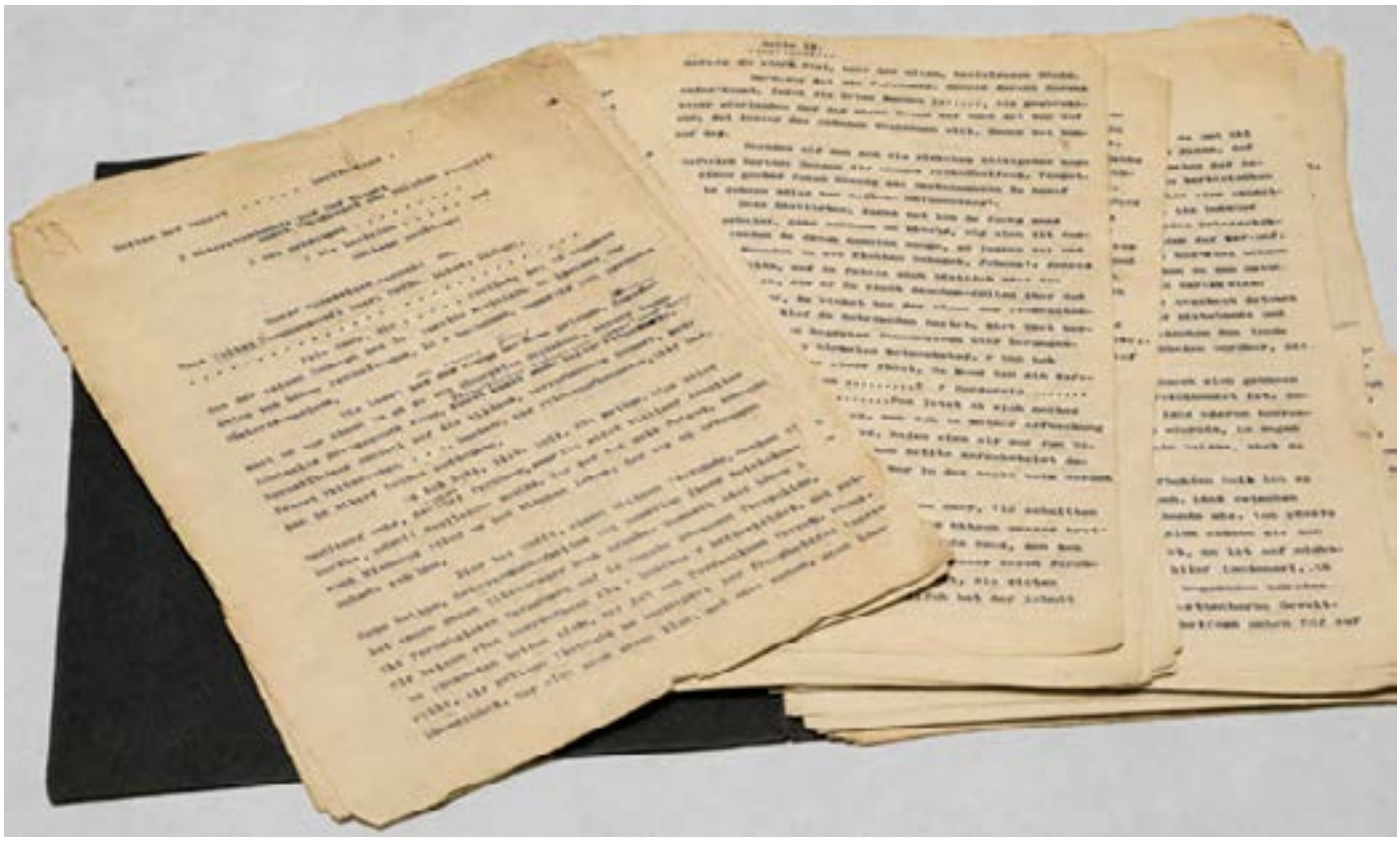
Das Haus und die Bäckerei der Familie Walter sind farbig dargestellt, mit dem Schild „Bäckerei“ über dem Fenster.

Blatt 150
---.---.---.---

da doch schon 14 Tage verstrichen waren. Nun war ich auf einmal eingekehrt und im Kreise meiner Lieben wohl aufgehoben.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Heimkehr in der Nachbarschaft, und die große Schar Bekannter, Freunde und Nachbarn ließen es sich nicht nehmen, herbeizukommen und mich willkommen zu heißen.

Ich selbst war vor Freude und Glück so bewegt, daß ich in den ersten Tagen in den trauten Räumen meines Elternhauses mir zuweilen still zuflüsterte.... endlich daheim..... in unserem geliebten deutschen Vaterlande!



Die handgetippte, 150-seitige Erinnerung, die Karl der Welt hinterlassen hat,
handelt von seinen dreieinhalb Jahren als Kriegsgefangener in Frankreich – als Zeugnis und als Warnung.

TEIL II

KARLS WELT AUF DEN KOPF GESTELLT DURCH DIE INSTABILITÄT DER DEUTSCHEN NACHKRIEGSZEIT



Karl Louis Eduard Walter, kurz vor dem Ersten Weltkrieg

Die Welt, die Karl viereinhalb Jahre zuvor, im Frühjahr 1915, verlassen hatte, war nicht mehr dieselbe, in die er 1919 zurückkehrte. Daran musste er sich erst gewöhnen …

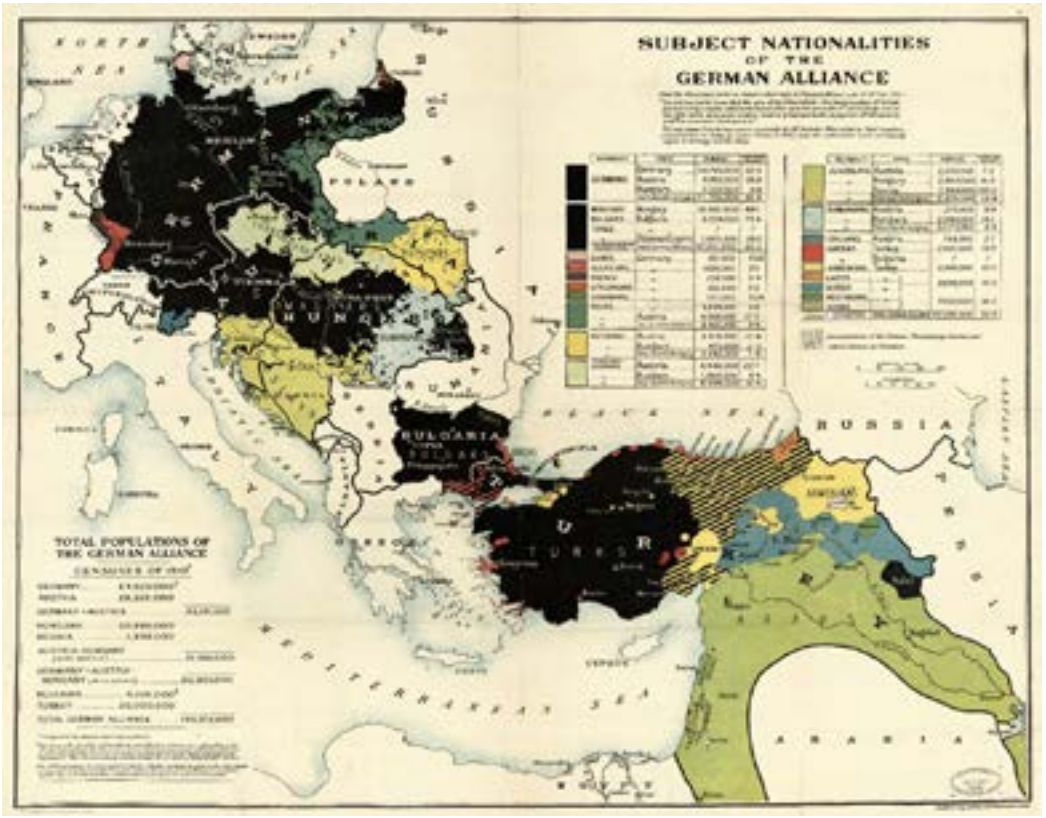
Zum einen hatte sich das „geliebte deutsche Vaterland“, das er am Ende seines obigen Berichts feierte, bis zur Unkenntlichkeit verändert gegenüber dem, in dem er zuvor gelebt zu haben glaubte.

Allein in Langensalza waren die unzähligen Veränderungen spürbar, wenn auch nicht immer bewusst. Vor dem „Großen Krieg“ besaßen die reichsten Bürger der verschlafenen Kleinstadt und einige Handelsfirmen Automobile; nun brummte es auf den Straßen Langensalzas zunehmend vor Verkehr.

In jenen Tagen vor dem Rundfunk boomte die Stummfilmindustrie, sodass die Kinos der Stadt sich vergrößerten und gut besucht waren. Illustrierte machten den Zeitungen die Leserschaft streitig, und die Werbung prunkte nun mit mehr Farbe und auffälligeren Gestaltungen: Kurz gesagt, die Medien waren auf dem Vormarsch. Die Art, wie Informationen gesammelt und verbreitet wurden, wandelte sich grundlegend; damit veränderte sich wiederum auch, wie die Bevölkerung sie verarbeitete und anschließend auslebte.

Innerhalb der vier Wände der Familie Walter trugen Karls Stiefmutter Wilhelmine und seine Schwestern nun kürzere Säume und freizügigere Schnitte; lange Locken schrumpften zum Bubikopf; Korsetts verschwanden über Nacht. Im Krieg hatten sich die gesellschaftlichen Rollen der Frauen verschoben: weniger zu Hause, mehr in der Öffentlichkeit; weniger Haushalt, mehr berufliches Fortkommen. Manche rauchten sogar!

In größerem Maßstab waren die Veränderungen der Nachkriegswelt gewaltig und deshalb auch schwerer zu begreifen oder zu bewältigen. Zum einen war Karl im Zweiten Deutschen Kaiserreich (1871–1918) erwachsen geworden. Das von Preußen geführte Reich war seit Mitte des 18. Jahrhunderts durch eine Reihe von Kriegen mit seinen Nachbarn gewachsen, unterlag aber schließlich in einem Krieg, den es nicht beherrschen konnte. Dennoch bot es während seines fast halbhundertjährigen Bestehens eine friedliche, alles durchdringende Stabilität, in der die deutsch und österreichisch regierten Länder größtenteils ein solides, stabiles Leben in wachsendem Wohlstand genießen konnten. Von Ausnahmen abgesehen, war unter der Herrschaft der Hohenzollern (Berlin) und der Habsburger (Wien) innerer Widerspruch „beherrschbar“, und die Vielzahl der zusammenlebenden Volksgruppen lebte in einem stillschweigenden Konsens. Diese im Allgemeinen unhinterfragte Einheit zerfiel, als beide Dynastien am Ende des „Großen Krieges“ zusammenbrachen – ebenso wie die Russlands (Romanow), des Osmanischen Reiches usw.



Während des Krieges hatten fast alle Kämpfe und die daraus folgenden materiellen Schäden außerhalb Deutschlands stattgefunden. Nachdem die Waffen schwiegen, entfaltete sich jedoch der gewaltsamste, destabilisierendste gesellschaftliche Schaden auf deutschem Boden. Vor allem die Abdankung des Kaisers am 9. November 1918 traf Millionen Deutsche schwer; für viele war seine überstürzte Flucht in die Niederlande der unerwartete Verlust einer verehrten Vaterfigur. Die bedingungslose Kapitulation Deutschlands zwei Tage später, am 11., wurde dann als tief empfundener Verrat erlebt – einer, der geradezu nach einem Sündenbock verlangte: zuerst „der Feind im Inneren", später ein Sammelsurium von „Verrätern": Pazifisten und „Internationalisten", die Linke und schließlich der „jüdisch geführte Bolschewismus".





[Beide Fotos von TRACES-Mitarbeitenden mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.]

Matrosen an Deck des Linienschiffs „Prinzregent Luitpold" mit einem Schild: „Soldatenrat Kriegsschiff Prinzregent Luitpold. Es lebe die sozialistische Republik." Rechts: Die „Thüringen" war eines der ersten Linienschiffe, deren Matrosen meuterten.

Für manche hinterließ der Abgang des Kaisers ein willkommenes offenes Spielfeld. Im darauffolgenden politischen Vakuum zogen bewaffnete Banden durch die Straßen: Macht bedeutete „Recht". Nach Beginn der sogenannten „Novemberrevolution" führten politisches Taktieren und oft brüchige Koalitionen zu wechselnden, mitunter bizarren Parteibündnissen. Allein bei den Kämpfen in Berlin und München zwischen November 1918 und Mai 1919 verloren mindestens 2.400 Menschen ihr Leben – von den Verletzten ganz zu schweigen. Die daraus resultierende gesellschaftliche Instabilität, verschärft durch ein wachsendes wirtschaftliches Chaos, erschütterte das gesamte nun zerfallende große Deutsche Reich. Seine beunruhigenden Nachbeben waren selbst im kleinen, relativ abgelegenen Langensalza körperlich zu spüren.



[Foto von TRACES-Mitarbeitenden mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.]



Ein Lastwagen mit revolutionären Matrosen und Soldaten fährt am 9. November 1918 durch das Brandenburger Tor in Berlin. Rechts: Ein Plakat der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD) zur Wahl der Weimarer Nationalversammlung 1919. Darauf steht: „Frauen! Gleiche Rechte = Gleiche Pflichten; Wählt sozialdemokratisch!"

Als die Überreste der kaiserlichen Herrschaft in Berlin diskreditiert waren und schwanden, riefen eifrige Kommunisten im behäbigen München eine „Räterepublik" aus, die von der provisorischen Regierung rasch niedergeschlagen wurde. Daraufhin trat eine Koalition aus Sozialisten und der Mitte etwa in der geografischen Mitte zwischen beiden Hauptstädten zusammen, in Weimar – am äußersten südöstlichen Rand desselben weiten Tals, des Thüringer Beckens, in dem „Salza" fast tausend Jahre lang mit Waid und anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen reich geworden war. Nach Monaten voller Pomp und politischem Pokern riefen die Versammelten die „Weimarer Republik" aus. Bis vor Kurzem noch Untertanen eines konservativen, wenn auch oft sozial gesinnten Kaiserreichs, nahmen die meisten Deutschen ihre neue Republik kritisch, wenn nicht skeptisch auf. Manche freuten sich bei dem Gedanken an ihr baldiges Ende.

Der „Kapp-Putsch“ zum Beispiel war einer von mehreren Versuchen, die demokratische Kultur auf deutschem Boden zu sabotieren. Auch Kapp-Lüttwitz-Putsch genannt, war er ein rechtsgerichteter Versuch, die junge Weimarer Republik zu stürzen. Er begann am 13. März 1920 in Berlin. Seine Hauptanführer waren General Walther von Lüttwitz und der konservative Politiker Wolfgang Kapp, unterstützt von Teilen des Militärs, nationalistischen Gruppen und einer Freikorpseinheit. Unter anderem wollten sie sich dem Ziel der jungen Regierung widersetzen, die Streitkräfte zu verkleinern und bestimmte Freikorpseinheiten aufzulösen, wie es der Versailler Vertrag verlangte – der den Ersten Weltkrieg offiziell beendete, ungewollt aber die Voraussetzungen für einen zweiten schuf.

In Anlehnung an die Berichte des Deutschen Historischen Museums:

> Als Lüttwitz sich weigerte, solche Befehle anzunehmen, marschierten bewaffnete Truppen in Berlin ein, die rechtmäßige Regierung floh aus der Hauptstadt, und Kapp erklärte sich zum Reichskanzler. Die oberste Heeresführung bot der gewählten Regierung keinen verlässlichen militärischen Schutz. Der Putsch scheiterte, weil Gewerkschaften und demokratische Politiker zum Generalstreik aufriefen, dem sich rund zwölf Millionen Menschen anschlossen – der größte Streik der deutschen Geschichte. Millionen Arbeiter legten die Arbeit nieder; öffentlicher Verkehr und Nachrichtenverbindungen wurden unterbrochen; Fabriken und Behörden schlossen; und die grundlegende Versorgung Berlins war beeinträchtigt. Auch die Berliner Beamten weigerten sich, die Anordnungen der Putschisten auszuführen, was ein Regieren für die Putschisten unmöglich machte, sodass Kapp und Lüttwitz ihr Vorhaben schon nach wenigen Tagen aufgaben. Die Republik überlebte zwar, doch die Krise offenbarte ihre Schwäche. Viele am Putsch Beteiligte wurden nur milde bestraft, während bewaffnete Arbeiter, die sich dem Putsch widersetzt hatten, später Reichswehr und Freikorps gegenüberstanden. Die Ereignisse vertieften politisches Misstrauen und Gewalt in Deutschland. Dennoch war es eine frühe Erprobung direkter Aktion von unten, aus dem Volk heraus.

Wie aus der deutschen Wikipedia weiter zusammengefasst wird:

> Der Putsch in Berlin hatte in Thüringen besonders schwerwiegende Folgen. Die Region war damals politisch gespalten, mit starken sozialistischen wie konservativen Bewegungen. Die Nachricht vom Putsch in Berlin führte zu Streiks, Demonstrationen, der Bildung von Arbeiterwehren und bewaffneten Auseinandersetzungen. In Teilen Thüringens entwickelte sich der Konflikt zu einem bürgerkriegsähnlichen Kampf, statt nur ein politischer Protest zu bleiben. Wichtige Ereignisse fanden in Weimar, Erfurt, Eisenach, Gotha, Suhl und umliegenden Orten statt. Die Arbeiter stellten sich gegen den rechten Putsch und forderten in manchen Gegenden auch weitergehende sozialistische Veränderungen. Regierungstruppen, örtliche Sicherheitseinheiten, Freikorpsverbände und bewaffnete Arbeiter standen einander gegenüber. Das machte die Lage komplizierter als einen einfachen Konflikt zwischen Anhängern und Gegnern Wolfgang Kapps.





Eine Demonstration in Deutschland gegen den Kapp-Lüttwitz-Putsch, 1920 – laut Beschriftung mit „einer Viertelmillion Teilnehmern“. Rechts: Rund um das Volkshaus zum Mohren in Gotha [hier 1910] beteiligten sich während der Kapp-Krise örtliche Arbeiter am Widerstand und an bewaffneten Kämpfen.

> Gotha wurde zu einem der Zentren des Konflikts. Nach Schießereien und wachsenden Spannungen vergrößerte sich eine Arbeiterwehr und kämpfte am 18. und 19. März gegen Reichswehrverbände. Die Arbeiter brachten die Stadt vorübergehend unter ihre Kontrolle, doch bei den Kämpfen in Gotha kamen etwa 110 Menschen ums Leben. Die Gewalt hielt auch noch an, nachdem der Putsch in Berlin bereits zusammengebrochen war.



Das Ruhrkämpferdenkmal wurde 1934, in der NS-Zeit, im Essener Stadtteil Horst errichtet. Es wurde am 4. November 1934 mit einer nationalsozialistischen Massenkundgebung samt Hakenkreuzfahnen und weiteren Inszenierungen eingeweiht. Das Denkmal erinnerte an gefallene Angehörige der Freikorps, der Einwohnerwehren, der Reichswehr und der Polizei, die zwischen 1918 und 1920 im Ruhrgebiet gegen revolutionäre Arbeiter gekämpft hatten und insbesondere an der Niederschlagung des Generalstreiks im März 1920 und der anschließenden Zerschlagung des sogenannten Ruhraufstands der Bergarbeiter beteiligt waren.

> Reichswehr- oder Freikorpseinheiten stellten später die Regierungsgewalt wieder her. An mehreren Orten folgten Repressionsmaßnahmen, Hinrichtungen und Racheakte. Die Ereignisse in Thüringen zeigten, dass der Kapp-Putsch



Rechts:
Ein wenig beachteter Gedenkstein am mittelalterlichen „Klagetor“ (Westtor) von Langensalza, mit Blick zum Vorort Ufhoven, erinnert daran, dass „der Freiheitskämpfer Otto Winter hier am 18. März 1920 während des Kapp-Putsches fiel“.

nicht nur ein kurzer, gescheiterter Staatsstreich in Berlin war: Er löste einen umfassenderen regionalen Konflikt über Demokratie, Sozialismus, militärische Macht und die politische Zukunft Deutschlands aus. Die Gewalt endete jedoch nicht mit dem Zusammenbruch des Putsches in Berlin. In Langensalza forderten Straßenkämpfe am 18. März 1920 mindestens zwei Menschenleben – die von Otto Winter und Karl Golik. Am 25. März erschoss das Marburger Studentenkorps 15 Arbeiter, die auf dem Weg nach Gotha waren. Das Thüringische Staatsarchiv beschreibt die Tötungen als kaltblütigen Mord, der später von militärischen, universitären, konservativen und juristischen Institutionen gedeckt wurde.

Wie reagierte der frisch heimgekehrte Kriegsveteran Karl Walter auf all diese gesellschaftlichen Turbulenzen? Die Überlieferung ist unklar und mitunter widersprüchlich. So heißt es etwa in einem vom Lokalhistoriker Gerhard Wuttke veröffentlichten Dokument:

> Vor 1933 war [Karl Walter] Mitglied des „Stahlhelms“ gewesen, einer Vereinigung von Teilnehmern des Ersten Weltkriegs, der sich zu einem großen Wehrverband entwickelte, [aber] später von den Nazis gleichgeschaltet und 1935 aufgelöst wurde. Walter behauptete, immer ein Gegner der Nationalsozialisten gewesen zu sein. 1934 wäre er allerdings wie andere Stahlhelm-Mitglieder gezwungen gewesen, Hakenkreuzbinden zu tragen, und 80 Prozent der Stahlhelmmitglieder wurden Mitglieder der NSDAP. Über sein Verhältnis zu Kreisen der Sozialdemokraten befragt, antwortete er, daß sich Sozialdemokraten und Stahlhelm nicht feindlich gegenüberstanden. Das brachte ihm Protestbekundungen der Zuhörer ein.

Was war der Stahlhelm, und welche Werte und Haltungen waren für seine Mitglieder typisch? Die Antworten sind, nun ja, kompliziert. In Adaption von Texten auf den Webseiten des Bundesarchivs kann man festhalten:

> Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten, war keine herkömmliche politische Partei. Im Dezember 1918 in Magdeburg von dem Reserveoffizier und Industriellen Franz Seldte gegründet, präsentierte er sich zunächst als Verband, der heimkehrende Veteranen des Ersten Weltkriegs und Hinterbliebene vertrat. Die Mitgliedschaft war anfangs auf Männer beschränkt, die im Krieg mindestens sechs Monate als Soldaten gedient hatten und ihre bürgerlichen Ehrenrechte besaßen.



Uniformierte Stahlhelm-Mitglieder stehen im September 1932 bei einer Kundgebung in Berlin in Formation unter der Reichskriegsflagge, der Kriegsflagge des ehemaligen Kaiserreichs. Rechts: Während Mitbegründer Franz Seldte 1929 bei einer Stahlhelm-Kundgebung in Magdeburg oben auf einer Treppe zusieht, halten uniformierte Mitglieder ein Verbandsbanner.

In den 1920er-Jahren entwickelte sich der Stahlhelm zu einer nationalistischen, republikfeindlichen Massenbewegung mit paramilitärischer Struktur. Er pflegte Uniformen, militärische Disziplin, Massenkundgebungen und körperliches Training nach militärischem Vorbild. Die Uniformen, Fahnen und sorgfältig arrangierten Formationen waren eine Form politischer Kommunikation, die militärische Disziplin, Gehorsam und nationale Einheit als Alternativen zu parlamentarischer Debatte und Kompromiss darstellte. Die obigen Fotografien dokumentieren sowohl einen Veteranenverband als auch die umfassendere Militarisierung der politischen Kultur in den letzten Jahren der Weimarer Republik. Der Stahlhelm bezeichnete sich selbst als „stille Reserve“ der Reichswehr, und die Ausbildung jüngerer Mitglieder wurde in Zusammenarbeit mit dem Militär organisiert. Um 1930 hatte er etwa 500.000 Mitglieder und war damit der größte paramilitärische Verband in Deutschland.

Weitere Informationen, die vom Deutschen Historischen Museum zusammengestellt wurden, besagen Folgendes:

> Der Stahlhelm war ursprünglich nicht Teil der NSDAP und sollte nicht als NS-Organisation bezeichnet werden. Er war eine eigenständige nationalkonservative und antidemokratische Bewegung, die mit der NSDAP [der „Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei", kurz „Nazis"] sowohl zusammenarbeitete als auch konkurrierte. Ihre Rivalität wurde 1931/32 besonders erbittert, obwohl beide Bewegungen die Weimarer Republik bekämpften. Obwohl er beanspruchte, über den Parteien zu stehen, griff der Stahlhelm direkt in große politische Kampagnen ein. 1929 etwa arbeitete er mit der DNVP, der NSDAP und dem Alldeutschen Verband in einer Kampagne gegen den Young-Plan zusammen – einen Versuch von 1929, die Fragen rund um die Reparationsverpflichtungen zu regeln, die Deutschland nach dem Versailler Vertrag schuldete. Im Oktober 1931 schloss er sich dann mit der NSDAP und der DNVP zur Harzburger Front zusammen, einem Bündnis, das die rechten Gegner der Republik vereinen sollte. Nachdem Hitler im Januar 1933 Reichskanzler geworden war, trat Franz Seldte als Arbeitsminister in die Regierung ein. Ein großer Teil der Stahlhelm-Mitglieder wurde 1933 in die SA überführt, während die verbliebene Organisation zunehmend unter Druck geriet. 1934 wurde sie vollständig unter NS-Kontrolle gebracht und als „NS-Frontkämpferbund" umorganisiert. 1935 wurde sie endgültig aufgelöst.

Karl Walter jedoch war keine Organisation mit einer halben Million Mitgliedern: Er war ein Einzelner, ein Mensch, der darum rang, seine angeborenen Instinkte und Werte und seine eigenen Erfahrungen (also den Weltkrieg, in dem er Gefangener gewesen war) mit den sich rasch wandelnden Zeiten in Einklang zu bringen, in die er geraten war, als er in ein Land zurückkehrte, von dem er fast ein halbes Jahrzehnt getrennt gewesen war. Wie tickte er als Mensch; wie spiegelten seine öffentlichen Rollen seine privaten Gedanken, Überzeugungen, Werte und damit seine politischen Neigungen wider? Drei auffindbare Dokumente oder Fotos geben Hinweise:

Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hugo fand Karl Zeit und Kraft, sich für das Wohl junger Menschen einzusetzen – trotz der unsteten Verhältnisse um ihn herum, um nur zwei Beispiele zu nennen: politische Gewalt und Attentate nur wenige Straßen vom Elternhaus entfernt oder die Hyperinflation, die in der hauseigenen Bäckerei der Walters ganz persönlich zu spüren war. Offensichtlich hielt Karl es selbst in Zeiten chaotischer gesellschaftlicher Instabilität für wichtig, Zeit mit der heranwachsenden Generation zu verbringen.





Zeiten der Hyperinflation sind ausgesprochen verunsichernd, spürbar bei jedem Geldgeschäft, ob groß oder klein. Links: Eine 1.000-Mark-Banknote vom 15. Dezember 1922 wurde 1923 mit „Eine Milliarde Mark" überdruckt – ein anschauliches Zeugnis für das Tempo der deutschen Nachkriegsinflation. Mitte November 1923 kostete ein US-Dollar 4,2 Billionen Papiermark. Rechts zeigt ein mit KI koloriertes und nachbearbeitetes Foto zwei der Walter-Brüder mit einer nicht identifizierten Gruppe Jugendlicher im Freien. Karl, angeblich ein „guter Sportler", war zumindest in den 1920er-Jahren im „Turnverein Jahn" aktiv und gehörte auch dessen Vorstand an – und sorgte so dafür, dass auch andere Zugang zum Sport hatten.

Ein weiterer Hinweis? Wie der Lokalchronist Holger Schneider am 21. Januar 2017 in der *Thüringer Allgemeinen* dokumentierte:

> Am 15. Dezember 1906 gründen zehn Langensalzaer Gymnasiasten den Verein „Die Zehn". Sie wollen neben ihren schulischen Themen weiterführende, neue Dinge kennenlernen. Wissenschaftliche Diskussionen, Vorträge und Experimente sollen dabei helfen. Diese Schüler gründen am Ort ihrer ständigen Zusammenkünfte, dem Hotel „Zum Schwan" [später bei einem alliierten Bombenangriff am 24. März 1944 zerstört], ihren „Schwanen-Orden". Die wachsende Zahl der Mitglieder erfordert die Teilung in die historische, naturwissenschaftliche und literarische Abteilung. Nach der Kriegszeit gelingt es, den „Schwanen-Orden" am 7. Februar 1925 im Hotel „Zum Schwan" [*unten rechts abgebildet*] neu zu gründen und tätig zu werden.

Vermutlich zeigt das zugehörige Foto dieses Ereignis – und Karl Walter war einer der ehemaligen Mitglieder, die als Betreuer dabei waren.





Das bewegendste Zeugnis für Karls Bereitschaft, sich für junge Menschen einzusetzen, ist ein herzlicher Brief, den er am 13. März 1944 seinem Patenkind schrieb, der 13-jährigen Tochter seines Bruders Hugo, Ursula, anlässlich ihrer Konfirmation:



Aschaffenburg

Mein liebes Patenkind Ursel!

Ich weiß nicht, wann deine Einsegnung stattfindet, darum möchte ich dir bereits zu deinem Ehrentag ein paar Zeilen schreiben. Leider kann ich ja nicht zugegen sein, wenn dir der Segen unserer christlichen Kirche zu teil wird, denn ich bekommen keinen Urlaub dazu. Liebe Ursel, von ganzem Herzen wünsche ich, dass über deinen Schritten ein junges, vor dir liegende Leben, Gottes segnende und schirmende Hand stehen möge. Ich weiß, daß du ein gutes und braves Mädel bist, das es sich zur Ehre rechnet, Vater, Mutter und alle Glieder der Familie zu erfreuen, und stets eine dankbare Tochter zu sein. Mit dem kirchlichen Segen versehen, gehe beglückt an alle Dinge deines jungen Lebens heran, der Vater im Himmel prüft uns Menschenkinder auf Herz und Seele, indem er uns Sonnenschein und Stürme schickt. In beiden Dingen sei stark und lebensfroh. Noch sind Vater und Mutter dir nahe, noch streckst du unbesorgt deine Füße unter den gedeckten Tisch deiner Eltern, die für dich sorgen und arbeiten. Aber noch und noch wirst du selbständiger, Versuchungen aller Art treten an ein junges Menschenkind heran und locken dich. Bleibe stark und rein, gut und lieb zu Eltern, Geschwistern und allen Menschen, dann reifst du heran zu einer wahren deutschen Frau und späteren lieben Mutter. Dies wünsche ich dir aus aufrichtigem Herzen als dein Patenonkel, der dich einst aus der Taufe hob und dir von Herzen nahe steht. Grüße Vater, Mutter und die Großeltern und begehe deinen Ehrentag des Hinaustretens ins Leben in Würde und glücklicher Zufriedenheit.

Herzlichst, Dein Patenonkel Karl

Als Karl seinen bewegenden Brief an die junge Ursula schrieb, war jedoch seit jenen turbulenten Zeiten Mitte der 1920er-Jahre, als die beiden anderen „Hinweis“-Fotos entstanden, viel Unumkehrbares und Schwerwiegendes geschehen. In den dazwischenliegenden zwei Jahrzehnten hatte sich das politische und gesellschaftliche Chaos der deutschen Zwischenkriegszeit in die relative „Stabilität“ des „Dritten Reiches“ der Nazis verwandelt: Als „tausendjährig“ angepriesen, war es die Umsetzung rechtsextremer Theorien und Ideale in die Praxis des Alltags und ein etabliertes, allgegenwärtiges System. Diese oberflächliche „Stabilität“ hatte jedoch ihren Preis, den auch Menschen rechts der Mitte – wie Karl Walter – zahlen mussten, ob sie wollten oder nicht.



MÄRZ
1941









TEIL III

KARLS WELT AUF DEN KOPF GESTELLT - ALS GEFANGENER DER NAZIS

Adolf Hitler und sein innerer Kreis aus Karrieristen, Soziopathen und Unmenschen tauchten nicht wie von Zauberhand auf der nationalen politischen Bühne Deutschlands auf. Von ihrem gescheiterten Putsch (einem plötzlichen, bewaffneten Umsturz einer bestehenden Regierung) im November 1923 bis zur widerwilligen Ernennung Hitlers zum Reichskanzler durch Reichspräsident Hindenburg im Januar 1933 entfaltete sich ein Jahrzehnt zersetzender und explosiver Ereignisse vor den Augen von zig Millionen „gewöhnlichen“ Deutschen. Wenn die Mehrheit anfangs – wenn auch vorsichtig – die Schritte der Nazis duldete, die wankende Weimarer Republik durch eine Diktatur mit eiserner Faust zu ersetzen: Kam ihre meist stille Untätigkeit einer Billigung des Untergangs der Demokratie gleich? Darüber lässt sich streiten – und es sollte untersucht werden, sowohl um vergangene politische Katastrophen zu verstehen als auch um möglichen künftigen vorzubeugen.

Unbestreitbar ist jedoch, dass, während die deutsche Bevölkerung ihren Alltag weiterlebte, extremistische Ideologien und die daraus folgenden Taten zu gewaltigen Ereignissen führten, die mit dem Tod von über 60 Millionen Deutschen, Menschen in den besetzten Ländern Europas und anderen in den globalen Krieg Hineingezogenen enden sollten. Obwohl später oft entsetzt über das Endergebnis des NS-Experiments, ließen Millionen Deutsche es dennoch passiv geschehen – oder wirkten aktiv an seiner Entstehung mit und sorgten anschließend für seine Ausweitung. In der Regel waren sich Einzelpersonen, Familien und Gruppen von Menschen zum Zeitpunkt der Ereignisse weder der Schwere ihrer nationalen Lage noch der Gefahren bewusst, die sich aus ihren alltäglichen Entscheidungen ergaben, und führten ein „ganz gewöhnliches“ Leben, das ein außergewöhnliches Ende nahm. Ein solcher „gewöhnlicher“ Deutscher war Karl Walter – dessen Leben von seinem engeren Umfeld weitgehend unbemerkt verlief, während zugleich mehrere „gewöhnliche“ Menschen, die buchstäblich nur wenige Meter von ihm entfernt lebten, ebenfalls unter den größeren Entwicklungen litten.

Zwischen seiner Heimkehr nach Deutschland im Frühwinter 1919/20 und der „Machtergreifung“ der Nazis im Spätwinter 1932/33 hatte Karls Leben mehrere unerwartete Wendungen genommen. In diesen dreizehneinhalb Jahren begann er im renommierten Modehaus Thilo zu arbeiten, einem Bekleidungsgeschäft nur 15 Meter vom Rathaus Langensalzas entfernt. 1921 wurde er durch die Heirat mit Herrn Thilos Witwe Magdalene dessen Mitinhaber: Aus ihrer Verbindung gingen zwei Kinder hervor: 1922 ihr Sohn Gerhard – der 1944 als Matrose von einer U-Boot-Fahrt nie zurückkehrte – und 1923 Ingeborg. Das Paar verfügte offenbar über einen überdurchschnittlichen Wohlstand: Es baute eine Villa im Kurort Tabarz im zentralen Gebirgszug Thüringens, dem Thüringer Wald.





[Foto von TRACES-Mitarbeitenden mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.]

Vermutlich bewusst lag Karls und Magdalenes gewählter Rückzugsort im Kurort Tabarz (links) Welten entfernt vom gesellschaftspolitischen Chaos in Orten wie Berlin und München. Im turbulenten Deutschland der Zwischenkriegszeit spielten sich Drama und Dekadenz oft an genau denselben Orten ab – meist zu unterschiedlichen Zeiten, gelegentlich aber auch gleichzeitig. Ein Fotograf an der Ecke Residenzstraße/Odeonsplatz in München nahm 1932 das obige rechte Foto von Faschingsnarren auf. Neun Jahre zuvor, am 9. November 1923 – nur wenige Meter von der Stelle entfernt, an der später lachende Faschingsbesucher untergehakt und unbeschwert umherzogen –, hatte eine Absperrkette der Bayerischen Landespolizei das Feuer auf die Teilnehmer von Hitlers Putschversuch eröffnet, als diese in feierlicher Formation auf die Feldherrnhalle zumarschierten. Ist es eine Ironie der Geschichte, dass sich derart gegensätzliche Szenen im Abstand von neun Jahren am selben Ort abspielten? In ähnlicher Weise mussten ab 1941 in Karls und Magdalenes „Refugium“ mehr als 100 Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter im Adloffwerk, bei der Firma Richard Engel und in der Herzoglichen Forstverwaltung Tabarz arbeiten. Unten: Nach dem Putschversuch strömten Bürger auf den Odeonsplatz, während die geschlagenen Verschwörer in alle Richtungen flohen; Hitler suchte Zuflucht im Haus seines Pressesprechers Ernst Hanfstaengl, dessen amerikanische Frau Helene ihn vom Selbstmord abhielt mit den Worten: „Die Bewegung braucht dich noch, Adolf.“

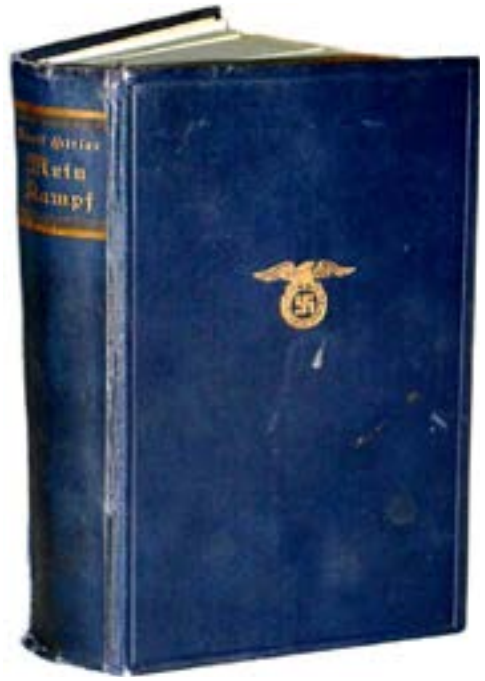


[Foto von TRACES-Mitarbeitenden mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.]

Ironischerweise hatte das Schicksal für einen Mann, der in den abgeschiedenen Thüringer Wäldern Ruhe suchte, alles andere als „Ruhe“ für Karl Walter vorgesehen.

Erhaltene Dokumente – oft erzählender Art – halten die Erfahrungen von etwa einem Dutzend „Nachbarn“ Karls in Langensalza fest, die ein Leben parallel zu seinem führten und doch ganz unterschiedliche Schicksale erlitten: Zusammen veranschaulichen sie die vielschichtige Komplexität des Lebens „gewöhnlicher“ Deutscher unter dem Nationalsozialismus von 1933 bis 1945. Im Idealfall sprechen die Berichte für sich – beginnend mit denen über die Leiden der winzigen jüdischen Bevölkerung Langensalzas, die 1905 16 von 12.545 Seelen zählte. In dieser adaptierten Darstellung des ehemaligen Arbeiters einer Leder- und Schuhfabrik Gerhard Wuttke mit dem Titel „Jüdische Einwohner in Langensalza zur Zeit des 3. Reiches“ hielt er fest:

> Abneigung und Haß gegen die Juden, ein Phänomen, das schon Jahrhunderte alt ist, führten zu ständigen Judenverfolgungen. Auch im Langensalza des Mittelalters kam es zur Vertreibung und Verfolgung von Juden. H. Schütz schreibt darüber: „Als im Jahre 1349 die Pest in Thüringen ausbrach, stellte sich auch in Langensalza ein großes Menschensterben ein. Da diese schreckliche Krankheit den Juden schuld gegeben wurde, folgte noch in demselben Jahr eine allgemeine Judenverfolgung und in Salza und Thamsbrück wurden sämtliche Juden, soweit sie sich nicht salviert (gerettet d.R.) hatten, erschlagen oder vertrieben.“





Der Film „Der ewige Jude“ von 1940 sollte die Deutschen auf die geplante „Endlösung“ vorbereiten.

Durch die Jahrhunderte kam es dann immer wieder zu Verfolgungen der jüdischen Menschen in vielen Ländern Europas. Den Akzent auf den Kampf gegen die jüdische „Rasse“ aber legte erst Adolf Hitler in seinen Reden sowie in seinem Hauptwerk „Mein Kampf“ (1925). Schon das Parteiprogramm der Nationalsozialisten vom 24.2.1920 hatte weitgehend den Ausschluß der Juden aus dem deutschen Wirtschafts- und Kulturleben vorgesehen. Antijüdische Äußerungen beherrschten weitgehend die Presseorgane der NSDAP aber auch der rechtsgerichteten deutschen Parteipresse. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten im Jahre 1933 verschärften sich die antijüdischen Maßnahmen im Deutschen Reich dramatisch. Es wurden antijüdische Aktionen intensiviert, Boykottmaßnahmen für jüdische Geschäfte herausgegeben, Einstellungsverbote für jüdische Menschen im öffentlichen Dienst und die Diskriminierung von Künstlern und Intellektuellen kamen zur Anwendung.

An Ortseingängen und an Geschäften wurden Schilder angebracht mit dem Hinweis „Juden unerwünscht“. Der Erlaß der Nürnberger Gesetze auf dem Parteitag 1935 brachte jedoch die gravierendsten Maßnahmen. Die Juden wurden für Ausländer erklärt. Das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ regelte die Beziehungen zwischen Deutschen und Juden. Seinen Höhepunkt, vor Ausbruch des 2. Weltkrieges, erreichte jedoch die Judenverfolgung im Jahre 1938. Nach der Tötung eines deutschen Diplomaten in Paris durch einen polnischen Juden steigerte sich der Haß gegen die Juden in Deutschland zu ungeahnten Ausmaßen.

In zynischer Weise als Reichskristallnacht bezeichnet, kam es in zahlreichen Städten Deutschlands zur Zerstörung der jüdischen Synagogen, zur Vernichtung von jüdischen Geschäften und zur Inhaftierung Zehntausender Juden.

Die Zerstörung der jüdischen Gotteshäuser und die Verhaftung deutscher Juden steigerten sich in der Nacht vom 8. zum 9. November 1938. Die Welt reagierte mit Abscheu und Protesten, ohne jedoch wirksame Maßnahmen und Sanktionen gegenüber Deutschland einzuleiten.

In Langensalza der Dreißiger Jahre lebten etwa 12 bis 15 jüdische Personen. Aus den Zeitungsberichten der damaligen Zeit ist nicht zu entnehmen, ob es in unserer Stadt Ausschreitungen gegen Juden gab. Betroffen von den Gesetzen und Verordnungen der Reichsregierung waren sie in jedem Falle. Die Bevölkerung von Langensalza wurde zielstrebig über die Nürnberger Gesetze informiert und zum Besuch einer Ausstellung über das Thüringer Rassewesen, die Judenseuche und über die Judenfrage aufgerufen.



Oben: Deutsche Jungen studieren die antisemitische Zeitung „Der Stürmer“ und NS-Propagandaplakate. Das Hitler-Regime war – wie autoritäre Regime überall auf der Welt und zu allen Zeiten – bestrebt, die Jugend zu erreichen, um gefügigere Erwachsene … und Soldaten heranzuziehen. Szenen einer propagandistischen Ausstellung für Erwachsene finden sich unter:
https://youtu.be/2-YUVhy1zow

Im *Langensalzaer Tageblatt* vom Juni 1938 liest es sich so:

> „Die Ausstellung bringt Klarheit in die Judenfrage, über Fremdrassige und Mischlinge. Sie zeigt den Einfluß der Juden in allen Bereichen unseres Lebens als Ärzte, Rechtsanwälte und Wissenschaftler. Sie offenbart uns, daß der Stammbaum ein wichtiges Beweismittel für unsere arische Abstammung ist. Des Führers Stammbaum geht auf das Jahr 1672 zurück.“ „Also auch Dich geht es an Volksgenosse! Besucht alle diese Ausstellung – es ist eure Pflicht als deutscher Blutsträger.“

Diese Ausstellung fand im Reinhardtbrunner Hof, Entenlaich 3 statt. Zuvor im April 1938 fand Hitler mit der letzten Reichstagswahl auch in Langensalza bei 99,9 % Ja-Stimmen eine breite Zustimmung zu seinem Programm. Die Tageszeitung titelte am 10. April 1938: „Ganz Deutschland – Zustimmung zum Führer“.


[Foto von TRACES-Mitarbeitenden mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.]

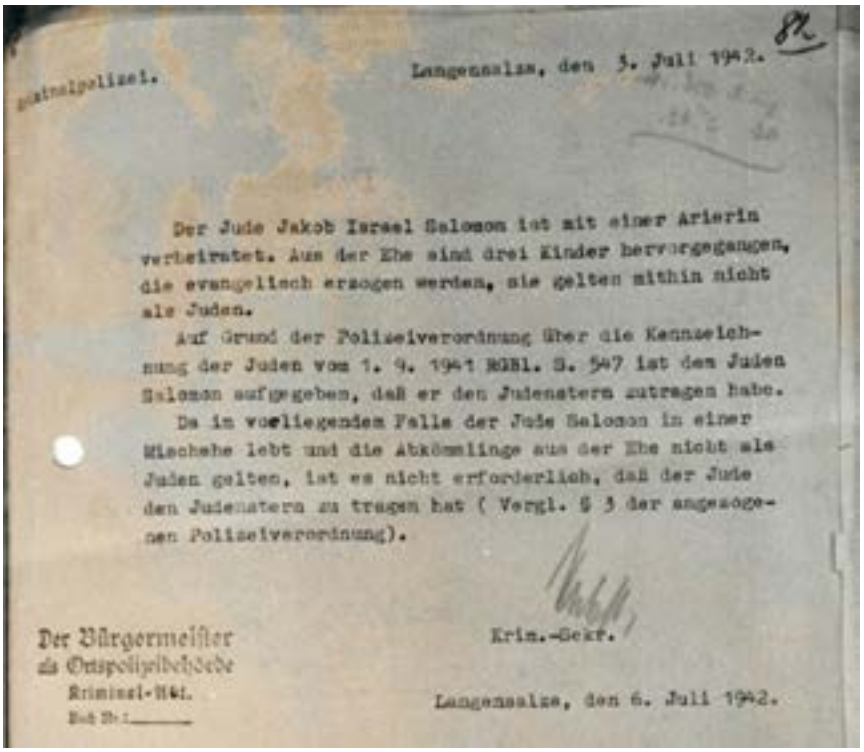
In Erkenntnis ihrer überaus schwierigen Situation hatten die meisten hier ansässigen Juden schon vor der Reichskristallnacht versucht, Deutschland zu verlassen. Aus den Unterlagen im Archiv der Stadt Bad Langensalza läßt sich zuverlässig entnehmen, in welchen Zeiträumen diese Abwanderung vonstatten ging.

In einer Polizeiverordnung wird festgelegt, daß sich Ausländer, zu denen ja die Juden nach der Verabschiedung der Nürnberger Gesetze gezählt wurden, ständig zu melden hätten. Zu erfassen waren außerdem alle Zuwanderungen und Ausreisen der Ausländer. Die Finanzen und das Vermögen waren offen zu legen. Das Tragen des Judensterns wurde zur Pflicht gemacht. Am 1.11.1938 berichtet die Polizeistatistik, daß kein Jude mehr in Langensalza lebt.

Bei der von Hitler angeordneten „Polenaktion“ wurden am 28. Oktober 1938 mehr als zehntausend polnische Juden aus Deutschland ausgewiesen. Sie mussten ihre Wohnungen über Nacht verlassen und durften pro Person nur einen Koffer mit Habseligkeiten mitnehmen. Während sie deportiert wurden, plünderten NS-Behörden und Nachbarn ihr zurückgelassenes Hab und Gut. Die polnische Regierung entzog daraufhin allen polnischen Juden, die seit mindestens fünf Jahren im Ausland lebten, zum Ende Oktober die Staatsbürgerschaft und machte sie damit staatenlos.

Im Folgenden eine Zusammenstellung von Primär- und Sekundärdokumenten, verknüpft vom Autor dieser Darstellung:





Kriminalpolizei. Langensalza, den 5. Juli 1942.

Der Jude Jakob Israel Salomon ist mit einer Arierin verheiratet. Aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen, die evangelisch erzogen werden, sie gelten mithin nicht als Juden.

Auf Grund der Polizeiverordnung über die Kennzeichnung der Juden vom 1. 9. 1941 RGBl. S. 547 ist dem Juden Salomon aufgegeben, daß er den Judenstern zutragen habe.

Da in vorliegendem Falle der Jude Salomon in einer Mischehe lebt und die Abkömlinge aus der Ehe nicht als Juden gelten, ist es nicht erforderlich, daß der Jude den Judenstern zu tragen hat (Vergl. § 3 der angezogenen Polizeiverordnung).

Der Bürgermeister
als Ortspolizeibehörde
Kriminal-Abt.

Krim.-Sekr.

Langensalza, den 6. Juli 1942.

> Der in Russland geborene Schneider Jakob „Israel“ Salomon (1900) diente im deutschen Heer und ließ sich nach dem Ersten Weltkrieg in Langensalza nieder. Er trat kurzzeitig der Reichswehr bei, wurde aber entlassen, weil er Jude und kein Deutscher war. Er arbeitete in einer Bekleidungsfabrik in Gotha, heiratete eine Christin aus Langensalza und führte später eine eigene Schneiderei in der Bergstraße 21. In den Polizeiakten war er nicht als Jude verzeichnet: Da er mit einer „Arierin“ verheiratet war, musste er, wie Archivdokumente zeigen, keinen Judenstern tragen. Ihre Kinder wurden evangelisch erzogen und galten deshalb ebenfalls nicht als Juden. 1938 wurde er jedoch für einige Wochen nach Buchenwald und 1943 nach Auschwitz deportiert. Seine Russischkenntnisse erwiesen sich während der sowjetischen Besatzung des Nachkriegs-Langensalza als Vorteil. Er starb 1977 und liegt auf dem Friedhof von Langensalza begraben.

Irgendein Beamter schützte Jakob … „Wie verlief jedoch der Weg der anderen jüdischen Mitbürger aus Langensalza nach dem Jahre 1933?“ Wuttke weiter:

> Im Jahre 1933, am 25. November, wanderte der Kaufmann Arnold Schächter, Frau Ruth und die Kinder Heinz und Suse nach Amerika aus. Am 31.12.1934 konnte die Familie des Kaufmanns Adolf Jahr, er wohnte seit 1918 in Langensalza und betrieb ein Schuhgeschäft, den Weg nach Tel Aviv nehmen. Zur Familie gehörten die Ehefrau Lilly und Sohn Joachim.

Zusammengetragene Dokumente zeigen, dass sich Max Stern – der in den Vogesenkämpfen des Ersten Weltkriegs für Tapferkeit ausgezeichnet worden war – mit seiner Frau Frieda und den Kindern Lothar und Ilse in Langensalza niederließ. Dort betrieben sie ab 1920 den „Kaiser-Bazar“ in der Steingrubenstraße 6b. Sohn Lothar, ein Jurastudent, wanderte im April 1935 nach Lissabon aus: Von dort gelang ihm zwei Jahre später die Einwanderung nach Palästina. Seine Schwester Ilse reiste im September desselben Jahres über Amsterdam und dann weiter nach Palästina, wo sie als Dienstmädchen arbeitete. Max Stern und seine Frau Frieda wanderten im März 1939 nach Palästina aus. Zuvor mussten sie ihr Vermögen auf ein Sonderkonto bei der „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ übertragen, die per NS-Erlass geschaffen worden war: Alle Personen, die nach den Nürnberger Gesetzen als Juden galten, wurden gezwungen, dieser Vereinigung beizutreten, und mussten Pflichtbeiträge zahlen. Diese Reichsvereinigung stand ab September 1939 unter der Kontrolle des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) und der Gestapo und musste deren Anordnungen ausführen. Juden aus Mischehen waren zunächst von der Pflichtmitgliedschaft ausgenommen, mussten später aber ebenfalls beitreten. Auf diese und unzählige andere Weisen molk das parasitäre NS-System Juden und andere „Volksfeinde“ aus – nicht nur, um Hitlers Neues Deutschland von menschlichem „Ungeziefer“ (ein Begriff, den viele Diktatoren beiläufig verwendeten) zu befreien, sondern auch, um Hitlers herrschenden Kreis *sehr* reich zu machen.





Links: Der „Kaiser-Bazar“ der Familie Stern in der Steingrubenstraße 6b, um 1930; rechts: dasselbe Gebäude im Sommer 2026. Es steht seit vielen Jahren leer und verfällt, während in den Geschäften von Gossmann und Lachmann (Geschichte siehe unten) bezeichnenderweise in letzter Zeit ein Tattoo-Studio, ein thailändisches Nagelstudio und ein Spätkauf untergebracht waren.

Wie Gerhard Wuttkes unschätzbar wertvolle Darstellung weiter dokumentiert:

> Für den 1.9.1936 wird in den Akten vermerkt, daß ein Walter Nußbaum nach Wien verzogen sei.
>
> Auch im Jahre 1937 hielt der Weggang der jüdischen Familien an. Der Viehhändler Jakob Jakob und seine Frau Paula zogen am 1.9.1937 nach Amsterdam. Ihnen angeschlossen hatte sich Berta Katzmann, die Mutter der Ehefrau. Im gleichen Jahr folgte auch Hirsch Jakob seinem Sohn nach Amsterdam. Der in der Niederhöferstraße wohnende Viehhändler Siegmund Nußbaum und seine Ehefrau Gisela verzogen am 21.5.1938 nach Zittau. Vorerst nach Borken meldeten sich am 14.6.1937 Siegmund Jakob und seine Frau Toni mit einem Kind ab. Ihr Weg führte sie jedoch nach Amerika weiter. Nach Amerika führte der Weg von Isfried Katzenstein, einem Viehhändler, mit seiner Ehefrau Lina und drei Kindern. Sie sollen in den USA zu Wohlstand gekommen sein.



Soldaten der 1. Gebirgsdivision rasten während einer Patrouille im Kaukasus, Dezember 1942

Bei der Auswertung der Unterlagen im Archiv unserer Stadt fiel der Name von Lothar Kahn, geb. am 17.3.1916, auf. Geboren in Mühlberg Kreis Weißensee, gelernter Bäcker, wohnte er bis 1944 in Langensalza. Er arbeitete in verschiedenen Bäckereien und diente als Soldat vom 15.11.1938 – 7.8.1940 im Gebirgsjägerregiment 98. Eingestuft war er als jüdischer Mischling II. Grades. Am 30.1.1944 enden die Eintragungen auf seiner Karteikarte bei der polizeilichen Meldestelle. Lakonisch steht dort zu lesen „Auschwitz Konzentrationslager“.

Wen von den oben Genannten kannte Karl Walter persönlich? Als Mitinhaber eines großen Modehauses in Langensalza kannte er wohl die meisten von ihnen, zumindest dem Namen und Gesicht nach. Was mag er angesichts dieser beruflichen Verbindungen, abgeglichen mit seinen gesellschaftspolitischen Werten, über die zunehmende Entrechtung der Juden Langensalzas gedacht oder gar empfunden haben?

Da Karl und seine Frau Magdalene nicht nachweislich Eisenwaren (wie auf dem Foto des „Kaiser-Bazars“ der Sterns zu sehen) oder Vieh (wie bei Nußbaum oder Jakob, siehe oben) verkauften, fühlten sie sich von den bisher genannten unglücklichen Einzelpersonen oder Familien wirtschaftlich wohl nicht bedroht. Das Schicksal von Karls jüdischen „Konkurrenten“ im Bekleidungshandel drei Türen weiter vom Modehaus Thilo könnte jedoch eine ganz andere Sache gewesen sein – aber wir Heutigen können das nicht mit Sicherheit wissen. Unbestreitbar ist, dass die drei Generationen umfassende Familie Gossmann eine besonders grausame Folge von Demütigungen erlitt, bevor ihr Leidensweg in der Katastrophe endete. Holger Schneider von der *Thüringer Allgemeinen* (Bad Langensalza) schilderte die Einzelheiten dieser traurigen Geschichte in einem Artikel vom 12. April 2019:

Der jüdische Kaufmann Artur Aron Gossmann (geb. 1875) war der sechste Besitzer des Hauses Rathausstraße 6, das 1891 neben der Brauhofschule (heute Wiebeckschule) erbaut worden war. Er lebte dort mit seiner Frau Nette (1880), seiner Tochter Irma (1905), die einst mit Fritz Schlesinger verheiratet gewesen war, und deren Sohn Günter (1926). Artur nutzte die Ladenräume in der Rathausstraße für sein Kaufhaus. Nur bei ihm konnten ärmere Familien aus Langensalza ihre Schuhe auf Raten kaufen. Den Laden an der Ecke zur Bornklagengasse hatte der katholische Kaufmann Ernst Lachmann gemietet.

In der Pogromnacht vom 9. November 1938 wurde sein Kaufhaus geplündert und verwüstet. Am Morgen des 10. November wurde er stehend auf einen Pferdewagen gebunden und durch die Straßen Langensalzas gezerrt. Geschrei, Steinwürfe, Bespucken und Hohn – all das musste er ertragen. Er wurde ins Konzentrationslager Buchenwald gebracht. Er sollte jedoch nach Hause zurückkehren, um sein Grundstück in der Rathausstraße zu verkaufen. Mit seiner Familie lebte er noch einige Tage in Angst im eigenen Haus. [Laut Gerhard Wuttke kam die Familie ums Leben, „nachdem sie sich 3.4.39 nach Frankfurt a.M. abgemeldet hatten“.] Überliefert ist, dass der Landrat des Kreises Langensalza am 4. April 1939 die schriftliche Mitteilung erhielt: „Die Familie Gossmann ist soeben in Richtung Osten abgereist!“

Die gesamte Familie kam danach in Konzentrationslagern ums Leben.



Man musste jedoch nicht jüdisch sein, um die Aufmerksamkeit der Nazis auf sich zu ziehen oder ihren Zorn zu erregen: Es genügte schon, schwarz zu sein.

Gert Lothar Schramm wurde am 25. November 1928 in Erfurt geboren. Seine Mutter Marianne arbeitete nach ihrer Lehre als Schneiderin in der Schneiderei ihres Vaters. Über Gerts Vater ist wenig bekannt; er war angeblich ein afroamerikanischer [in manchen Berichten ein „kubanischer Kalifornier“] Ingenieur, der vorübergehend in Deutschland lebte, während er für eine amerikanische Firma am Bau einer Eisenbahnbrücke in Jena arbeitete. Sicher ist nur, dass Gert als uneheliches Kind einer „weißen“ Mutter und eines „schwarzen“ Vaters, der offiziell

„unbekannt“ war, zunächst im Haushalt seiner Erfurter Großeltern aufwuchs (Kurt Schramm mit seiner zweiten Frau und seiner Tochter Marianne), dann in Langensalza, wohin seine Mutter gezogen war, als sie dort eine Stelle als Näherin gefunden hatte. Als Marianne erkannte, dass sie die Doppelbelastung aus Arbeit und alleiniger Erziehung nicht bewältigen konnte, gab sie ihren Sohn in die Obhut seiner „anderen Großeltern“ – Mariannes Mutter Johanna und deren zweiten Ehemann im Dorf Witterda. Gert war nun vier Jahre alt. Von da an verbrachte er seine Kindheit in Witterda, die er als unbeschwert und behütet beschrieb. Trotz NS-Herrschaft und katholisch-konservativer Dorfkultur gab es offenbar kaum rassistisch motivierte Diskriminierung …





Die Dorfschule in Witterda, die Gert Schramm besuchte; rechts: eine Klassenzimmerszene aus jener Zeit mit einem „Geist“ Gerts als weißer Ausschnitt, der seine Abwesenheit symbolisiert

… bis 1939, als sich *alles* änderte.

Kurz nach Kriegsbeginn im September jenes Jahres wurde Gerts Klassenlehrer – den er später als gerecht, besonnen und geduldig in Erinnerung behielt – zur Wehrmacht eingezogen. Der neue Klassenlehrer war zugleich NSDAP-Ortsgruppenleiter und machte Gert von Anfang an klar, dass er ihn für minderwertig hielt. Diese Behandlung reichte von Ausgrenzung im Unterricht über Beschimpfungen wie „Saustück“ oder „Dreckschwein“ bis hin zu körperlicher Züchtigung für angebliche Vergehen. Gert reagierte mit immer häufigerem Schulschwänzen, was weitere Strafen und Schulversäumnisanzeigen nach sich zog, infolge derer seiner Großmutter Geldbußen auferlegt wurden. Der Lehrer schaltete das Jugendamt ein, das wegen Gerts unehelicher Geburt die Vormundschaft über ihn hatte. Die Aktenströme, die danach zwischen den verschiedenen für Fälle wie Gerts zuständigen Behörden flossen, verraten viel – nicht nur über die Nöte des bedrängten Jungen, sondern auch über die Weltbilder und Vorannahmen genau jener Menschen, die eigentlich dazu bestellt waren, ihm zu helfen:

Im Mai 1941 schlug Landrat Massimo in Witterda vor:

> Mein persönlicher Standpunkt bezüglich des Gert Schramm geht jedoch dahin, daß wir allzu großen Wert auf die geistige Erziehung des Jungen gar nicht zu legen brauchen. Er ist ein Negerbastard, und muß ja einmal doch aus der deutschen Volksgemeinschaft ausgeschieden werden. Bezüglich der sittlichen Verwahrlosung so wird sich das Gesundheitsamt mit dem Jungen in absehbarer Zeit befassen. Eine Rücksprache mit mir in dieser Angelegenheit halte ich für angebracht. Heil Hitler!

Im Juni 1941 warnte der Regierungspräsident den Schulrat des Kreises Weißensee:

> Um den Negermischling Gert Schramm aus dem Orte zu entfernen und so die Schuljugend daselbst seinem schädlichen Einfluß zu entziehen, ist seine Unterbringung in einer Fürsorgeerziehungsanstalt ins Auge zu fassen.

Daraufhin erwirkte der Lehrer, der dieses Verfahren in Gang gesetzt hatte, einen gerichtlich genehmigten Beschluss, Gert in ein Fürsorgeheim einzuweisen. Das scheiterte letztlich nur daran, dass kein Heim einen als äußerst schwierig beschriebenen „Negermischling“ aufnehmen wollte.

Inzwischen wurde nicht „nur“ Gerts Verhalten, sondern auch seine angebliche Fähigkeit, „arisches Blut zu schänden“, als Grund dafür angeführt, seine Trennung von „deutschen“ Mädchen zu beschleunigen. Im Juli 1941 drängte das Jugendamt:

> Gert Schramm befindet sich in einer gemischten Klasse, also auch mit Mädchen zusammen. Er wird im November d. J. 13 Jahre. Bei dem Eintritt geschlechtlicher Reife ist größte Vorsicht geboten. Er ist deshalb aus der Schule zu verweisen. Gleichzeitig muß er aber auch aus dem Dorfe entfernt werden, damit er sich nicht nach der Schulverweisung ungebundener Freiheit erfreut, während seine Mitschüler zur Schule müssen und er dann unbeaufsichtigt und unbeobachtet mit diesen weiter in Berührung kommt und seinen schlechten Einfluß ausüben kann. Die Kinder lehnen ihn auch als rassefremden Mischling ab und wollen nicht mit dem ‚Negus' auf einer Schulbank sitzen.

Im August 1941 beklagte sich eine Sachbearbeiterin des Jugendamts:

> In den von mir regelmäßig belegten Heimen ist die Erziehung darauf abgestellt, daß die Zöglinge zu brauchbaren Mitgliedern der Gemeinschaft ausgebildet werden. Sie setzt also rassische Zugehörigkeit voraus. Ich bin daher in Verlegenheit, wo ein solcher Negermischling untergebracht werden könnte, und bitte um Mitteilung, ob von dort aus ein geeignet erscheinendes Heim vorgeschlagen werden kann.

Zu diesem Zeitpunkt hielt es Großmutter Johanna für dringend notwendig, Gert aus der Schusslinie zu bringen, und überzeugte seine Mutter Marianne, ihn nach Langensalza zurückzuholen, wo sie 1938 inzwischen geheiratet und mit ihrem Mann Willi Löcher drei kleine Kinder hatte.



Das heutige Ludwig Motorhaus, wo Gestapo-Beamte Gert im damaligen Autohaus Greiner verhafteten



Briefbogen der Geschwister Greiner, 1930er-Jahre

Sein letztes Pflichtschuljahr absolvierte Gert in Langensalza. Danach wollte er eine reguläre Lehre als Kfz-Mechaniker beginnen. Als „Nichtarier" wurde ihm das verwehrt, doch 1943 konnte er wenigstens als ungelernter „Jungarbeiter" im Autohaus Greiner anfangen. Eines Tages im Mai 1944 erschienen zwei Gestapo-Männer in der Werkstatt, um ihn zu verhaften. So begann eine monatelange Odyssee durch Haftstationen: zuerst im Rathaus Langensalza – nur 15 Meter vom Modehaus Thilo entfernt –, dann im Polizeigefängnis auf dem Erfurter Petersberg, im Gestapo-Gefängnis im Weimarer Marstall und in einem Zwangsarbeitslager am Weimarer Bahnhof. Gert wurde nie eines Verbrechens angeklagt. Schließlich wurde er in sogenannte „Schutzhaft" genommen, in der man ihn als „volks- und staatsgefährdend" einstufte.

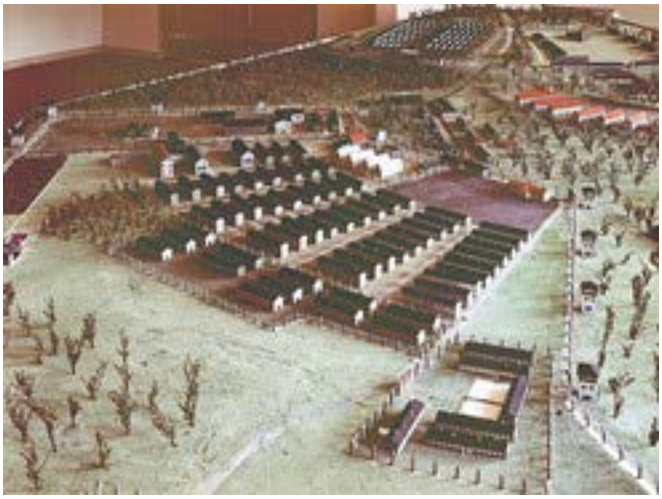
Aufgrund seiner „Rasse" wurde er am 20. Juli 1944 auf unbestimmte Zeit in das Konzentrationslager Buchenwald eingewiesen. Dort wurde er, gerade 15 Jahre alt, als politischer Häftling Nr. 49489 mit einem roten Winkel gekennzeichnet, der einen linken Dissidenten bezeichnete. Gert hätte die neun Monate im KZ Buchenwald kaum überlebt, wenn er im Steinbruch gearbeitet hätte – wohin er zunächst eingeteilt worden war. Kommunistische Mithäftlinge, die im Lager eine Art subversive Schattenverwaltung aufgebaut hatten, bewahrten ihn davor und sorgten dafür, dass er zuerst ins Baukommando und dann in die Lagertischlerei versetzt wurde. Er konnte nicht wissen, dass die US-Armee das Lager am 11. April 1945 befreien würde.

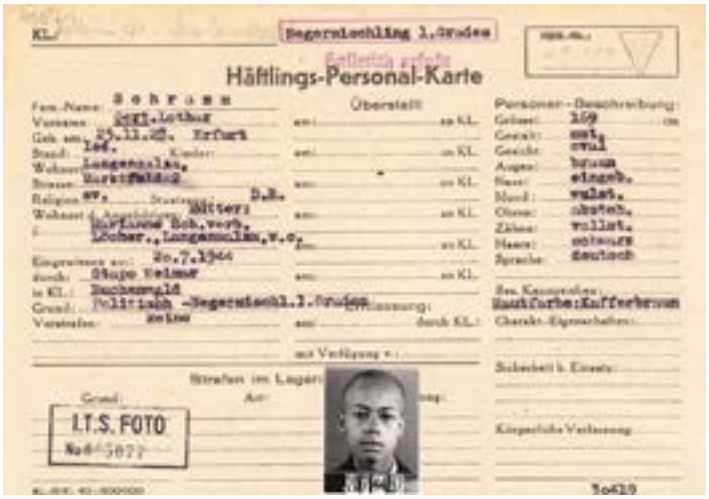
Als die „Amis" durch die Lagertore kamen, hatte Buchenwald nicht nur Juden und „Afrodeutsche" festgehalten, sondern auch „arische" Deutsche, die in den Augen der Nazis wegen „Verfehlungen" verurteilt – oder auch nur verdächtigt – worden waren. Einer dieser unglücklichen Kurzzeithäftlinge war genau der Mann, der das Modehaus nur wenige Meter von der Stelle entfernt mitbesaß, an der der Teenager Gert Schramm einige Tage im Rathaus



Vor seiner Befreiung durch Pattons Truppen am 11. April 1945 war Buchenwald zunehmend unregierbar geworden. Eine innere Widerstandsbewegung war entstanden, die dann für Chaos sorgte. Tote Häftlinge, die vor dem Eintreffen der US-Armee nicht mehr verbrannt worden waren, blieben auf einem Anhänger liegen. Nach der Befreiung wurden Massengräber exhumiert, wie hier festgehalten.







Modell des Konzentrationslagers Buchenwald; Gerts „Häftlings-Personal-Karte“ – Grund: „Politisch -Negermischl. 1. Grades“, Vorstrafen: „keine“

Langensalza festgehalten worden war: Karl Walter!

Jahre später war von dieser überraschenden Wendung nur noch Karls eigene Aussage in einem Prozess zu finden, dessen Protokoll diese knappe Andeutung enthielt: „Auf die Frage nach seinem Verhältnis zu den Nationalsozialisten soll er geantwortet haben, er habe 1935 sechs Monate in einem Konzentrationslager verbringen müssen, weil er in einem Brief an Fritz Sauckel [damals NSDAP-Gauleiter in Thüringen, später verantwortlich für die Beschaffung von Zwangsarbeitern aus Polen, Russland, Tschechien usw.] einen Oberbürgermeister beleidigt habe“. Nach seiner Freilassung verlor er jedoch keine Zeit, einen späteren Aufenthalt dort zu verhindern; ein Berichterstatter fasste Karls Strategie nach der Haft so zusammen: „Nach seiner Entlassung aus dem Konzentrationslager versuchte er dennoch, in die Partei einzutreten, und bat die SA- und SS-Führer um ein Empfehlungsschreiben.“ Was danach geschah, ist unklar – doch wir Nachgeborenen können uns nur ausmalen, wie rings um Karl, in einem System, das die Menschlichkeit preisgegeben hatte, andere deutsche Männer, Frauen und Jugendliche versuchten, mit so viel Integrität wie möglich zu überleben – manche buchstäblich vor seinen Augen!







Von links: Öfen im Krematorium von Buchenwald im April 1945; die Inschrift am Lagertor „Jedem das Seine“; Mitteilung der SS an die Witwe von Adolf Mahlmann. Ironischerweise wurde der Schriftzug am Lagertor von dem Häftling und Bauhaus-Schüler Franz Ehrlich (1907–1984) in einer modernen Schrift gestaltet – eine ungewöhnliche Wahl für Bauten der NS-Zeit und ein bizarrer „Beitrag“ eines Kämpfers gegen den Kapp-Putsch und antifaschistischen Aktivisten, der später in die Wehrmacht gezwungen und mit dem „Strafbataillon 999“ zuerst nach Griechenland, dann nach Jugoslawien geschickt wurde, wo er für ein Jahr in ein Kriegsgefangenenlager kam. Die Erklärung der SS gegenüber Helena Mahlmann in Bremen vom 5. März 1945 zum Tod ihres Mannes war eine zynische Erfindung: „Am 28. Februar 1945 verstarb Ihr Ehemann Adolf Mahlmann im hiesigen Krankenhaus. Ich spreche Ihnen zu diesem Verlust mein Beileid aus und versichere Ihnen, dass er hier in guter Pflege war. Trotz Anwendung der besten Medikamente und ausgezeichneter ärztlicher Hilfe war es nicht möglich, der Krankheit Herr zu werden. Irgendwelche letzten Wünsche hat Ihr Ehemann nicht geäußert.“ Bemerkenswert ist, dass sich Lagerbeamte im Dienst einer Diktatur überhaupt die Mühe machten, den Familien zu schreiben.

Auf jedem Foto Karls nach 1919 trägt er eine Brille. Er nahm also offensichtlich die Dienste eines Optikers in Anspruch – wahrscheinlich in Thüringen, plausiblerweise in Langensalza, möglicherweise gleich um die Ecke von seinem und Magdalenes Geschäft –, nämlich die des jungen Werner Deubner. Wie Karl … wie wohl die meisten denkenden, nachdenklichen, wohlmeinenden Erwachsenen im Dritten Reich rang Werner nach allem, was die Recherchen ergaben, darum, so weit wie möglich mit sich selbst im Reinen zu leben und sich so viel Selbstachtung wie möglich zu bewahren – auch wenn er für seine Frau und seine beiden kleinen Jungen lebte … den Schein wahrte und durchhielt, während er seinen Pflichten gegenüber seiner Familie und seiner Wahlheimat nachkam.

Karl Werner Deubner wurde am 7. März 1911 in Thamsbrück als Sohn eines Oberpostmeisters geboren. Typisch für das kaiserliche „Preußen“ war sein Vater – Protestant und überzeugter Anhänger der Hohenzollern – das Familienoberhaupt der Deubners, die dem aufstrebenden Bürgertum angehörten. Zu den klassischen Werten der Zeit gehörten Fleiß und Sparsamkeit, Achtung vor der Hierarchie und Pflichtbewusstsein. Zur Zeit von Werners Geburt boomte das 40 Jahre alte Kaiserreich, sollte aber bald in einen Weltkrieg und danach in eine Kaskade von Krisen

verstrickt werden, die Werners Generation prägten.







Von links nach rechts: die Deubners im Garten während einer Arbeitspause; Werner mit Dieter im Freibad; die Fassade des Deubner-Geschäfts, Anfang der 1940er-Jahre. Als der Autor Dieter Deubner bei ihrem ersten Interview im Herbst 2020 – zufällig in den ehemaligen Geschäftsräumen seiner Eltern – nach dem Hakenkreuz links neben dem Hoffenster fragte, sagte dieser: „Der Junge von oben, in der Hitlerjugend, hatte es in einem Anfall nationalsozialistischen Eifers dorthin gekritzelt."

Nach dem Ersten Weltkrieg taumelte Deutschland unter Wellen von Hyperinflation und politischer Instabilität, Not und Hunger, unterbrochen von Auf- und Abschwüngen. Als junger Mann, der sein eigenes Glück suchte, verließ Werner sein Heimatdorf und zog ins nahe Langensalza. Dort eröffnete er 1933 ein Optikergeschäft – bewusst einen Tag vor dem NS-Erlass, wonach sich nur noch Parteigenossen selbstständig machen durften.


Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Gau Thüringen
NSDAP. Kreis Langensalza
Amt für Volkswohlfahrt
Langensalza, Bornklagengasse 10
Fernruf: Sammelnummer 597, 598
NATIONALSOZIALISTISCHE D.A.P.
Bankkonto:
Nationalsozialistische Volkswohlfahrt e. V.
Kreisverwaltung Langensalza
Kreissparkasse Langensalza Nr. 284/7
Aktenzeichen:
Bei Beantwortung unbedingt angeben.
, den
Ortsgruppe

Mit seiner Frau Johanna hatte Werner zwei Söhne: Dieter (geb. 1938) und Helmut (1941). Obwohl sein Optikergeschäft florierte, spürte Werner zunehmend die immer engere Umklammerung der NS-Diktatur sowie die Bedrohung durch den heraufziehenden Krieg. Freunde verschafften ihm eine Stelle auf dem Fliegerhorst zwischen Langensalza und Thamsbrück, wo er gelegentlich Piloten optisch versorgte. Mit Kriegsbeginn jedoch hatte Johanna Mühe, die kleinen Jungen großzuziehen und satt zu bekommen.


KAMPF dem VERDERB!
Durch Frischhaltung u. Konservierung

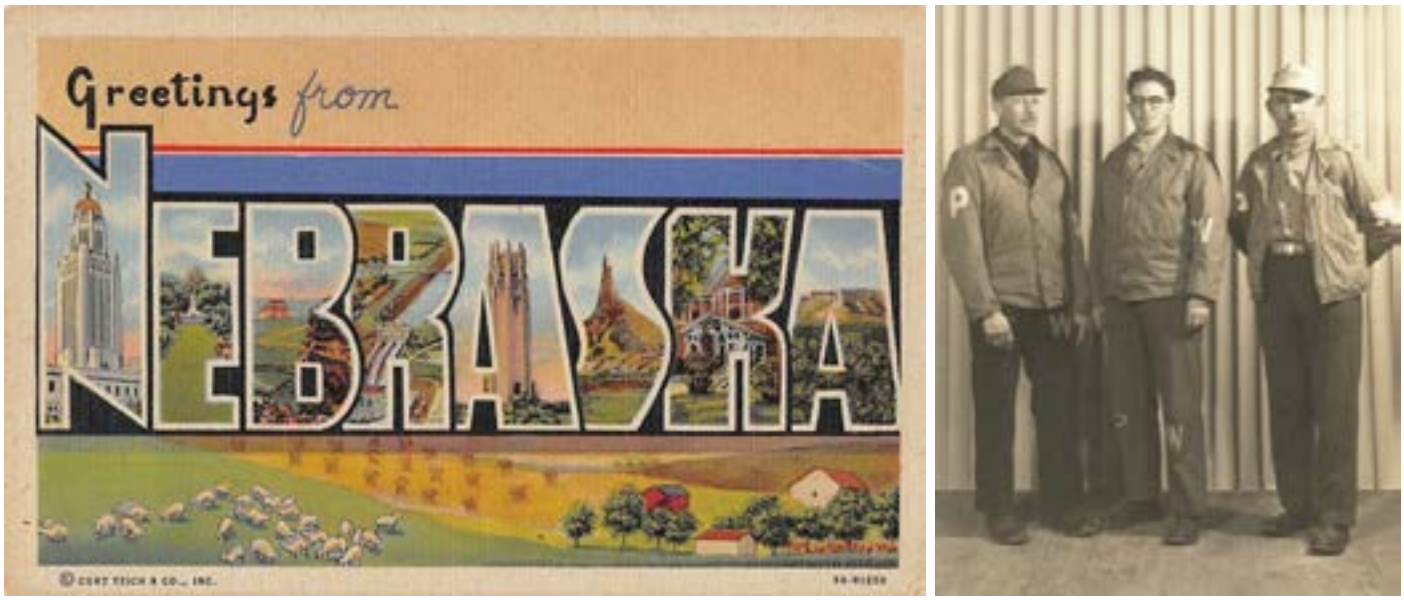
Dann wurde der junge Vater zweier Kinder 1942 trotz aller Bemühungen zum Wehrdienst eingezogen. Er war 31 Jahre alt, als dieser widerwillige Soldat schweren Herzens nicht nur seine Lieben, sondern auch das Geschäft verließ, das er gerade aufbaute.



Werner wird (links) mit anderen frisch gefangenen deutschen Soldaten von einem Berg in Süditalien abgeführt, (rechts) zu einer ersten Essensausgabe der US-Armee

Im September 1943 wurde Werners Einheit nach Italien verlegt, wo sie bei Salerno gegen alliierte Truppen kämpfen sollte. Am 22. September begann für ihn eine vierjährige Gefangenschaft: Er hatte sich mit anderen absichtlich in einem Wald versteckt, als er gefasst wurde, und kam zunächst nach Tunesien, dann in die USA. Nach seiner Ankunft an der Ostküste – zusammen mit 372.000 anderen deutschen Kriegsgefangenen – begann seine unfreiwillige Odyssee durch die USA. Das Deutsche Rote Kreuz unterrichtete seine Familie in Langensalza über seine Gefangennahme, doch es sollten Monate vergehen, bis seine Briefe sporadisch die Heimat erreichten.

Werner wurde zur Arbeit ins amerikanische Kernland geschickt, zuerst nach Ohio, dann nach Wisconsin und über Iowa ins Camp Indianola in Nebraska. Dort arbeitete er gern als Filmvorführer und Optiker – durch eine ironische Fügung des Schicksals auch für einen ehemaligen Kunden aus seinem Geschäft in Langensalza! Werners Erlebnisse glichen denen Karl Walters als Kriegsgefangener in Frankreich einen Weltkrieg zuvor, als auch er mehrere Mitsoldaten aus seiner Heimatregion im fernen Thüringen traf und sich mit ihnen anfreundete.



Eine Postkarte aus Nebraska, die Werner aus dem Camp Indianola mit nach Deutschland brachte, wo er (Mitte) mit Kameraden fotografiert wurde – alle mit dem vorgeschriebenen „P" und „W" für „Prisoner of War" (Kriegsgefangener) auf der Kleidung, damit die Einheimischen sie bei Fluchtversuchen sofort erkennen konnten

In Zeiten der Belastung einfühlsame Tröster zu finden, ist ein enormer Gewinn, kann aber den Schmerz der Trennung von den Lieben nicht völlig auslöschen – zumal wenn man nicht weiß, wie es ihnen geht. Die erhaltenen Briefe, die voller Sorge zwischen dem Mittleren Westen und der Mitte Deutschlands hin- und hergingen, bestätigen, dass Werner, während er das Kriegsende in der fernen Prärie des amerikanischen Kernlands abwartete, die erschreckenden und schließlich verheerenden Entwicklungen in der Heimat nur allzu genau mitbekam:

In Abwesenheit ihres Mannes hatte Johanna Deubner das Geschäft inzwischen an einen Optiker aus dem Thüringer Wald verpachtet, dessen eigener Laden einige Zeit zuvor ausgebombt worden war. Am 24. März 1944 entging ihre Familie nur knapp dem Tod. Bei einem Bombenangriff eines alliierten Bombers auf die Altstadt von Langensalza wurden sowohl die Wohnung als auch das Geschäft der Deubners schwer beschädigt: Die Geschäftseinrichtung wurde völlig zerstört, ebenso ein Großteil ihrer Wohnung – der kleine Helmut lag in seinem Bettchen, als die Wände und Fenster seines Zimmers barsten und das unverletzte Baby mit Scherben bedeckten.



die Überreste der Wohnung und des Gartens der Deubners (links) sowie der weiteren Umgebung, einschließlich des Gebäudes, in dem sich früher ihr Geschäft und ihre Wohnung befanden

Nur drei Kilometer nördlich von Langensalza blieb Werner Deubners Heimatort Thamsbrück im Zweiten Weltkrieg von Luftangriffen verschont, nicht aber davon, Schauplatz einer Tragödie anderer Art zu werden – einer, die zwei Schülerinnen aus der Gegend 75 Jahre später erforschen und öffentlich machen sollten. 2020 befragten Enna Leinhos und Charlotte Lorenz einige der letzten lebenden Zeitzeugen im Rahmen ihrer Seminarfacharbeit in der Oberstufe an der Salzmannschule Schnepfenthal, einem staatlichen Internat und Tagesgymnasium mit Sprachenschwerpunkt bei Gotha. Adaptierte Auszüge aus ihrer Arbeit dokumentieren sie ausführlich:

„Thamsbrück ist ein winziges Städtchen in Thüringen, dem grünen Herzen Deutschlands, dessen Geschichten, welche die Mauern der Häuser in sich tragen, in Vergessenheit geraten und deren Zeitzeugen schwinden. Die Stadt wurde im Zweiten Weltkrieg unter anderem von Zwangsarbeit geprägt, ein wenig beleuchtetes Thema der Zeit des Nationalsozialismus`. Dennoch wurden rund 13,5 Millionen Menschen im Deutschen Reich von Zwangsarbeit gezeichnet. Sie wurden von ihrer Heimat, ihrer Familie und ihren Freunden getrennt, um in der Rüstungsindustrie, in Fabriken, im Straßenbau, in der Landwirtschaft und in privaten Haushalten zu arbeiten. Im Spätsommer des Jahres 1944 befand sich der Ausländereinsatz auf dem Höhepunkt. 6 Millionen zivile Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterinnen waren zu dieser Zeit in Deutschland eingesetzt. Ein Großteil von ihnen stammt aus der Sowjetunion und aus Polen. In der Stadt Thamsbrück, wurden jedoch ausschließlich Polen zur Arbeit verpflichtet.“



Im Dritten Reich gab es verschiedene Abzeichen zur Kennzeichnung von „Ost“-Arbeitern, die Untergruppen osteuropäischer Arbeitskräfte auswiesen. Ein einzelnes „P“ stand für Polen.

„Es gab insgesamt 1,7 Millionen polnische Arbeiter im Deutschen Reich. Nur ca. 5 Prozent von ihnen waren Freiwillige. Wenn diese überhaupt einen Lohn bekamen, war jener so gering, dass man sich aufgrund der Inflation und knapper Ressourcen sich davon kaum etwas leisten konnte. Den polnisch-jüdischen Kriegsgefangenen erging es dabei besonders schlimm. Fast alle der 60.000 polnisch-jüdischen Gefangenen wurden ermordet oder starben an den unmenschlichen Bedingungen in den Ghettos, Arbeitslagern und Konzentrationslagern und wurden nicht selten Opfer von Missbrauch. In den Lagern herrschte die Strategie der ‚Vernichtung durch Arbeit‘. Die wenigsten von ihnen verließen nach Ende des Krieges die Lager lebendig.“

„Der Begriff Zwang in Zwangsarbeit nimmt bereits vorweg, dass die Arbeiter sich nicht freiwillig zur Arbeit bereiterklärten, sondern dazu gezwungen wurden. […] Die polnischen Arbeiter erhielten im Gegenzug nur einen geringen Lohn oder gar nichts, sie wurden systematisch unterbezahlt. 66,7 Prozent der polnischen Zwangsarbeiter wurden in der Landwirtschaft, aber auch im Rüstungsbereich, der Industrie sowie im Straßenbau gebraucht und beschäftigt. Frauen wurden oft in privaten Haushalten, beispielsweise als Kindermädchen, angestellt. […] Insbesondere Frauen konnten in den privaten Haushalten in der Stadt arbeiten und dort leben. Voraussetzung dafür war jedoch zwischen 15-35 Jahre alt zu sein und dem arischen Erscheinungsbild zu ähneln."

„Die polnischen Kriegsgefangenen galten von vornherein als die billigsten Arbeiter in der Landwirtschaft des Deutschen Reichs. […] Die meisten polnischen Zwangsarbeiter wurden auf dem Land eingesetzt, da dort der Verlust der Männer am deutlichsten zu spüren war. Der Großteil von ihnen wohnte direkt auf den Bauernhöfen, auf denen sie eingesetzt waren. Zeitzeugen berichteten, dass sie sehr glücklich waren, dort untergekommen zu sein. Teilweise hatten sie dort eigene Räumlichkeiten und ein eigenes Bett. Die Polen wurden dort meist nicht als minderwertige Arbeitskräfte angesehen, sondern eher als Knechte. Jedoch stellte der geringe Lohn weder eine Entschädigung für die harte Arbeit dar, noch wirkte er motivierend. […] Allerdings bestand eine vertraglich festgelegte Verpflichtung





Enna Leinhos und Charlotte Lorenz illustrierten ihre Seminarfacharbeit mit diesen und den folgenden Fotos von Zwangsarbeitern.

zu arbeiten gegenüber dem Arbeitgeber. Bei Verweigerung jeglicher Dienste wurde die Polizei eingeschaltet und ein damit einhergehender Vertragsbruch führte zu Haft."

„Der Arbeitsalltag begann frühmorgens und endete vor dem Abendessen. In der Regel gingen die Zwangsarbeiter zwölf bis sechzehn Stunden am Tag ihren Tätigkeiten nach, im Winter etwas weniger. Der Sonntag galt als frei, wobei die Tierversorgung trotzdem gewährleistet werden musste. Sie ‚mussten bei jedem Wetter arbeiten, bei Regen und bei Frost.' In den vielfältigen Einsatzbereichen gab es unterschiedliche Arbeitsbedingungen. Auch das Verhältnis zu den Deutschen galt als schwierig zu bezeichnen. Trotz dessen, dass sich die Zwangsarbeiter glücklich schätzen konnten, in einer privaten Unterkunft wohnen und arbeiten zu können und nicht in Baracken neben den Fabriken leben zu müssen, gab es keine Garantie für einen mitmenschlichen Umgang. Jedoch sollten sie zumindest so behandelt werden, dass sie arbeitsfähig waren und der Industrie- sowie der Ernährungswirtschaft zugutekommen konnten."

„Die rassistische Hierarchie und die antislawischen Vorurteile im Deutschen Reich bildeten den Grundstein für unzählige Beleidigungen, Bloßstellungen und Misshandlungen der polnischen Arbeitskräfte. Der Umgang mit den Zwangsarbeitern in Thamsbrück war durch Vorschriften, Gesetze sowie inoffizielle Normen geprägt. Doch wie bei allen Auflagen und Meinungen gab es damals befürwortende sowie dagegensprechende Ansichten dieser Festlegungen. So bestanden doch starke Differenzen zwischen dem, was von den Bewohnern verlangt und wie dies von ihnen umgesetzt wurde. Im Jahr 1940 wurde ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, ‚daß die polnischen Landarbeiter ebenso wie die Kriegsgefangenen grundsätzlich als unsere Feinde angesehen werden müssen.' ‚Nachdem der Nationalsozialismus nach einem langen politischen Kampf dem rassischen Volksgefühl zum Durchbruch verholfen hat, kann er dies jetzt unter keinen Umständen zugunsten des Ausländereinsatzes wieder durchbrechen.', schrieb das arbeitswissenschaftliche Institut der deutschen Arbeitsfront im März des Jahres 1942."

„Widersetzte man sich diesen Vorschriften, indem man die Arbeiter gleichberechtigt oder sogar bevorzugt behandelte, galt man als Verräter der Volksgemeinschaft. Allerdings hielt es viele Bewohner nicht davon ab, sie dennoch mit in die Familien sowie in die Gesellschaft zu integrieren. Dies gestaltete sich jedoch nicht einfach, da den Arbeitern vieles untersagt wurde, was ihnen bei der Einbringung geholfen und das Verhältnis zu den Deutschen gestärkt hätte. Ihnen war es weder erlaubt, an Festen und Feiern der Bewohner teilzunehmen, noch durften sie einen gemeinsamen Gottesdienst abhalten. Überdies waren längere Gaststättenbesuche untersagt

und zwischenmenschliche Verbindungen mussten vermieden werden. Annäherungen oder Beziehungen der männlichen Zwangsarbeiter zu deutschen Frauen wurden bestraft und zogen für letztere einen Ausschluss von der Volksgemeinschaft mit sich. In der Regel wurden die Polen unmittelbar nach solch einem Vorfall aus der Kriegsgefangenschaft entlassen und der Gestapo übergeben. ‚Haltet Abstand von den Polen! […] Werdet nicht zu Verrätern der deutschen Volksgemeinschaft! […] Haltet das deutsche Blut rein! […] Deutsche, seid zu stolz Euch mit Polen einzulassen! […].', hieß es auf einem Merkblatt vom 15. März 1943. Dennoch wurde empfohlen, eine ‚humane, arbeitssteigernde Behandlung' zu pflegen, woran sich viele Thamsbrücker hielten. Laut Aussage eines Zeitzeugen war das Verhältnis ‚ganz korrekt […] es sei denn, sie haben Blödsinn gemacht.'"





Außenaufnahme von Arbeitern, die unter der Aufsicht bewaffneter Wachen zur Arbeit gezwungen werden; rechts: Thamsbrücker Bahnhof, Anfang des 20. Jahrhunderts

„Untereinander hatten die Zwangsarbeiter mehr Möglichkeiten, soziale Kontakte zu pflegen. Schon durch das Separieren der Polen von den Deutschen waren sie enger miteinander verbunden. Es war ihnen gestattet, gemeinsam zu feiern und den Gottesdienst zu besuchen. Der Wirt der Gaststätte im Thamsbrücker Bahnhof stellte den Polen einen separaten Raum zur Verfügung, in welchem sie sich treffen konnten. Es bestand jedoch ein Kontaktverbot der Zwangsarbeiter verschiedener Gemeinden. Doch in Thamsbrück selbst war es ihnen erlaubt, ihre freie Zeit gemeinsam zu nutzen, Liebschaften zu führen und auch zu heiraten." Alles in allem konnten die polnischen Zwangsarbeiter den größeren Wahnsinn gut überstehen – bis zum Kriegsende.

Auch die kulturellen Vettern der Polen, die Russen, mussten für Deutsche arbeiten – in vielen Fällen für ihre ausländischen Besatzer und erklärten Feinde. Eine von ihnen, dem Autor nur als „Elena" bekannt, wurde zwangsweise nach Ruhla gebracht, um für die Familie des Rechtsanwalts Victor Kircher zu arbeiten. Nachdem die Wehrmacht ihn 1942 zum „Standortältesten" in Langensalza ernannt hatte, war seine Frau Gertrud in seiner Abwesenheit allein für die Erziehung von vier kleinen Kindern verantwortlich. Wie ihre Tochter Renate (später verheiratete Bähring und Lehrerin) in ihrem 2005 erschienenen Buch über ihren Vater, „Victor Kircher, 1893–1945. Ein Lebensbild", erläuterte, wiesen die Behörden der Familie zu ihrer Unterstützung Elena zu:

> … eine Lehrerin, die auf der Straße verschleppt und nach Deutschland gebracht worden war. Victor und Gertrud waren gut zu ihr behandelten sie so, wie man Menschen behandelt. Elena war dankbar für die geringsten Aufmerksamkeiten und wollte nach dem Krieg die Verbindung zu Familie Kircher wieder aufnehmen. Vermutlich wurde sie jedoch – wie viele Russen, die in Feindeshand gefallen waren – von ihren eigenen Landsleuten verbannt oder sogar liquidiert. Einmal erreichte sie eine Nachricht aus der Sowjetunion, in der sie erfuhr, dass Familienangehörige im Zuge der „Säuberungsaktionen" Stalins umgebracht worden waren. Sie hatte schon vorher in der Familie Kircher geäußert: „Ich Russland lieben, doch Stalin groß' Schwein."


von links: Gertrud Kircher (Victors Ehefrau) mit Renate Gertrud Kircher (Victors Schwester), Klaus und Robert, 1940; Elena, um 1943; Victor mit Robert, 1939





Victor Kircher erhielt böse Briefe vom nationalsozialistischen Frauenbund, weil er und seine Frau auf die Einladungen, Ostschulungen zu besuchen, nicht einmal reagierten und ihr Hausmädchen, das anständig gekleidet war, „von einer Deutschen nicht zu unterscheiden“ sei, obwohl sie schließlich das Emblem „OST“ sichtbar tragen musste.





Karl Müller in einer Uniform aus der NS-Zeit; rechts: Zwangsarbeiter bei der Feldarbeit

Die Zwangsarbeit im Krieg hinterließ bei den osteuropäischen Zwangsarbeitern tiefe Eindrücke und Narben. Oft hinterließ sie dasselbe auch bei den Deutschen, denen sie zugeteilt waren – etwa als bäuerliche „Chefs“ eines oder einer Handvoll Arbeiter oder, noch brisanter, bei denen, die zur Aufsicht über Zwangsarbeiter in großer Zahl eingesetzt wurden. Da die große Mehrheit der jungen erwachsenen Männer an einer der vielen Fronten des Krieges stand, fielen solche Aufgaben zwangsläufig älteren oder versehrten Männern zu, die nicht kämpfen konnten; viele von ihnen kamen aus Berufen, die mit solchen Posten überhaupt nichts zu tun hatten.

So war es bei Karl Müller aus Langensalza, von dem der Autor dieses Werks durch den Architekten erfuhr, der in Bad Langensalza den Umbau eines privaten Familienhauses Unterm Berge 24 zum Museum des „Hauses der Spuren“ leitete – mit einem öffentlichen Raum für Workawayer und besondere Veranstaltungen sowie Wohnungen für Mitarbeitende. Drei Studentinnen von Dr. Michael Luick-Thrams an der Universität Erfurt werteten die verfügbaren Dokumente aus und präsentierten anschließend ihre Ergebnisse. 2021 verfassten Johanna Paschka, Lena Marmann und Sarah Hesse als Studienleistung die folgende Zusammenfassung:

> Geschichte ist überall präsent und prägt unser Leben heute genauso wie damals. Haben Sie sich zum Beispiel schon einmal gefragt, welche Geschichte Ihr Haus hat? Zwei Einwohner von Bad Langensalza, Thomas und Katrin Kühmstedt, stellten sich diese Frage und fanden heraus, dass während der Nazizeit eine Familie namens Müller in ihrem Haus am Kornmarkt 5 gewohnt hatte. Der letzte männliche Bewohner des Hauses war Karl Müller, geboren am 15. August 1898 in Langensalza. Sein Vater betrieb dort den Gasthof zum Hirsch, und seinem Onkel gehörte das Nachbarhaus, in dem dieser eine Metzgerei führte. Während des Zweiten Weltkriegs wurde Karl zur Bewachung russischer Kriegsgefangener nach Großengottern [7 km von Thamsbrück entfernt] abkommandiert. Berichten zufolge behandelte er sie gut und versorgte sie gelegentlich mit zusätzlichem Essen.
>
> Was für den Gastwirt Müller, dem wegen der kriegsbedingten Lebensmittelknappheit die Gäste fehlten, zunächst wie ein „harmloser“ Ersatzberuf aussah, sollte sich später jedoch unerwartet als tödliche Aufgabe erweisen …



Thomas Kühmstedt vor dem Haus Kornmarkt 5





Holger Schneiders maschinengeschriebene Notizen zum Familienfoto lauten: „KARL MÜLLER & CHRISTA MÜLLER 1934 und OMA Anna Ziegler, geboren (ca.) 1860, im Hof des Hauses Kornmarkt 5 – Christa Lüders (geb. Müller): ‚… sehr kinderunfreundliches Pflaster in diesem Hof; ich bin ständig hingefallen'." Die Postkarte rechts zeigt Außen- und Innenansichten des „Gasthofs zum Hirsch" um 1920.

Verschleppte oder zur Arbeit gezwungene Slawen waren nur eine Gruppe von Zwangsarbeitern, die die schmutzigste Arbeit des Dritten Reiches verrichteten. Eine andere waren Deutsche und Angehörige anderer Nationen, die in Konzentrationslagern festgehalten wurden. Das nächstgelegene Stammlager bei Langensalza war Buchenwald mit mehr als 140 über das Herz Deutschlands verstreuten Außenlagern, in denen zwischen 1937 und 1945 rund 266.000 Menschen aus ganz Europa inhaftiert waren; etwa 56.000 von ihnen kamen ums Leben. Ab 1942 wurden die Lagerhäftlinge als Sklavenarbeiter für die Kriegswirtschaft eingesetzt, vor allem für die Rüstungsindustrie. Das Stammlager wurde zu einem geschäftigen Durchgangslager, das Menschen kurz aufnahm und dann in die Außenlager weiterschickte: Auch Langensalza beherbergte Häftlinge, die dorthin geschickt wurden, um unter Bedingungen zu schuften, die im Grunde „Arbeit bis zum Tod" bedeuteten. Mitte 1943 beschloss das Reichsluftfahrtministerium, zusätzlich zum Fliegerhorst in Langensalza ein zweites Montagewerk in der Kammgarnwerk GmbH auf dem Klausberg am nordwestlichen Stadtrand einzurichten, speziell für die Montage von Junkers-Kampfflugzeugen – die Langenwerke AG. Die Firma hatte seit 1936 Uniformen für die Wehrmacht hergestellt.

Laut dem Bad Langensalzaer Chronisten Hartmut Rosinger wurden

> ab Ende 1943 […] die Spinnereimaschinen der Kammgarnwerke auf dem Klausberg demontiert. Stattdessen wurden in den geräumten Fabrikhallen Fertigungsanlagen für die Teilmontage von Flugzeugteilen, eingerichtet. Nach Abstimmung mit der SS wurde der durch Krieg bedingte erhöhte Arbeitskräftebedarf seit 1944 durch die Heranziehung von KZ-Häftlingen aus dem KZ Buchenwald gedeckt. Am 21. Oktober 1944 überstellte die SS die ersten 100 KZ-Häftlinge nach Langensalza, dem Außenlager Langenwerke AG. Durch zwei weitere Transporte mit 50 und mit 182 Häftlingen erhöhte sich die Gesamtzahl im Außenlager innerhalb weniger Tage bis Ende Oktober 1944 auf 327 Häftlinge. Anfang Januar 1945 zählte das Außenlager Langenwerke AG mit 1.458 Insassen seine höchste Belegung. Gearbeitet wurde unter Aufsicht von Ingenieuren des Hauptbetriebes und der SS-Wachmannschaft an sechs Wochentagen in zwei Schichten zu je 12 Stunden. Die Häftlingsunterkünfte waren auf dem Gelände der Kammgarnwerke durch einen elektrisch geladenen Zaun mit sechs daran entlang laufenden scharfen Hunden von den Werkhallen und der Außenwelt abgesperrt bzw. „ausbruchsicher" gemacht.

Eines Tages klingelte unerwartet ein älterer Herr am „Haus der Spuren". Auf die Frage, was er suche, sagte er, er „müsse mit jemandem reden". In der folgenden Stunde erzählte er, dass seine Familie, als er ein Junge war, ein Haus mit Garten neben einer Reihe provisorischer Baracken besaß, die auf einem Hügel am Nordrand von Ufhoven errichtet worden waren, dem nordwestlichen Vorort Langensalzas. „Ich war noch ein Junge, als Oma ein paar halb verfaulte Kartoffeln durch unseren Zaun an einige der hungernden Häftlinge auf der anderen Seite gab. Ein paar Stunden später stürmte die SS in den Garten und sagte mir, wenn meine Familie ‚diese Leute' noch einmal füttere, werde Oma erschossen. Ich höre ihre bellenden Worte noch heute, erschüttert, bis auf diesen Tag."

Wie lange glaubten die Menschen in Langensalza, dass ihre extrem belastete, zersplitterte Gemeinschaft dem Druck standhalten könne, nicht nur die meisten Männer an eine der verschiedenen Fronten des Dritten Reiches zu schicken, sondern auch Zwangsarbeiter verschiedenster Art bei sich „aufzunehmen" – unter Androhung von Gewalt oder Hinrichtung, falls sie sich solcher Grausamkeit widersetzten?

Obwohl sich die meisten Deutschen fast ein Dutzend Jahre lang mit dem Leben in einer Diktatur „arrangiert“ hatten, begannen die hohlen Behauptungen und unaufrichtigen Versprechen irgendwann zu verpuffen und dann in sich zusammenzufallen. Als dies geschah, ließ sich die aufgeschobene Abrechnung dafür, die fragwürdigen Prämissen der NS-Ideologie ausdrücklich, aber auch stillschweigend gebilligt zu haben – ganz zu schweigen von den verbrecherischen Mitteln, die nötig waren, um sie greifbar zu verwirklichen –, nicht länger hinauszögern. Dabei zog sich eine Schneise der Zerstörung und des Todes durch die gesamte deutsche Gesellschaft. Diese gesellschaftliche Apokalypse wurde greifbar, jedoch weniger kollektiv als persönlich – am eigenen Leib oder am Leib von Menschen, die einem am Herzen lagen.

Selbst 14-jährigen Schülerinnen blieb es nicht erspart, das ganze Grauen mitzuerleben – zuerst die gewaltsamen Zuckungen einer sich auflösenden, sterbenden Diktatur, dann die willkürliche Zerstörung durch einen mörderischen Krieg, den das Regime jahrelang geplant hatte. 2005 hielt Karl Walters geliebte Nichte und Patentochter Ursula ihre eindringlichsten „Erinnerungen an die letzten Wochen vor Kriegsende 1945“ fest. Selbst sechs Jahrzehnte später tobte all das noch immer in ihrem Kopf – besonders das erschütternde Schicksal ihres Onkels.

> Ab Ende 1944 wurde unsere Mittelschule in der Poststraße als Lazarett für verwundete Soldaten gebraucht, daher fand unser Schulunterricht im Gymnasium statt. Wir hatten daher im Wechsel eine Woche vormittags und die andere Woche nachmittags Unterricht. Oftmals wurde der Unterricht durch Fliegeralarm unterbrochen. Es ertönten mit großer Lautstärke im ganzen Stadtgebiet die Sirenen, oftmals mit Voralarm -erkenntlich durch unterschiedliche Töne. Wir packten dann schnell unsere Schultaschen und flitzten nach Haus, um in den Luftschutzkeller zu gehen.

Als Jugendliche, die sich unausweichlich mit Kräften auseinandersetzen musste, die ihren eigenen Körper bedrohten, musste Ursula auch den Himmel im Auge behalten:

> Im Radio hörten wir, in welchem Luftraum die feindlichen englischen bezw. amerikanischen Bomber-Flugzeuge sich befanden. Gotha und Erfurt waren hier in unserer Nähe oftmals Ziele für ihre Bombenabwürfe. Hier bei uns in Langensalza fiel im März 1944 eine Luftmine mitten in der Stadt, die mehrere Häuser zerstörte, wobei es etliche lote gab. Dabei war auch die ganze Familie einer Schülerin aus unserer Schule. Nachts hatten wir auch oft Fliegeralarm. Wir verbrachten dann einige Zeit im Keller, bis dann die Entwarnung durch das Ertönen der Sirenen kam. Unser Unterricht begann dann eine Stunde später in der Schule. Um unseren Langensalzaer Fliegerhorst vor Bombenangriffen zu schützen, wurde – um die feindlichen Flugzeuge zu irritieren – zwischen Zimmern und der Thiemsburg ein sogenannter Scheinflughafen – täuschend ähnlich – als Attrappe aufgebaut



Foto des „echten“ Fliegerhorsts Langensalza, aufgenommen während der militärischen Besetzung durch die US-Armee ab Anfang April 1945; ab Juli stand er unter sowjetischer Besatzung





Ab Herbst 1944 kamen auch sehr viele Menschen hier nach Mittel-Deutschland. Sie mussten ihre Heimat Ostpreußen, Pommern oder Schlesien verlassen, weil die russische kämpfende Front immer näher kam. Sie hatten nur das Nötigste dabei. Es waren Frauen mit ihren Kindern und ältere Leute. Die Familienväter und jüngeren Männer waren als Soldaten im Krieg.







Ab 1944 und mindestens ein Jahrzehnt lang verursachten das NS-Regime und der daraus folgende Krieg Millionen entwurzelter Deutscher und Angehöriger anderer Nationen – wie diese in Berlin (links), aber später, bis in die 1950er-Jahre, auch Deutsche, die in nunmehr polnischen oder anderen „verlorenen" Gebieten „gestrandet" waren und aus dem „Ausland" nach Deutschland „zurückkehren" wollten.

Als der Zweite Weltkrieg und das Dritte Reich in ihre letzten Phasen eintraten, waren es nicht nur Deutsche aus entlegenen Regionen des zusammenbrechenden Landes, die über die überfüllten, chaotischen Straßen zogen: Auch hungernde, sterbende KZ-Häftlinge waren unterwegs – auch in Langensalza und Umgebung. Noch einmal der Bad Langensalzaer Chronist Hartmut Rosinger:

> Auf Befehl Heinrich Himmlers wurde Anfang 1945 angefangen, die Konzentrationslager und Außenkommandos, die außerhalb des Deutschen Reiches lagen, zu „evakuieren", um eine Befreiung ihrer Insassen durch die vorrückenden Alliierten zu verhindern. In Güterwagons oder Marschkolonnen wurden tausende Gefangene erst in das Hauptlager Buchenwald und später in andere Konzentrationslager im Reichsgebiet überstellt. Die Häftlinge, die das Tempo nicht mitgehen konnten, krank waren oder versuchten zu fliehen, wurden erschossen und am Wegrand liegen gelassen. Insgesamt starben während der Todesmärsche etwa ein Drittel der Häftlinge.



Am 1. April 1945 mussten 1.177 Gefangene in Langensalza die mehrere Tage lange Reise über Dachwig, Andisleben, Walschleben, Stotternheim, Udestedt, Ballstedt und Hottelstedt nach Buchenwald antreten. Am 6. April wurde schließlich damit begonnen, auch das Hauptlager Buchenwald zu „evakuieren". Insgesamt wurden über 45.000 Häftlinge auf 60 verschiedene Routen in andere Konzentrationslager in Flossenbürg, Dachau und Theresienstadt gebracht. In Dachau traf der letzte Transport aus Buchenwald am 28. April 1945 ein. Nach dem Kriegsende verlangte die amerikanische Militärverwaltung von der deutschen Bevölkerung, dass die Leichen am Wegrand ehrenvoll begraben und die Massengräber exhumiert und umgebettet werden. So entstanden Ehrenfriedhöfe und spezielle Grabfelder auf Gemeindefriedhöfen.

Während die erschöpften Häftlinge aus Ufhoven durch die Straßen Langensalzas getrieben wurden (auch am Ende der Straße vor dem heutigen „Haus der Spuren"), trieben die verbliebenen Militärangehörigen in der Stadt – inzwischen größtenteils SS-Leute – die Zivilbevölkerung dazu, in der teilweise ummauerten mittelalterlichen Stadt, die bald zur „Festung" erklärt werden sollte, in einem „letzten Gefecht" zu kämpfen. Ursula verfolgte das ganze, zum Scheitern verurteilte Drama vom Elternhaus der Walters in der Kepfe 6 aus:

> Hier in der Heimat wurde ab ca. 1944 der „Volkssturm" ins Leben gerufen. Da wurden die älteren Männer, die nicht Soldat waren, und die 14-15-jährigen Jungen zusammengefasst. Sie sollten dann die Heimat verteidigen! Auch mein Vater – damals 46-jährig – musste zum Volkssturm.
>
> In den Radio-Nachrichten hörten wir ständig von Vormarsch der amerikanischen und englischen Armee vom Westen her, und die russische Armee kam vom Osten immer weiter nach Deutschland.
>
> In den ersten Apriltagen 1945 – wir hatten keine Schule mehr – hörten wir von weitem Schießen und Geschützdonner. Die Soldaten hier in unseren Langensalzaer Kasernen hatten diese bereits verlassen.





Die Langensalzaer Kaserne; rechts: deutsche Soldaten, die weniger wie „Kämpfer" als wie „Feiernde" aussahen und dabei hofften, die größere Welt um sie herum und ihre Nöte zu vergessen

Das Herannahen der US-Armee leerte nicht nur die Langensalzaer Kaserne, sondern offenbar auch die geistige Klarheit und menschliche Anständigkeit der SS-Offiziere im nahen Thamsbrück: „[…] Ratskeller vorne war eine SS-Genesungskompanie im Saal untergebracht und die ging dann waren auch aufgeteilt in die zu den Leuten zum Essen. Die konnten ja nicht kochen […]"

Enna Leinhos und Charlotte Lorenz dokumentierten die Verzweiflung der SS-Leute und den daraus folgenden Wahnsinn im Abschnitt „Hinrichtung" ihrer Forschungsarbeit von 2020, hier leicht bearbeitet wiedergegeben:

„Im Ratskeller der Stadt Thamsbrück ist 1945 eine SS-Genesungskompanie untergebracht. Die Truppen der Amerikaner rücken im April immer näher. Aus Angst vor den Bombenangriffen ziehen sich die Einwohner der Stadt in ihre Keller zurück. So auch die Familie von Frau Harnisch. Frau Harnisch war damals elf Jahre alt. [Frau Harnisch war zur Zeit dieser Tragödie zehn Jahre alt; am nächsten Tag wurde sie 11.] Die zwei polnischen Zwangsarbeiter der Familie, Stanislawa Pilzka (Stazka) und Alexander Jakubiec (Alex), waren ebenfalls mit in dem Tiefgeschoss untergebracht. Zusätzlich befand sich dort noch Stazkas Mann. Alexander war den gesamten Vormittag mit seinem Freund Clemens Wojtyra unterwegs gewesen. Am Nachmittag kehrt er kurz in den Haushalt zurück, um sich Wurst und Brot zu holen. Dann begibt er sich wieder zu seinem Freund. Im Laufe der zweiten Tageshälfte soll nun die SS die Polen und Russen zusammengetrieben haben und in den Ratskeller gesperrt haben. Die Schutzstaffel klopft auch bei der Familie Harnisch und fragt, ob sie Polen hätten. Die Mutter weigert sich jedoch, ihnen Stazka mitzugeben, da diese hochschwanger ist. Ihren Mann erwähnt die Familie gegenüber der SS nicht.

„Die Nachbarschaft vernimmt kurze Zeit später Schüsse. Die Opfer sind die Polen Thomas Stanuck (48), Stanislaw Ziesteki (35), Clemens Wojtyra (20) und Alexander Jakubiec (19). Wie genau der Tathergang war, weiß jedoch niemand ganz genau, da die Einwohner alle in Kellern gewesen sein sollen. Man weiß jedoch, dass der Platz des Geschehens das Eichsfeld in Thamsbrück ist. Es wird zudem angenommen, dass der Täter alkoholisiert war. Er soll sich außerdem nach den Schüssen auf eine Treppe gesetzt haben und eine Zigarette geraucht haben. Der Name des Schützen ist unbekannt.







Szenen der 2018 neu angelegten Gräber der vier ermordeten polnischen Zwangsarbeiter, dazwischen eine heutige Ansicht der Eichsfeldstraße, in der sie erschossen wurden

„Ein bis zwei Stunden nach der SS, kommt bei der Familie von Frau Harnisch der Totengräber vorbei. Er berichtet von dem Ereignis und leiht sich Pferd und Wagen aus, um die Toten in die Leichenhalle zu bringen. Er erzählt der Familie

außerdem, dass Alexander seine Wurst und sein Brot zum Zeitpunkt des Todes noch in seiner Jackentasche hat. In der Liste verstorbener Bürger anderer alliierter Nationen in Thamsbrück ist der Tod dokumentiert. Als Todesursache steht dort, dass die vier Männer bei Kämpfen mit der Wehrmacht erschossen worden sind."

Enna und Charlotte gaben ihrer Arbeit den Titel „Polnische Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg – Sklave oder Freund der Familie?" – gerade wegen der Ergebnisse ihrer Recherchen, insbesondere ihrer Interviews mit Frau Harnisch und Gerhard Frank, der ein Junge war, als verschleppte polnische Arbeitskräfte auf dem seit drei Generationen bestehenden Hof seiner Familie Zwangsarbeit leisten mussten. Die Antworten der Befragten deuteten auf ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Dienstherren und Arbeitern hin, aber:

„Mit den zusammengetragenen Erkenntnissen kommen die Verfasser zu dem Entschluss, dass die polnischen Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg wohl eher Sklaven als Freunde für die Deutschen waren. Denn trotz der Missachtung der Maßnahmen, sollten und wurden die polnischen Arbeitskräfte oft als Mittel zum Zweck angesehen. Die Autoren sind sich darüber einig, dass dieses Ergebnis nicht auf die Stadt Thamsbrück anzuwenden ist, da sich dort laut Zeitzeugeninterviews eine humane und weniger rassistische Haltung gegenüber den Zwangsarbeitern durchsetzte. [Frau Harnisch sagte: „Jedenfalls, die gehörten eigentlich zur Familie, unsere Polen hier." Dr. Frank sagte über „unsere" Polin: „Die saß am Tisch mit. Die saß nicht allein, die saß mit am Tisch bei meinen Großeltern, beziehungsweise bei meinen Eltern."] Man muss hierbei allerdings die Glaubwürdigkeit solcher Aussagen in Frage stellen. Ein lückenhaftes Erinnerungsvermögen oder der persönliche Bezug zum Geschehen tragen beispielsweise zu einer eher subjektiven als objektiven Einschätzung der damaligen Situation bei und begründen somit mögliche Abweichungen von ihrer heutigen Sicht. Dennoch gelang es den Verfassern, mit der Erstellung der vorliegenden Arbeit, die fragmentäre Quellenlage über die Geschehnisse im Ort Thamsbrück weitestgehend zu kompensieren."





Enna und Charlotte waren nur zwei von Hunderten junger Menschen, die die Gelegenheit erhielten, ihren historischen Interessen in Zusammenarbeit mit dem Projekt TRACES-Spuren nachzugehen – seit 2020 zu Hause in dem umgebauten Haus, das oben und rechts zu sehen ist. Über 70 internationale Workawayer und Hunderte Studierende der Universität Erfurt haben dort „durch Tun gelernt", von Wochenendseminaren bis zu Aufenthalten von mehreren Wochen oder sogar Monaten. Auch ukrainische Geflüchtete haben dort und in der „Jüdengasse 1" einen sicheren Hafen gefunden, wo bis August 2026 über 80 von ihnen Zuflucht fanden, verwaltet vom Spuren e. V. Das „Haus der Spuren" war außerdem Gastgeber von über 45 Global Salons am Donnerstagabend sowie unzähligen weiteren Programmen und Festen … Machen Sie mit!

Oben links: Anna Weißenborn leert einen Eimer in einen Hofabfluss hinter dem rechts abgebildeten Haus Unterm Berge 24, auf einer Postkarte von etwa 1930

Zurück im Langensalza der Kriegszeit: Auch hier spielten sich ähnliches Chaos und Leid ab wie in den umliegenden Dörfern.

Wieder hatte sich Ursula Walter-Veller an die militärische wie auch die zerfasernde gesellschaftliche Lage aus der Sicht einer Schülerin erinnert:

> In den ersten Apriltagen 1945 -wir hatten keine Schule mehr-hörten wir von weitem Schießen und Geschützdonner. Die Soldaten hier in unseren Langensalzaer Kasernen hatten diese bereits verlassen.

Wohin gingen sie? Überallhin und nirgendwohin – und manchmal, so scheint es, beides zugleich.

Als sich „der amerikanische Feind“ der zunehmend verzweifelten Stadt näherte, begannen sich Konflikte zwischen Deutschen und Deutschen abzuspielen, die außer Kontrolle gerieten und über das hinausgingen, was in „normalen“ Zeiten vorstellbar, geschweige denn hinnehmbar gewesen wäre. Von Augenblick zu Augenblick zu handeln und Entscheidungen eher aus Gefühlen als aus Vernunft zu treffen, führte zu massiven, tödlichen Fehlern …

Die wenigen Dokumente, die der Autor und sein Team zur Übergabe Langensalzas gefunden haben, sind kurz und enthalten unterschiedliche Angaben: Fügt man zwei davon zusammen, ergibt sich ein vollständigeres Bild. Eines stammt von dem Historiker und Journalisten Gerhard Wuttke und trägt den Titel „Volkstrauertag 1997 – Gedenken an einen mutigen Menschen“; das andere von einem Sohn oder einer Tochter (die erste Seite dieses Briefes vom 10. März 1996 an den damaligen Bürgermeister von Bad Langensalza, Bernhard Schönau, fehlt, ebenso der Name des Verfassers) von Wilhelm Victor Kircher. Er hatte sein Leben gegeben, um Hunderte, vielleicht einige Tausend Leben zu retten, die auf dem Spiel standen, weil die SS versuchte, die mittelalterliche Stadt zur „Festung“ zu erklären, die gegen die angreifenden Amerikaner bis zum bitteren Ende verteidigt werden sollte, koste es an Material und Menschenleben, was es wolle.





Der Volkssturm war eine deutsche militärische Formation, die in der Endphase des Zweiten Weltkriegs gebildet wurde. Im Oktober 1944 rief die NSDAP alle waffenfähigen Männer zwischen 16 und 60 Jahren auf, das Dritte Reich zu verteidigen, „bis ein die Zukunft Deutschlands und seiner Verbündeten und damit Europas sichernder Friede gewährleistet ist“. Ziel war es, die Truppen der Wehrmacht zu verstärken, nachdem die US-Armee im September bei Aachen erstmals die deutsche Grenze überschritten hatte, mit der klaren Absicht, weiter vorzurücken.

Hier die rekonstruierte Geschichte, verwoben aus Strängen beider Berichte:

„Im Kriegstagebuch von Langensalza schreibt Archivar Eduard Thomas an den Osterfeiertagen des Jahres 1945, es ist der 1. und 2. April: ‚Mit schwerem Herzen und in tiefer Besorgnis um die Existenz unseres geliebten Vaterlandes, will ich diesem Kriegsbericht die mich bewegenden Besorgnisse anvertrauen. Ich persönlich hatte mich auf das Fest der Auferstehung der Natur mit ihren Wunderwerken gefreut und wollte die beiden Feiertage in stiller Freude genießen und darüber hinaus den künftigen Werdegang überdenken: entweder ist die geplante Offensive unsererseits gelungen und wir sind gerettet oder – wir gehen dem sicheren Untergang entgegen.‘“

„Zu diesem Zeitpunkt standen die amerikanischen Truppen bereits vor Eisenach, Gotha und Mühlhausen und der weitere Weg nach Langensalza war für sie nur ein Katzensprung. Alarmiert von der bedrohlichen Situation, beschlossen die Verantwortlichen von Partei und Staat, die Stadt Langensalza zu verteidigen. Eine Übergabe an die Amerikaner kam für den Landrat Spaing nicht in Betracht. Er erließ noch zu den Osterfeiertagen 1945 eine Proklamation, in der zur Verteidigung der Stadt Langensalza aufgerufen wird und in der es u.a. heißt:

> Beim Heraushängen von weißen Fahnen oder Tüchern, wird die gesamte männliche Bewohnerschaft des Hauses oder Ortes erschossen. […] Härte, Mut und Standhaftigkeit entscheiden Krieg.“
>
> (Zu bemerken bleibt, daß der Landrat als einer der ersten den Rückzug aus der Stadt antrat.)

„Als im Frühjahr 1945 die amerikanischen Truppen auf Langensalza anrückten, bestand Übereinstimmung zwischen dem damaligen Stadtkommandanten, einem Major ..... (Name ist mir nicht mehr geläufig) und meinem Vater als Standortältesten, Langensalza kampflos zu übergeben, da für eine Verteidigung keinerlei Voraussetzungen bestanden und dies nur sinnloses Blutvergießen gewesen wäre.“

„Als der Stadtkommandant diese Absicht offiziell kundtat, soll er von der Waffen-SS abgelöst und verschleppt worden sein, und an seiner Statt sei ein junger SS-Offizier, namens Wolf, als Stadtkommandant eingesetzt worden. Dieser hat alles unternommen, um Langensalza verteidigungsfähig zu machen und Hitlerjungen wie Volkssturmmänner ausgerüstet bzw. eingesetzt.“

„Mein Vater hat wohl versucht, in mehreren Gesprächen den jungen SS-Offizier (vom Alter her konnte er der Sohn

sein) von der Sinnlosigkeit seines Tuns zu überzeugen, aber ohne Erfolg. Im Gegenteil, der SS-Offizier hat mit harten Konsequenzen gedroht gegenüber jedem, der sich den Befehlen widersetzen würde."



„Die Ereignisse überstürzten sich und bereits am 2. April kam eine weitere Bekanntmachung heraus. Unterzeichnet war sie vom ‚Kampfkommandanten', anscheinend von einem jungen SS-Offizier!, Ritterkreuzträger mit Namen Wolf, 23 Jahre alt. Aus dem Inhalt dieses Aufrufs geht hervor, daß sich alle Wehrmachtsangehörigen, die sich in der Stadt befanden, für die Verteidigung von Langensalza in der Kradschützenkaserne zu melden hätten. Wer sich dieser Aufforderung widersetzt, wird vor ein Standgericht [ein Sondergericht zur Unterdrückung von Aufständen und Unruhen] gestellt."

„Wehrmachtsangehörige aus unterschiedlichen Einheiten und Volkssturmmänner sollten die vorrückenden amerikanischen Truppen aufhalten. Zum Einsatz sollten ein Batl. Wehrmacht (Baubataillon) und zwei Bataillone des Volkssturms kommen. Nur wenige davon waren bereit, sich an der Verteidigung der Stadt zu beteiligen, wie aus vorliegenden Nachrichten hervorgeht. Panzersperren an den Ausfallstraßen hatten ebenfalls die Aufgabe, den amerikanischen Vormarsch zu stoppen."

„Von den Verantwortlichen in Langensalza erkannten inzwischen einige, daß unter diesen Vorzeichen und der offensichtlichen Stärke der amerikanischen Einheiten eine Verteidigung der Stadt sinnlos, ja selbstmörderisch sei. Zu ihnen gehörte auch der Standortälteste, Hauptmann d.R. Victor Kircher. Seit 1942 mit dieser militärischen Aufgabe in unserer Stadt betraut, kannte er bestens die örtlichen Verhältnisse und schätzte die Sinnlosigkeit eines Widerstandes gegen die Amerikaner richtig ein. Auch in der Bevölkerung wurde die Frage heftig diskutiert, ob die Stadt verteidigt oder ob sie kampflos übergeben werden sollte. Auch der Bürgermeister hatte sich wegen der geringen Kampfkraft der eigenen Truppen für eine Übergabe der Stadt eingesetzt, doch der Landrat hatte widersprochen, berichtet das Kriegstagebuch am 4. April 1945. Es ist der Tag, an dem Gotha den Amerikanern übergeben wird. Inzwischen rückt der Kriegslärm immer näher an Langensalza heran."

„Am Donnerstag, den 5. April, begann um 13.00 Uhr die Beschießung unserer Stadt, geht aus dem Bericht von Archivar Thomas hervor. Eine Handvoll SS-Männer, Wehrmachtsangehörige und Volkssturm hatten sich verschanzt und auf die vorrückenden amerikanischen Truppen geschossen."

Der Brief an Bürgermeister Schönau fährt fort: „Auf Grund eines Blasen-/Nierenleidens war mein Vater in den letzten Kriegstagen wohl in dem in einer Schule eingerichteten Lazarett aufgenommen worden [wie Ursula Walter berichtete, damals eine Schülerin dieser Schule]. Von dort konnte er das ‚Treiben' mit ansehen und ist am 5. April 1945, trotz Warnungen von Wehrmachtskollegen auf die Straße vor dem Lazarett gegangen, wo sich der SS-Offizier aufhielt und hat diesem zugerufen: ‚Er solle doch ein sinnloses Blutvergießen verhindern und die Stadt kampflos übergeben'."

„Es ist auch der Tag, an dem Hauptmann Victor Kircher in seiner Verantwortung als Standortältester, mit den Argumenten der Vernunft und den Erfahrungen des Älteren versuchte, den selbsternannten ‚Kampfkommandanten' SS-Hauptmann Wolf, von dem sinnlosen Kampf gegen die Panzereinheiten des Generals Patton und von der unsinnigen Verteidigung der Stadt Langensalza abzuhalten. Alle Vorhaltungen fanden jedoch bei dem fanatischen SS-Offizier kein Gehör."

„Sie waren sicher der Anlaß, um Hauptmann Kircher des Landesverrats zu bezichtigen und ihn dann kaltblütig und hinterrücks durch eine Geschoßgarbe aus der Maschinenpistole niederzustrecken. Die Schüsse trafen den

Standortältesten vorwiegend am Kopf.“

Im Wortlaut einer Tochter Kirchers: „Als Antwort / Reaktion darauf habe der SS-Offizier meinen Vater hinterrücks in Kopf bzw. Genick geschossen und sogar unter Strafe verboten, daß sich jemand um meinen schwer verletzten Vater kümmerte (das geht auch aus der Erklärung von Hugo Faulborn von der Kriminalpolizei Langensalza hervor).“

„Der Tatort ist die Ecke Rathenaustraße – Gothaer Landstraße, am Hause von Dr. Runge. Kurze Zeit nach diesem Geschehen wird der schwerverletzte Hauptmann Kircher von einem Rot-Kreuz-Fahrer aufgefunden. Hilfe und Bergung des Schwerverletzten werden jedoch durch den noch anwesenden SS-Hauptmann verhindert. Erst die Benachrichtigung des nahe gelegenen Krankenhauses führt zu einer Hilfeleistung. Ein Arzt und zwei Schwestern leisten medizinische Hilfe. Hauptmann Kircher wird in das Krankenhaus transportiert.“

Im Brief an Schönau: „Mein Vater hat noch 3 Tage gelebt und ist am 08. April 1945 seinen schweren Verletzungen erlegen.“

„Der hiesige alte Friedhof wurde seine letzte Ruhestätte. Es war der Teil, der als Ehrenfriedhof bezeichnet wurde. [laut Stadtarchiv 1996: „im Grab Nr. 83 oder einem Massengrab auf dem Ehrenfriedhof im Gelände des Gottesackerfriedhofs (heute nicht mehr vorhanden)“] Die Beisetzung fand am 10. April statt.“



Victor Kirchers erste Ruhestätte, allerdings nur für kurze Zeit: Bei ihren Recherchen erfuhr Renate Bähring (geb. Kircher): „Die Amis haben alle toten Deutschen auf Jeeps geladen und sie einfach in ein Massengrab gekippt.“ Es ist plausibel, aber nicht bekannt, ob die sterblichen Überreste ihres Vaters bei denen von Bürgermeister Kraushaar oder Hauptmann Lohberg oder … liegen.



Wilhelm Victor Kircher, 20. Januar 1893 – 8. April 1945; hier um 1940: Laut Isolde Sinke war Victors Leiche „die erste, die in die Grube geworfen wurde“.

Während Victor Kircher nach Wolfs Mordanschlag noch blutend und sterbend dalag, ging der Kampf weiter zwischen Deutschen, die bereit waren, die Niederlage des Dritten Reiches hinzunehmen, und jenen, die noch so sehr im Leugnen gefangen waren, dass ihnen jedes Verbrechen an jedem – selbst an anderen Deutschen – lohnend erschien, um das unvermeidliche Ende des NS-Experiments hinauszuzögern oder auch nur nicht anerkennen zu müssen. Wie in Dörfern und Städten in ganz Deutschland stand auch in Langensalza der Ausgang erst nach einer Reihe von Zusammenstößen zwischen Befürwortern und Gegnern der Übergabe fest. Tragischerweise sollte Victor Kircher eines der Opfer der Verbrechen von Fanatikern sein.



„Flakhelfer“ der Hitlerjugend (geb. 1927) auf dem Flakturm Berlin-Gesundbrunnen (Humboldthain), 1943

Die „Schlacht um Langensalza“ erstreckte sich über etwa sieben angespannte Stunden. Während sich der größte Teil der Bevölkerung in den Kellern versteckte, versuchte über der Erde eine Handvoll ihrer verantwortungsvollsten Vertreter, den drohenden, nahezu sicheren

Victor Kircher sagte zu den „Soldaten“ der Hitlerjugend(wie links): „Geht nach Hause – ihr habt im Krieg noch nichts zu suchen.“ Historiker aus der DDR-Zeit wussten dies möglicherweise nicht oder durften nicht danach forschen, da offiziell galt: „Die Rote Armee hat Thüringen befreit.“ Ein unbestätigter Bericht der US-Armee sprach jedoch von „150 getöteten Soldaten, 550 Gefangenen“ in der Schlacht bei Langensalza.

Verlust an Menschenleben und die Zerstörung wenigstens zu verringern. Ironischerweise bezahlte jeder dieser mutigen Männer seinen selbstlosen Einsatz mit dem eigenen Leben.

Wie Victor Kirchers älteste Tochter, Renate Bähring (geb. Kircher), später in ihrem Buch dokumentierte, gab es nur wenige Wochen vor dem Mordanschlag auf ihren eigenen Vater und seinem anschließenden Tod ein Vorzeichen des kommenden sinnlosen Gemetzels:



Zwischen Langensalza und Merxleben gab es ein russisches Gefangenenlager, dem ein Hauptmann Lohberg vorstand, mit dem Victor Kircher freundschaftlichen Umgang pflegte. Hauptmann Lohberg behandelte die Gefangenen menschlich und ließ sie außerhalb ihrer Arbeitszeit auch – soweit das möglich war – ihren Neigungen nachgehen. Im März 1945 wurde Hauptmann Lohberg von seinen eigenen Leuten abgeholt, weil er die Gefangenen wie Menschen behandelt hatte. Seine Angehörigen hörten nie wieder von ihm. […] Die Gefangenen des Lagers wurden vermutlich am 3. April mit in den Todesmarsch nach Buchenwald getrieben.



Links: Victors „Bursche" Hornung, seine Frau und die Söhne der Kirchers; rechts: Laut Renate Bähring „sind die Umstände des Todes von Bürgermeister Kraushaar am 5. April 1945 bis heute ungeklärt".

Wie Renate Kircher-Bähring im Mai 2005 bei Recherchen zum Tod ihres eigenen Vaters im April 1945 erfuhr,

> erlebten überlebende Augenzeugen – Heinz Kraushaar aus Bad Langensalza, Dr. Rolf Kraushaar aus Berlin und Isolde Sinke aus Bad Langensalza –, wie Bürgermeister Kraushaar seinen Angehörigen sagte, nur eine kampflose Übergabe könne die Stadt Langensalza vor der Zerstörung bewahren, der Landrat sei jedoch dagegen. Nach Aussagen von Dr. Rolf Kraushaar und Isolde Sinke rief der Bürgermeister daraufhin Frauen und Kinder in der Jüdengasse auf, die Stadt in Richtung Nägelstedt zu verlassen. Frau Sinke, geb. Holzapfel – die damals in der Jüdengasse wohnte und bis heute dort wohnt –, berichtete als Augenzeugin weiter, dass auf seinen Aufruf hin der Wäschereibesitzer Rückbeil (Spitzname „Hacke") herauskam, den Bürgermeister am Kragen packte, ihn schüttelte und ihm schwere Vorwürfe ins Gesicht schrie. Bürgermeister Kraushaar fuhr daraufhin mit einem an seinem Auto befestigten weißen Tuch in Richtung Schönstedt davon. Sein anschließender Tod – dessen Umstände bis heute ungeklärt sind – ist in Bad Langensalza wohlbekannt.

Nach dem – und trotz des – gescheiterten Versuchs des Bürgermeisters, die Stadt zu retten, hissten gegen Abend mehrere mutige Bürger eine weiße Fahne auf dem Turm der Marktkirche, dem höchsten der Stadt. Sie verschwand nach kurzer Zeit wieder, da Hitlerjungen sie heruntergeholt hatten, woraufhin der Beschuss erneut begann. Als später am Abend bekannt wurde, dass Langensalza übergeben werde, hörte der Beschuss endgültig auf. Bis dahin jedoch kämpften die Amerikaner weiter um die Eroberung der kleinen mittelalterlichen Stadt – wie Berichte einiger von ihnen später ausführlich schilderten.

Die Divisionen der US-Armee, die in Langensalza zusammentrafen, kamen aus dem Nordwesten, über Heiligenstadt und dann Mühlhausen, und aus dem Westen – aus der Bretagne und Paris, dann, näher, über Eisenach und schließlich Langensalzas westlichen Vorort Ufhoven.

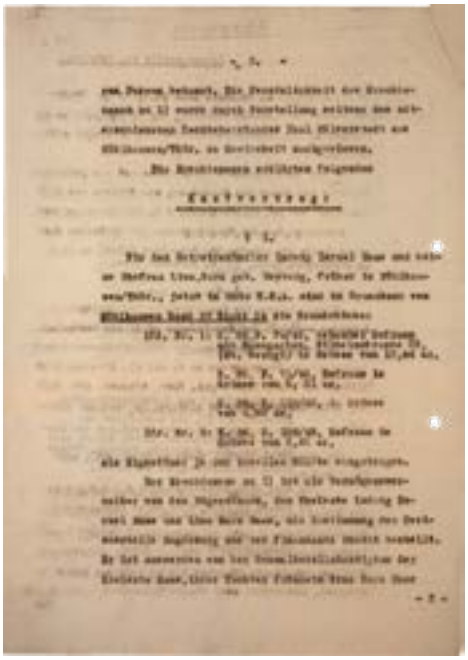


Ironischerweise stammt aus dem Nordwesten – „chronologisch“ von Mühlhausen aus gesehen, dann südöstlich Richtung Langensalza – der erste Bericht gar nicht von einem „echten“ Amerikaner, sondern von einem deutsch-jüdischen Flüchtling, der für die US-Armee dolmetschte:

Julius Maas wurde 1908 als Sohn eines jüdischen Getreide- und Futtermittelhändlers in Mühlhausen geboren, nahe dem „oberen“ Rand des Thüringer Beckens. 1936 wanderte er nach Ohio im Mittleren Westen Amerikas aus; seine Familie folgte kurz darauf. 1940 beschlagnahmte die Geheime Staatspolizei (Gestapo) den Besitz der Familie als „jüdisches Eigentum“ und verkaufte ihn.

Julius M. diente in der US-Armee und kehrte 1945 als Offizier der Besatzungstruppen nach Deutschland zurück, wo er als Dolmetscher an den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen teilnahm. Auf der Durchreise durch Mühlhausen forderte er die Rückgabe des „arisierten“ Eigentums seiner Familie: 1945 wurde der Verkauf des Grundstücks auf Grundlage des Thüringer Wiedergutmachungsgesetzes rückgängig gemacht, sodass der Familie Maas das Eigentum zurückgegeben wurde; sie verpachtete daraufhin Haus und Grund.

Sechs Jahre später beschlagnahmte die DDR das Grundstück als „Auslandsbesitz“ – so verloren die Maas es erneut, diesmal an eine linksextreme Diktatur. Nach der Wiedervereinigung entschieden sie sich, auf ein Rückübertragungsverfahren zu verzichten und eine Entschädigung anzunehmen.





Links: Zwangsverkaufsvertrag für die Futtermühle der Familie Maas in Mühlhausen an „Arier“, um 1940

Mehrere Veteranen trugen später zu einer Sammlung bei: „Stories by the Men of the 65th Infantry Division in WWII“ (Geschichten der Männer der 65. Infanteriedivision im Zweiten Weltkrieg). Jede davon enthüllt sowohl individuelle als auch ineinandergreifende Einzelheiten der Befreiung Langensalzas von der NS-Herrschaft durch die US-Armee.

Major Neill H. Alford Jr. schrieb später:

> Wir kamen die Route 84 herauf und hielten etwa eine halbe Meile vor Langensalza. Unser Regimentskommandeur schickte einen Zivilisten hinein, um den deutschen Truppen zur Kapitulation zu raten – wozu sie sich nicht entschlossen; sie erschossen den Boten. Das 2. Bataillon unter Hunt erhielt daraufhin den Befehl, vorzurücken und den Ort einzunehmen, was es auch tat. Ich war zuerst auf unserer rechten Flanke im Einsatz, wo unsere Kompanie „G“, unterstützt von unserem Panzerabwehrzug, versuchte, einige Deutsche aus einem Steinhaus herauszuholen. Als ich die Kompanie „G“ und den Panzerabwehrzug von diesem Auftrag abgezogen und wieder auf die Straße nach Langensalza gebracht hatte, waren Hunt und der Rest des Bataillons sowie Zielinskis Jagdpanzerzug bereits in der Stadt, nahe der Unterführung, die mit einem Eisengerüst versperrt worden war. Es war schon fast dunkel, bevor wir über diese Bahnlinie hinaus und in die Stadt gelangten.

Der nächste Bericht, von Jerry M. Jackis, schildert eine persönliche, anekdotische Version der „Schlacht um Langensalza“:

> Am 6. April 1945 war ich ein 24-jähriger Gefreiter im vierten Zug der Kompanie F, 2. Bataillon, 259. Infanterieregiment [Codename „TOURIST“.], 65. Infanteriedivision von General George Pattons berühmter 3. Armee, die zum Stoß ins Herz der taumelnden deutschen Armee ansetzte. An diesem Morgen fuhr ich oben auf einem lärmenden Panzer der 6. Panzerdivision in Richtung Langensalza, wo unverbesserliche Deutsche beschlossen hatten, sich den vorrückenden Amerikanern zu widersetzen. Wir Amerikaner hatten allerdings unsere eigenen Vorstellungen.
>
> Am Stadtrand von Langensalza hielt der Panzer, auf dem ich saß, abrupt an, und man sagte mir, ich solle zur Tür eines Hauses auf der anderen Straßenseite gehen und zwei oder drei deutsche Soldaten abholen, die mit wilden Gesten zu verstehen gaben, dass sie sich ergeben wollten. Den Karabiner im Anschlag, befahl ich den Gefangenen, ihre Waffen

auf den Boden zu werfen und die Hände zu heben, und marschierte sie dann ans Ende der Kolonne. An einem der erhobenen Handgelenke bemerkte ich eine wunderschöne Armbanduhr, die darauf wartete, „befreit“ zu werden. Das erledigte ich im Handumdrehen.

Ich hielt einen Offizier an und fragte, was ich mit den Gefangenen machen solle. Er sagte mir, ich solle sie nach hinten bringen. Da beschwerte sich der deutsche Soldat, dem ich die Uhr abgenommen hatte, bei dem Offizier, dass ich ihm seine Uhr weggenommen hätte. Der Offizier befahl mir daraufhin, sie zurückzugeben, was ich widerwillig tat; an der ersten Ecke, um die wir bogen, befreite ich die Uhr jedoch ein zweites Mal.

Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich oben auf einem hohen Bahndamm bäuchlings hinter den Gleisen lag und auf die verschanzten Deutschen auf der anderen Seite schoss. Bis heute höre ich das pingende Geräusch der deutschen Kugeln, die auf die Schienen schlugen, während ich verzweifelt versuchte, mich dahinter zu quetschen.



Oben: Volkssturm-„Kämpfer“

Während die schweren Kämpfe weitergingen, war ein älterer deutscher Soldat irgendwie im Niemandsland ins Kreuzfeuer geraten und lag dort reglos und hilflos, während die Kugeln beider Seiten um ihn herum den Staub aufwirbelten. Das Gesicht des Mannes war völlig weiß, und ich habe nie erfahren, was aus ihm wurde.

Man holte mich vom Bahndamm weg und sagte mir, ich solle in den ersten Stock eines verlassenen Hauses gehen, das parallel zu den Gleisen stand, und versuchen, einige Heckenschützen auf der anderen Seite auszuschalten. Im Haus traf ich einen Kameraden namens Jeter aus Arkansas, der unterwegs eine Bazooka und ein paar Granaten aufgelesen hatte. Die Kämpfe am Bahndamm unter uns waren noch im Gange, als Jeter mich bat, die Bazooka auf die Schulter zu nehmen, während er versuchen würde, die Granate hinten zu verdrahten. Weder Jeter noch ich hatten je gelernt, wie man eine Bazooka bedient, doch das dämpfte unsere Begeisterung in keiner Weise. Wir fanden, das sei einfach eine großartige Sache. Während ich mit der Bazooka auf der Schulter kniete, verdrahtete Jeter die Granate und klopfte mir auf den Hintern; dann zielte ich mit der Bazooka aus dem Fenster, drückte ab, und die Granate schoss mit einem lauten „Wusch“ davon. Die Druckwelle warf uns beide zu Boden, doch das war noch unser geringstes Problem – als wir aufstanden, bemerkten wir, dass der Rückstrahl der Bazooka die Tapete hinter uns in Brand gesetzt hatte! Unnötig zu sagen, dass wir keinen Befehl brauchten, um schleunigst aus dem brennenden Haus zu verschwinden.

Als Nächstes erinnere ich mich, wieder am Bahndamm gewesen zu sein, bei einem großen, jungen, unerfahrenen Leutnant namens Duda (aus Missouri), der mir befahl, durch eine Unterführung zu gehen und den Funkjeep der Kompanie an die Feuerlinie zu holen. Ich warf einen Blick auf die Unterführung und konnte die Kugeln des deutschen Maschinengewehrs geradezu wie einen langen Stahldraht durch die Öffnung strömen sehen. Ich sagte Leutnant Duda unmissverständlich, dass ich nicht durch die Unterführung gehen würde, denn das sei glatter Selbstmord, ich würde aber einen Umweg nehmen. Er druckste herum und erzählte mir, wie er mich wegen Missachtung eines direkten Befehls vor ein Kriegsgericht bringen würde. Trotzdem arbeitete ich mich zum Jeep zurück und fuhr ihn samt Funkgerät und Funker unversehrt nach vorn. Später tat Duda so, als hätte es den Vorfall nie gegeben, was mir nur recht war.

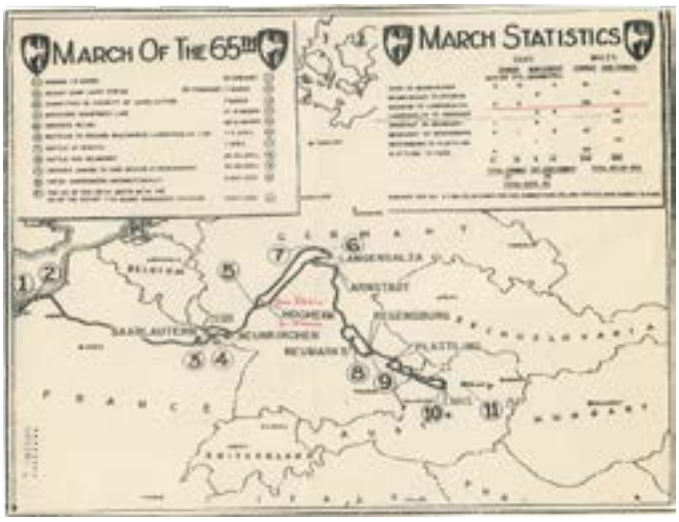
Gerade als die meisten von uns dachten, die Deutschen zögen sich zurück, eröffneten sie einen Granatwerferangriff. Ich rettete mich in einen Hauseingang und wartete, bis das Sperrfeuer nachließ. Mitten im Beschuss entdeckte ich eine Gruppe von etwa sechs deutschen Zivilisten, bewaffnet mit Besen, Schaufeln und Kehrblechen, die pflichtbewusst begannen, den Schutt auf den Straßen wegzuräumen! Erstaunlich, gelinde gesagt.

Am Morgen verließen wir Langensalza, während Tausende weiße Bettlaken der Kapitulation in der Frühlingsbrise flatterten – ein Vorzeichen der Kapitulation ganz Deutschlands genau einen Monat später.

Frank Zielinski aus Chicago sprach dagegen über die militärtaktischen Aspekte derselben Schlacht:

Viele von uns dachten, die Schlacht um Langensalza sei am 6. April 1945 zu Ende gegangen, doch ein Offizier kämpft noch immer um die Anerkennung seiner Männer und ihres Einsatzes in der Schlacht um diese Stadt. Die Schlacht um Langensalza war ein zäher Bataillonseinsatz. Sie war mehr als der übliche Häuserkampf; sie hatte ein Element der Kühnheit, denn eine beachtliche Stadt wurde praktisch dadurch eingenommen, dass man eine einzige Durchgangsstraße, die sich von einem Vorort bis ins Zentrum der Stadt wand, eroberte und geschickt hielt.





Nachdem die Streitkräfte der US-Armee NS-Deutschland „geöffnet" hatten, kam die 65. Division etwa auf halbem Weg zu ihrem Ziel, dem zentralen Teil des annektierten Österreich, durch Langensalza.

Das 2. Bataillon des 259. Infanterieregiments näherte sich Langensalza am 5. April von Südwesten. Es rückte über Ufhoven ein, einen Vorort, der unmittelbar an die eigentliche Stadt grenzt. Gleise auf einem hohen Bahndamm markieren die Trennlinie zwischen Ufhoven und Langensalza. Die Verteidiger der Stadt hatten diese Trennung durch eine massive Barrikade in einer Unterführung vervollständigt, die das Haupttor nach Langensalza von Südwesten bildet.

Die Hauptstraße durch Ufhoven war von Häusern gesäumt, aus denen die GIs beim Vorrücken zur versperrten Unterführung ihr erstes Heckenschützenfeuer erhielten. Die Infanteristen auf der Straße wurden von der Kompanie „G" von den Höhen südöstlich der Straße gedeckt. Als „Jerry" [britischer und amerikanischer Slang für „einen Deutschen"] aus seinen Quartieren im Vorort vertrieben worden war, schossen Jagdpanzer des 691. Jagdpanzerbataillons, das dem 259. unterstellt war und unter dem Kommando von Oberleutnant Frank Zielinski stand, mit tödlich präzisem 90-mm-Kanonenfeuer eine Bresche durch die Straßensperre – das war, als überreiche man den Fußsoldaten die Schlüssel der Stadt.

Schützen der Kompanie „E", die müde neben Panzern des 748. Bataillons hertrotteten, führten den Weg durch die Trümmer der Barrikade. Die Kompanie „F" ging oben auf dem Bahndamm in Stellung, von wo aus sie die südliche Hälfte Langensalzas überblickte. Die Kompanie „G" stieg unterdessen von den Höhen südlich von Ufhoven herab, um der Sturmkompanie durch das Geschäftsviertel Langensalzas zu folgen.

Die Schlacht war auch ein Wettlauf gegen die Dunkelheit, denn das 2. Bataillon war um 15 Uhr in Ufhoven eingerückt. Wegen der hereinbrechenden Dunkelheit blieb dem Bataillon nur Zeit, die einzige breite Straße einzunehmen, die quer durch die südliche Stadthälfte nach Osten und dann nach Norden verläuft, und um 23 Uhr den Platz vor dem Rathaus im äußersten Nordwesten der Stadt zu erreichen. Panzer der 6. Panzerdivision hatten von Nordwesten angegriffen, waren aber nach kurzem Vorstoß an feindlichen Straßensperren zum Stehen gekommen.

Der ausführlichste Bericht erreichte den Autor ohne Verfasserangabe, unter dem Titel „Die Schlacht um Langensalza am 5. April 1945":

Der gekrümmte Finger, der sich in Langensalza hineinbohrte, wurde an jeder Straßenkreuzung von Infanteristen, Panzern und Jagdpanzern geschickt gegen einen möglichen Gegenangriff verteidigt, doch es kam keiner. Der Feind, der durch ein gewaltiges Artillerie- und Granatwerfer-Sperrfeuer am Tag aufgehalten worden war, konnte im Schutz der Dunkelheit verschwinden. Am Morgen wurde noch gesäubert – aber es gab auch viele weiße Fahnen. Der Vormarsch der Kampfgruppen TF 44 und 69 ging von Mühlhausen aus weiter Richtung Schlotheim – Ebeleben. TF 9 und 15 stießen auf Langensalza vor. Sie besetzten den Flugplatz ohne nennenswerten Widerstand. Dort entdeckten sie in den Hangars eine Reihe unbeschädigter deutscher Flugzeuge.

Von Schönstedt kommend stieß TF 15 am Rand von Langensalza auf vorbereitete Verteidigungsstellungen. Die Zufahrtsstraßen waren mit Panzersperren blockiert, und die Feuerstellungen und Gräben waren mit regulären deutschen Truppen besetzt. Um unnötige Verluste zu vermeiden, zog sich die Spitze von TF 15 zurück. Die sinnlose Verteidigung Langensalzas wurde von dem fanatischen SS-Hauptmann Wolf organisiert, dem das Kommando übertragen worden war. Ihm unterstanden 1 reguläres und 2 Volkssturmbataillone. Der Volkssturm war größtenteils nicht erschienen und hatte nur eine sehr begrenzte Kampfkraft. Die Einwohner wurden durch Plakate auf die Verteidigung eingestimmt und angewiesen, energisch Widerstand zu leisten. Andernfalls drohe der Tod.

Am 5. wurde Langensalza in einer zweiseitigen Zangenbewegung angegriffen: TF 15 von Nordosten, TF 68 von Südwesten. TF 69 rückte mit dem 259. Infanterieregiment der 65. Division von Zimmern über den Vorort Ufhoven auf Langensalza vor. Der Ort war von deutschen Kräften besetzt. Es entbrannte ein anhaltender Kampf. Gegen 15 Uhr erreichte die amerikanische Infanterie mit Panzerunterstützung die Ortsmitte. Die deutschen Verteidiger setzten sich an der Panzersperre in der Bahnunterführung der Dammtorbrücke fest. Durch Manövrieren gewannen die Amerikaner den hohen Bahndamm und drangen von dieser vorteilhaften Position aus in die südliche Stadthälfte vor. Vor dem Vorstoß belegten die Amerikaner die bekannten und vermuteten Stellungen der Verteidiger mit konzentriertem Artillerie- und Granatwerferfeuer. Der Kampf ging auch nach Einbruch der Dunkelheit weiter, da der erwartete deutsche Gegenangriff ausblieb.

Am späten Nachmittag erreichte der amerikanische Vorstoß den breiten Boulevard, der vom südlichen Stadtteil nach Norden zum Platz vor dem Rathaus schwenkt. Gegen 23 Uhr trafen Einheiten des 259. Infanterieregiments auf die Vorausabteilungen von TF 15. Bis Mitternacht war etwa ein Drittel der Stadt in amerikanischer Hand, und der Kampf wurde eingestellt. Die Verteidiger gaben im Schutz der Dunkelheit ihre Stellungen auf und räumten die Stadt im Rückzug.

Am Morgen des 6. stießen die Amerikaner auf keinen Widerstand mehr, und hier und da erschienen weiße Fahnen. Nach einer großen Säuberungsaktion war Langensalza bis 7:45 Uhr am Vormittag vollständig von den Amerikanern besetzt.

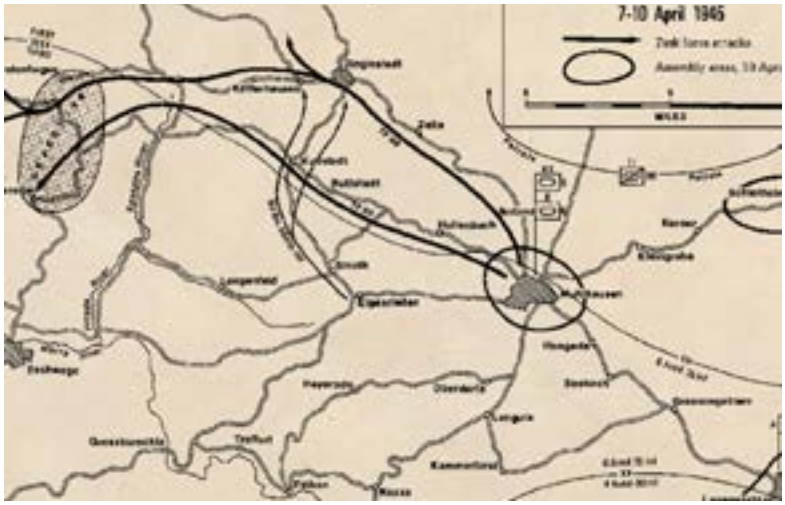
Bei den Kämpfen wurden vier Einwohner von Ufhoven getötet (Martha Braun, Karl Demuth, Richard Lotz und Karl Kinsky). Rund um Ufhoven fielen etwa zwanzig deutsche Soldaten. In Langensalza und Ufhoven wurden bei der Schlacht sechs Gebäude völlig zerstört und viele durch Beschuss beschädigt.

Wie sich Ursula Walter-Veller Jahrzehnte später erinnerte, war der „Kampf um den Marktkirchturm“ der Anfang vom Ende – einem Ende, das eigentlich ein Neubeginn war:

Am 5. April kamen dann die Amerikaner aus Richtung Harth. In Ufhoven waren bereits starke Schießereien. Vom „Volkssturm“ war mein Vater auf dem Schloßhof. Dort wurde dieser aufgelöst. Arthur Greiner – bekannt von seinem Langensalzaer Busbetrieb „Langensalzaer Schwalben“– und mein Vater entschlossen sich, auf den Turm der Marktkirche zu gehen und dort oben ein großes weißes Tuch Richtung Ufhoven sichtbar zu befestigen. Kurze Zeit hat dann auch die Schießerei aufgehört, aber ein SS-Offizier hat die „weiße Fahne“ wieder herunter geholt und die amerikanischen Panzer kamen wieder mit Schießerei angefahren.

Als die ersten Panzer der amerikanischen Sieger einrollten, rannte das letzte Aufgebot der Nazi-Schergen buchstäblich davon...







Ja, als die „Amis“ einrollten, liefen die Nazis davon – doch das hatte seinen Preis: Eine Viertelmillion amerikanischer Soldaten starb in Europa. Hier folgt die Geschichte nur <u>eines</u> von ihnen, erschossen in Oberdorla … in jener Straße …

Robert Wynne wurde am 18. August 1925 als Sohn von Raz und Winnie Wynne in Eastland, Texas, geboren. Als Junge war Robert bei den Pfadfindern aktiv, wo er den Rang eines Eagle Scout erreichte. In einer Autobiografie, die er in seinem letzten Jahr an der Eastland High School schrieb, erinnerte er sich an einige seiner schönsten Erlebnisse im Camp Billy Gibbons, einem Sommerlager der Pfadfinder, das er jedes Jahr besuchte. Danach studierte er an der Texas A&M University Chemieingenieurwesen. 1943 meldete er sich freiwillig für das Army Specialized Training Program (ASTP). Das Programm wurde bald aufgelöst, und Robert kam in die reguläre Infanterieausbildung der Armee. Im September 1944 wurde Robert nach England „verschifft“ und als Ersatzmann der 6. Panzerdivision zugeteilt, die unter dem Kommando von General George S. Patton stand. Er landete am Omaha Beach in Frankreich und reiste nach Paris, um zur „Super 6th“ zu stoßen. Im November 1944, einen Monat nach seinem ersten Einsatz an der Front, wurde er verwundet und deshalb nach London zurückgebracht, wo ihm die US-Armee das Purple Heart verlieh. Dort ließ er auch Porträtaufnahmen von sich bei einem Fotografen machen – es sollten die letzten Bilder sein, die seine Familie von ihm zu sehen bekam [eines davon unten]. Mitte Januar wurde er aus dem Lazarett in London entlassen, um wieder zu seiner Division in Frankreich zu stoßen, die kurz darauf nach Deutschland verlegt wurde. Am 4. April 1945 wurde Robert bei Kämpfen im Dorf Oberdorla in Thüringen von einem deutschen Scharfschützen erschossen. Sein Leichnam lag einige Tage in einem provisorischen Grab vor Ort und wurde dann in ein anderes provisorisches Grab in den Niederlanden überführt. Sein endgültiges Grab befindet sich auf dem Netherlands American Cemetery in Margraten, Niederlande, Feld B, Reihe 2, Grab 6. Am 6. Mai 1945 hielt Roberts Familie in Eastland, Texas, einen Gedenkgottesdienst für ihn ab. Für seinen Tod im Kampf erhielt Robert posthum ein zweites Purple Heart.



… und sie marschierten immer weiter, die Gewehre entsichert, während die Kugeln an ihnen vorbeipfiffen. Sie zogen unaufhaltsam weiter, mitten in die Gefahr – sie mussten.



Eichsfelder Nachrichten

Verordnungsblatt der Militärregierung und der Behörden

1945 — Heiligenstadt, 22. Juni — Nr. 6

Militärregierung - Deutschland
Kontrollgebiet des Obersten Befehlshabers

Gesetz Nr. 77

Aufhebung bestimmter Arbeitsorganisationen und Arbeitsämter

1. Die im Anhang verzeichneten Organisationen, Behörden und Ämter sind aufgelöst. Hiermit ist ihre Tätigkeit in jeder Form und ihrem Umfange geschlossen, in den Fällen, in denen dieses Gesetz tätig gewesen sind.

2. Die Arbeitsgerichte haben ihre Tätigkeit bis auf weitere Anordnung der Militärregierung hiermit einzustellen.

3. Alle Gelder und Guthaben, Schriftstücke und Eigentum der geschlossenen Organisationen, Behörden und Ämter, müssen durch die Personen, die dieselben gegenwärtig in Verwahrung haben, unverzüglich erhalten werden. Die alleinige Verfügungsgewalt darüber steht der Militärregierung zu. Bis die entsprechenden Verfügungen erlassen werden, haben Schriftstücke und Eigentum den Offizieren der Militärregierung zur Einsicht offen. Die dafür verantwortlichen Personen und Verwaltungsbeamten haben ihrem Dienst fortzusetzen, bis anderweitige Anordnungen ergehen. Sie sind der Militärregierung dafür verantwortlich, daß alle Maßnahmen unternommen werden, um die Gelder, Guthaben, das Eigentum, die Aufzeichnungen, Geschäftsbücher und Schriftstücke in gutem Zustande und unversehrt zu erhalten, und daß Anordnungen der Militärregierung hinsichtlich Sperre und Kontrolle von Vermögen befolgt werden.

4. Jeder Verstoß gegen die Vorschriften dieses Gesetzes wird nach Schuldigsprechung des Täters durch ein Gericht der Militärregierung nach dessen Ermessen mit jeder gesetzlich zulässigen Strafe, einschließlich der Todesstrafe, geahndet.

5. Dieses Gesetz tritt am Tage seiner Verkündung in Kraft.

IM AUFTRAGE DER MILITÄRREGIERUNG

ANHANG

Aufhebung bestimmter Arbeitsorganisationen und Arbeitsämter

Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz
Reichsverteidigungskommissare
Reichstreuhänder der Arbeit
Sonderbeauftragter für landw. Arbeiter
Ehrengerichte
Ausführungs-Kommissionen
Das Amt der Reichsarbeitsschlichtungsmänner
Das Amt der Reichsinspekteure

Durchführung des Lebensmittel-Kartensystems für die 77. Zut.-Periode (25. 6. - 22. 7. 1945).

I. Festsetzung der Rationen

Die Höhe der Lebensmittelrationen der 77. ZP. werden für jede Woche bekanntgegeben. Für die erste Woche betragen die Rationen:

Kart.-Nr.	Verbrauchergruppe	Woche	Fleisch 50 g	Fett 75 g	Brot 1000 g	Brot 500 g
1	E	1.	1—3	Kleinabschn.	Kleinabschn.	
2	Jgd	1.	1—3	"	55	40
3	K	1.	1 u. 2	25	55	
4	T5V/IIE	1.	101—103			
5	T5V/II Jgd	1.	101—103		155	140
6	T5V/II K	1.	101—102		155	
8	T5V/Schc. Jugd	1.			255	240
9	T5V/Schl. K	1.			255	
12	Reichsbereitkarte SV	1.			401—402	
14	S	1.	501			509
			503—504			503
15	Sul	1.	601—609	auf 615 = 125 g	614	613

Alle Restabschnitte berechtigen auch zum Bezug von 75:100 Mehl.

Im Rahmen der vorhandenen Vorräte können ausserdem von 500 g Brot 375 g Kindergetreide- und Kindereisenhaltmittel, jedoch nur an Kinder bis zu 18 Monaten ausgegeben werden. Anstelle von 75 g Nährmittel können je 75 g Mehl oder je 100 g Brot bezogen werden.

Kinder bis zu 2 Jahren erhalten ½ Liter Milch täglich, wenn sie auf 3000 g Brot in der Zuteilungsperiode verzichten.

Kinder von 2–6 J. erhalten wie bisher täglich ½ Liter Milch.

Die auf der Zusatzkarte (M. II) vorhandenen Abschnitte über je 125 g Butter dürfen nicht beliefert werden, weil die Zulage in Butter in Fortfall kommt.

Kinder und Jugendliche von 6–18 Jahren erhalten wöchentlich 1 Liter Vollmilch. Als Bestellschein ist der Abschnitt „J 4" (Karten Nr. 2) und „J 204" (Karten-Nr. 3) zu verrechnen. Die Stifch ist an 2 Tagen der Woche mit je ½ Liter auszugeben. Als Zeichen der Milchabgabe sind die Abschnitte „J 5" und „J 6" in der 1. Woche, „J 11" und „J 12" in der 2. Woche, „J 17" und „J 18" in der 3. Woche und „J 23" und „J 24" in der 4. Woche vom Milchhändler zu entwerten.

Für die Inhaber der Karte Nr. 3 (Teilselbstversorger in Fleisch und Schlachtfetten) kommen die entsprechenden Abschnitte in Frage.

Nährmittel, Zucker, Käse usw. werden in der zweiten und dritten Woche ausgereicht.

II. Kartensystem

1. Gestaltung der Lebensmittelkarten.

Die Lebensmittelkarten sind gegenüber den vom RFA. für die 76. ZP. herausgegebenen Karten in einigen Punkten geändert worden. So sind insbesondere auf den Karten Nr. 1 bis 9 einheitlich 60 Nummernabschnitte vorgesehen. Dadurch ist es möglich, auf allen Karten die gleiche Lebensmittel- und Warengebrauchsanweisung auf denselben Nummern denselben Mengen aufzudrucken. Außerdem wurden die Einzelabschnitte mit den Aufgabeabschnitten der Lebensmittel versehen, um den Verteilerstellen und Verbrauchern die Warenabgabe zu erleichtern und die Abrechnung der Einzelabschnitte übersichtlich zu gestalten.

Der Aufdruck der Lebensmittelmengen läßt sich nicht durchführen, da sich im Zeitpunkt der Kartengestaltung die Versorgungslage noch nicht übersehen läßt.

III. Regelung der Fettabgabe

Um eine gerechte Versorgung mit Fett zu erreichen, ist es notwendig, für Fette eine Bindung der Verbraucher an bestimmte Geschäfte, und zwar wie folgt vorzunehmen:

Die Verbraucher haben sich sofort nach dem Empfang der Lebensmittelkarten 77 bei der Verteilerstelle, von der sie Fette (Butter, Butterschmalz, Speisefil, Margarine) beziehen wollen, anzumelden. Die Anmeldung ist von der Verteilerstelle durch Aufdruck des Firmenstempels auf der Lebensmittelkarte zu bestätigen.

Gleichzeitig ist der Abschnitt Nr. 60 bei den Karten Nr. 1–3, Nr. 150 bei den Karten Nr. 4–5 und 200 bei den Karten 7–9 abzutrennen. Die einhalbmal Abschnitte sind haldmöglichst dem Ernährungsamt vorzulegen.

Das Ernährungsamt stellt den Verteilerstellen Bescheinigungen über die Zahl der entgegengenommenen Abschnitte aus. Die Bescheinigungen sind von den Verteilerstellen der zuständigen Molkerei vorzulegen. Die Molkerei ist verpflichtet, die Butterlieferungen an ihre Kunden im Verhältnis der nachgewiesenen Verbraucherzahl auf Grund der Bescheinigung und der eingereichten Bezugsscheine für Großverbraucher zu bemessen.

Die Verteilerstellen dürfen Fette nur auf Karten ausgeben, die ihren Firmenstempel oder den Vermerk „Reisekarte" tragen. Verbraucher, die nach der Vorbestellung aus dem Bereich ihres Ernährungsamtes verziehen, müssen die Lebensmittelkarten beim Wegzug der Kartenstelle vorlegen, die den Firmenstempel mit „Reisekarte" überstempelt.

Die Kundenbindung gilt auch für die Kleinabschnitte für Fett, soweit diese nicht für die Gemeinschaftsverpflegung benötigt werden.

Die von den Verbrauchern angelieferten Fettmengen sind nach wie vor durch ordnungsmäßige Bezugsscheine abzudecken, die auf Grund der abgerechneten Einzelabschnitte der Lebensmittelkarten einmalig nach Schluß der Zuteilungsperiode ausgestellt werden. Ob die Vorbestellung für 78. Zuteilungsperiode in der gleichen Weise durchzuführen ist, wird zu gegebener Zeit noch bestimmt werden.

Bezugsrechte

Das Landeswirtschaftsamt Weimar hat folgende Anordnung getroffen:

Die vorhandenen wenigen Warenbestände und die geringen Neuproduktionen müssen ausschließlich zur Befriedigung der dringendsten Notfälle eingesetzt werden. Auf Grund der von der amerikanischen Militärregierung gegebenen Vollmacht erlässt das LWA. an:

1. Folgende in den Händen von Letztverbrauchern befindlichen Bezugsmarken ohne Ausstellungsdatum und Bezugsberechtigungen mit einem Ausstellungsdatum vor dem 15. Juni 1945 verlieren sofort ihre Gültigkeit.

Bezugscheine und Bezugsmarken für Spinnstoffwaren, Reichskleiderkarten (einschließl. Säuglingskarte), Zusatzkleiderkarten,
Fl Sammelbezugsscheine und deren Abschnitte,
Schuhbezugscheine und -Marken,
Bezugscheine für Kochstoffe und Altbezugsstoffe, Schuhstoffe aller Art,
Bezugsmarken für Wecker, Stoppuhren, Taschen- und Armbanduhren und Chronographen,
Bezugsscheine für Handfeuerlöschgeräte,
Bezugsmarken für Möbel,
Bezugsmarken für Schreibmaschinen,
Bezugsscheine für Elektro-Kochheizgeräte.

2. Der Handel und die Herstellungsbetriebe dürfen Bezugsrechte über Waren der vorgenannten Art nur noch annehmen, wenn sie vom Landeswirtschaftsamt Weimar eingesehen zu seinem jeweiligen Bereich gehörenden Warenschaltstellen ausgestellt und mit einem nach dem 14. 6. 1945 fälligen Datum versehen sind.

3. Die Wirtschaftsämter dürfen Bezugsrechte für Spinnstoffwaren und Schuhwaren nur in den dringendsten Notstandsfällen ausgeben.

Neue Raucherkarten können erst dann ausgegeben werden, wenn das Landeswirtschaftsamt die Zuteilung hierzu gibt.

Die letztere Anordnung ist notwendig, um dem Landeswirtschaftsamt zunächst eine einheitliche Versorgung der ge... ten Gebiete zu ermöglichen.

Hierzu bemerkt das Wirtschaftsamt: Diese Bkl.-Verfügung bezweckt nur eine Sicherung für die Uebergangszeit. Die näheren Bestimmungen über die Weiterbewirtschaftung sind in Vorbereitung. Es bitte die Bevölkerung über diese Anordn... des LWA. durch öffentlichen Anschlag zu unterrichten.

Anträge auf Spinnstoffwaren können nur in den dringendsten Notstandsfällen eingereicht werden und sind eingehend zu begründen, andernfalls Ablehnung der Anträge erfolgt.

Antragsteller noch hier zu verweisen ist zwecklos.

Achtung! Kartoffelkäfer!

Die Gefahr einer allgemeinen Verseuchung unserer Kartoffelfelder durch den Kartoffelkäfer wird immer bedrohlicher. Infolge seiner großen Gefräßigkeit und raschen Vermehrung ist er in der Tat der schlimmste Feind des Kartoffelbaues. Die Nachkommenschaft eines einzigen Kartoffelkäferweibchens vermag während seiner Lebensdauer von 2 Jahren bis zu 2500 Morgen Kartoffelpflanzen durch Blattfraß zu vernichten. Aus dieser ernsten Tatsache ergibt sich die unerläßliche Pflicht für jeden Kartoffelanbauer, die Kartoffelfelder allwöchentlich nach Kartoffelkäfern abzusuchen. Ganz besonders wichtig ist der gemeindeweise angeordnete Suchdienst. Gefundene Käfer sind bei gleichzeitiger Kennzeichnung der Stellen sofort zu vernichten und unverzüglich dem Lagerleiter oder der Bezirksstelle für Pflanzenschutz — Wirtschaftsberatungsstelle — zu melden, damit rechtzeitig die Bekämpfung eingeleitet werden kann.

Rapsanbau.

Der diesjährige Fehlschlag im Rapsbau darf keinesfalls zur Aufgabe desselben führen; dafür ist seine Bedeutung für die Fettversorgung viel zu groß. Der Ernst unserer Ernährungslage fordert daher gebieterisch die Beibehaltung der vorjährigen Pflichtfläche auch für das kommende Jahr. Jeder Betrieb hat schon jetzt durch die Anwahl eines geeigneten Vorfruchtackers die früh- und ordnungsgemäße Aussaat im August zu planen und sicherzustellen.

Dienst an der Scholle heisst, das tägliche Brot sichern!

Angesichts des großen Mangels an menschlichen und tierischen Arbeitskräften ist mehr denn je gegenseitiges Helfen und Unterstützen das Gebot der Stunde. Niemand hatte sich für Landarbeit zu schade! Auch für nicht aus der Landwirtschaft stammende Mitmenschen gibt es bei gutem Willen genug Möglichkeiten, sei es der Hausfrau in Küche und Hof, sei es dem Bauern auf Acker und Wiese eine wirksame Hilfe zu sein. Deutscher Volksgenosse, bedenke stets, daß die Ernte des Bauern auch dein Brot sichert!

Wichtige Terminänderung!

Der erste Tag für die Hauptkörung der Ziegenböcke, ursprünglich auf Freitag, den 29. 6. 45 angesetzt, wird auf Montag, den 2. 7. 45 verlegt. Alle Ziegenhalter, die unter dem 29. Juni 1945 im Körplatz aufgezeichnet standen, müssen also erst am Montag, den 2. 7. 45 zu dem gleichen Zeitpunkt und an den vorgesehenen Körstellen erscheinen.

Der 2. vorgesehene Körtag für Samstag, den 30. 6. 45 bleibt unverändert.

Feld- und Gartendiebstähle

In letzter Zeit ist es wiederholt vorgekommen, daß Erwachsene wie auch Kinder Obst von den Bäumen an den Straßen und Feldwegen unberechtigt entwendet und die Bäume durch Abreißen der Zweige beschädigt haben. Auch wurde in verschiedenen Fällen Obst aus den Gärten gestohlen. Die zur Anzeige gebrachten Personen wurden empfindlich bestraft. Diese Tatsache bringe ich der Bevölkerung zur Kenntnis mit dem Hinweis, daß ich auch künftig diese Unsitte fühlbar bestrafen werde. Für die mich nicht strafmündigen Kinder sind die Erziehungsberechtigten haftbar und werden entsprechend bestraft.

Wir wollen hierbei an den alten Grundsatz festhalten: „Was du nicht willst, das man dir tu, das füg auch keinem andern zu."

An die ordnungsliebende Bevölkerung der Stadt Heiligenstadt richte ich die Bitte, bei Feststellung dieser Missstände tatkräftig mitzuhelfen und jeden überführten Täter zur Anzeige zu bringen.

Arbeitskräfte für landwirtschaftliche Betriebe

Durch Abzug der ausländischen Arbeitskräfte ist in den landwirtschaftlichen Betrieben eine Notlage entstanden, die nicht sofort restlos behoben werden kann.

Im Zusammenhang mit dem hiesigen Arbeitsnachweis (früher Arbeitsamt) wird alles getan, um den dringlichen Reihe auf Vermittlung zu stellen. Die Erfassung aller sogenschaftlich Nichtbeschäftigten hier in Heiligenstadt hat inzwischen einen Abschluß gefunden und die Vorarbeiten zur Verpflichtung derselben sind im Gange. Vorerst stehen fast ausschließlich Kräfte weiblichen Geschlechts zur Verfügung und laufen Verhandlungen mit der Militärregierung zwecks Einsatz derselben in der Landwirtschaft. Die Betriebsführer werden darauf aufmerksam gemacht, daß bei Zuweisung einer in der Landwirtschaft unbekannten Kraft die nötige Anleitung zu geben ist. Durch den restlosen Einsatz aller verfügbaren Kräfte muß es möglich sein, die Lage zu meistern, die Ernte zu sichern und somit das Volk vor einer Ernährungskatastrophe zu bewahren.

Im übrigen wird nochmals auf das Rundschreiben der Arbeitsverwaltungsstelle Heiligenstadt hingewiesen, in welchem aufgefordert wird, alle im Ort anwesenden Evakuierten zu landwirtschaftlichen Arbeiten heranzuziehen, bei denen der Termin zur Abreise in die Heimatgebiet noch gar nicht feststeht. Wer nicht arbeitet, erhält keine Lebensmittelkarten. Etwa auftretende Fälle der Arbeitsverweigerung sind unverzüglich dem Arbeitsnachweis (früher Arbeitsamt, 2. Stock) zu melden und werden diese Personen bestraft. In besonderen Fällen wird der Haftbefehl erlassen.

Arbeitsnachweis Heiligenstadt

Für folgende Berufe werden Arbeitskräfte gesucht:

Kaufmännisches Personal
Verkäuferinnen
Stenotypistinnen
Telephonistinnen
Buchhalter
Buchhalterinnen
Ingenieure

Gesucht werden:

Arbeiterfamilien für Landwirtschaft
Schweizer und Schweizerfamilien
Melkerinnen
Schafmeisterlehrlinge
Stellmacherlehrlinge

Krankentransport

Der Krankentransport innerhalb des Kreises wird zum größten Teil durch die Krankenwagen des DRK. durchgeführt. Die Telefonzentrale für die Krankenfahrten wurde jedoch durch den Herrn Kommandanten noch nicht genehmigt. Um den Einsatz von Krankenwagen zu ermöglichen, ist es daher erforderlich, daß Notfälle der Ortspolizeibehörde in Heiligenstadt mitgeteilt werden, die für die Weitergabe an das DRK. Sorge tragen wird.











1. MAI 1954

TEIL IV

KARLS WELT AUF DEN KOPF GESTELLT - ALS GEFANGENER DER SOWJETS

Abends so gegen 20 Uhr am 5. April 45 sahen wir bei uns in der Straße die ersten Amis, die in ihren lässigen kakifarbenen Uniformen auf Panzern und Geländewagen gefahren kamen.

So beginnt Ursula Walter-Vellers Schilderung vom Ende der NS-Zeit in Langensalza. Als die Amerikaner erst einmal da waren…

Sachlich und knapp fährt Ursulas Bericht fort:

In den nächsten Tagen quartierten sich die Soldaten in Kaserne und Flughafen und etlichen Privathäusern, auch im Hotel Mohren in der Gothaer-Straße ein. Der Wohnblock am Grabenweg, wo meistens ältere Leute – auch meine Großeltern – wohnten, musste geräumt werden, und die Amis zogen für einige Wochen dort ein. In den nächsten Tagen wurde von der amerikanischen Militärverwaltung eine provisorische deutsche Verwaltung eingesetzt.

In dieser Zeit, als die amerikanischen Soldaten schon hier bei uns in Langensalza waren, wurde in verschiedenen Teilen unseres Landes noch gekämpft, bis am 8. Mai 1945 die bedingungslose Kapitulation der deutschen Wehrmacht dem sinnlosen Kämpfen und dem Sterben so vieler Menschen endlich ein Ende setzte.


1943
Deutsches Heldenlied
Die Toten des Jahres 1942



Rund fünf Millionen deutsche Soldaten starben im Zweiten Weltkrieg oder blieben vermisst – während vermutlich irgendwo ein Zivilist das „Deutsche Heldenlied" sang. Von niemandem ist bekannt, dass er für Robert Wynne aus Texas gesungen hätte, als er in einem unbekannten Dorf im „Grünen Herzen Deutschlands" in einem Abwasserkanal verblutete.

Es hatte viele Tote gegeben, unzählige Tote, in ganz Europa – in Afrika, Asien, Südamerika … mit sinnlosen Kämpfen zu Lande und zu Wasser, auf Berggipfeln und in Talsohlen; auf Bauernhöfen und Dorfplätzen und in Großstadtstraßen; in Markthallen und Rathäusern, Kirchen und Synagogen, Klassenzimmern und Wohnstuben, Güterwagen und Gaskammern. Es war ein Weltkrieg gewesen, in Gang gesetzt von grölenden, überheblichen Unzufriedenen, die sich am unentschiedenen Ende eines früheren „Großen Krieges" nachts in verrauchten Bierhallen trafen. Unwillig, sich ihre eigenen Verluste, ihre Trauer und Ängste einzugestehen, unfähig, Wunden zu ertragen, die sowohl körperlich als auch eingebildet waren, schoben sie die Schuld für ihr inneres Leiden äußeren Ursachen zu: brutalen Kapitalisten und blutrünstigen Kommunisten, Journalisten, Professoren, Künstlern … „den Juden" und verräterischen „internationalistischen" Pazifisten … „Zigeunern", „Homos" oder anderen „asozialen Elementen" – jedem, nur nicht sich selbst.

Dann sahen kluge, aber zynische Karrieristen im biergetränkten Elend solcher erbärmlichen Seelen eine Chance, diese schwarzen Abgründe innerer Trostlosigkeit als Brennstoff anzuzapfen, um gewaltige, alles verzehrende Feuer der Zwietracht in der ganzen Gesellschaft zu entfachen; dabei würden sie selbst große Macht und großen Reichtum anhäufen, während sie andere dazu trieben, die bestehende, nun aber wankende Gesellschaftsordnung auf schreckliche Weise zu plündern. Aus dem daraus entstehenden Chaos brauten sie eine hohle Alchemie, ein giftiges Gas, das seine eigene Zerstörung schon in sich trug – sicher, eines Tages in Flammen aufzugehen, aber an einen Zeitzünder gebunden, den niemand einstellen oder steuern konnte.

Dieser – oder irgendein anderer – Krieg hätte nicht stattfinden wollen und können, ohne von Gefühlen angeheizt zu werden, die eine Idee aufgewühlt hatte. In diesem Fall war es die NS-Idee, das „Ideal" ihrer Anhänger davon, wie die Gesellschaft geordnet sein „sollte", aus dem die nationalsozialistische „Ideal-ogie" hervorging. Von ihrer zwielichtigen Geburt in Hinterhöfen an „brauchte" sie einen Krieg, einen totalen und total zerstörerischen Krieg, um die alte Ordnung auszulöschen und dann auf den pulverisierten Trümmern ihre gepriesene Neue Ordnung zu errichten. Ein Problem dabei war: Kein Feind, kein Krieg! Also musste ein Feind – mussten viele Feinde – geschaffen und dann missbraucht werden: der jüdische Viehhändler; der halbschwarze Teenager, der die rein weißen „arischen" Mädchen „schwängern könnte"; die polnischen „Untermenschen", die nur dazu taugten, auf dem Feld Heu zu wenden oder die Kühe zu melken; der leichtgläubige Gastwirt, der froh war, einen undankbaren Aufseherposten anzunehmen, um seine Einnahmeverluste auszugleichen; der „widerwillige" Optiker, dem man befehlen musste zu kämpfen, der aber stattdessen nur unter einem dürren Busch in Süditalien auf eine Gelegenheit wartete, die Hände zu heben und den

„Feinden“ in die Arme zu laufen, mit den Worten in schlechtem Englisch: „*Take me, Boys*.“

Doch einmal entfesselt, spielen sich Kriege nicht auf den flüchtigen Wolken der Ideologie ab. Kriege spielen sich am Boden ab, im Alltag, in den Erfahrungen von Augenblick zu Augenblick: von erschöpften Flüchtlingen, von gelangweilten Kriegsgefangenen und zivilen Internierten, von hungernden KZ-Häftlingen, von einfachen Bauersleuten, die sich neben versklavten Arbeitern über die Felder schleppten, um die Produktionsquoten der Kriegszeit zu erfüllen … von traurigen Mädchen im Teenageralter, die ihre eingesperrten Patenonkel vermissten, von Kindern, noch unschuldig und ahnungslos, wie sich die Torheiten der Erwachsenen in der „realen“ Welt auswirken, in der wir alle leben müssen.

Einer der Letztgenannten war ein zehnjähriger Junge „von oben“, von dem Werner Deubners Sohn Dieter rund acht Jahrzehnte später erzählte, er habe „beinahe den Tod in unser gemeinsames Mietshaus gebracht. Wir standen alle mit unserer Mutter und einigen Nachbarn in der Haustür und sahen den amerikanischen Panzern zu, die vorbeirumpelten, als der Junge von oben mit einem Spielzeuggewehr herunterrannte, das genau wie ein echtes aussah. Weil er dachte, Krieg sei ein Spiel, blieb er an der Schwelle stehen und begann, auf die ‚Amis‘ zu zielen – in dem Moment packte einer der alten Männer den Lauf und schob ihn hinter sein Bein. Wenn die Amerikaner das gesehen hätten“, erinnerte sich Dieter kopfschüttelnd, „hätten sie den Jungen erschossen und wahrscheinlich uns alle gleich mit, weil sie uns für Heckenschützen gehalten hätten.“ Krieg ist kein Spiel, sondern die reale Folge habgieriger, verlogener, böswilliger Herrschaft.





Während Werners Nachrichten weiterhin auf von der US-Regierung genehmigtem Briefpapier eintrafen – so beschaffen, dass etwaige Geheimnisse sichtbar würden –, kümmerte sich Johanna, so gut es unter den Umständen ging, um Dieter und Helmut. In Abwesenheit ihres Papas wäre Helmut jedoch beinahe in Stücke gerissen und Dieter in der Haustür ihres Hauses beinahe erschossen worden.

Dieter Deubner (damals 7) und sein Nachbar von oben waren nicht die einzigen Langensalzaer Kinder und Jugendlichen, deren Leben vom Krieg zerrissen wurde …

Am 11. April 1945 befreite die US-Armee Buchenwald. Der sechzehnjährige Gert Schramm blieb noch zwei Monate im Lager, um bei der Auflösung des Lagers in der Schreibstube zu helfen. Im Juni kehrte er zu seiner Mutter und ihrer Familie nach Langensalza zurück. Als die amerikanische Militärbesatzung einen Verwalter für ihr Lebensmitteldepot im Stadtzentrum suchte, fiel ihre Wahl auf Gert, der zwar erst 16 Jahre alt war, als ehemaliger Buchenwald-Häftling aber über jeden Verdacht der NS-Treue erhaben war.



Rechts: Stoffquittung der Stadt Langensalza, Juni 1945

Werner wurde am 7. März 1945 34 Jahre alt. Zu diesem Anlass schrieb und illustrierte der sechsjährige Dieter …

Lieber Vati, 22.11.44/26.2.45
Ich gratuliere herzlich zum Geburtstag und wuensche best Gesundheit. Wann kommst du wieder nach Hause? Helmut und ich haben schon grosse Sehnsucht. Heute waren wir mit Mutti im kino. Es wurde das tapfere schneiderlein gespielt. Es war sehr schoen und voll. Ich gehe gern zur Schule. Viele gruesse und kuesschen von deinen beiden lausbuben
dieter und helmut




MILITARY GOVERNMENT OF GERMANY

TEMPORARY REGISTRATION

Bernburg

QUESTIONAIRE OF NAZI PATRY MEMBERS AND OFFICERS OF THE SA, SS AND HJ

Fragebogen für Mitglieder der NSDAP und Offiziere der SA, SS und HJ

Bald nach der Besetzung von Teilen Deutschlands begann die US-Militärregierung, in den von ihr kontrollierten Gebieten Maßnahmen zur „Entnazifizierung" einzuleiten. Hier einige Beispiele:

Der „halbschwarze" Jugendliche, der hoffte, aus seinem früheren Leben zu retten, was zu retten war, war nicht der Einzige, der versuchte, sich durch eine Thüringer Landschaft nach Langensalza durchzuschlagen, die noch immer von den Überresten eines gescheiterten faschistischen Regimes, den Trümmern des Krieges und vom Chaos gezeichnet war. Victor Kirchers Witwe Gertrud erfuhr vom Hergang der Ereignisse, die ihren Mann das Leben gekostet hatten, erst vier Wochen später, als es ihr gelang, mit einem Gemüselaster von Ruhla – dem etwa 45 Kilometer entfernten Wohnort der Kirchers – nach Langensalza zu fahren. Sofort suchte sie Trost und Unterstützung für ihre Familie.

Trotz einer umfangreichen Suche durch Frau Kircher verschwand der Täter, SS-Hauptmann Wolf, in den Wirren der Nachkriegszeit. Sein sinnloser Fanatismus kostete nicht nur den Standortältesten, Hauptmann der Reserve Victor Kircher, das Leben; die unnötigen Verteidigungsmaßnahmen führten auch zum Tod von 20 jungen Menschen in Langensalza.

Wie eines ihrer Kinder später in einem Brief an den Bürgermeister von Langensalza schrieb, in dem es um Wiedergutmachung für den Verlust der Familie bat:

> Vom Verbleib des SS-Offiziers Wolf ist uns trotz intensiver Bemühungen meiner Mutter nichts zur Kenntnis gelangt. In einem Gerücht wurde lediglich angedeutet, ein bei den Kampfhandlungen in Ufhoven schwerverwundeter Wehrmachtsangehöriger habe kurz vor seinem Tode gesagt: „Er habe seinen Hauptmann Kircher gerächt" – was das auch immer bedeuten mag. Mein Vater muß ein sehr geschätzter und beliebter Vorgesetzter gewesen sein.



Gertrud Kirchers Brief an den Landrat



Victor (rechts) und Gertrud bei der Hochzeit des Gefreiten Mäder, 1944; Klaus als 2. und Renate als 3. von links, vordere Reihe

Wie Gertrud Kircher später in einem notariell beglaubigten Brief an den Landrat von Langensalza schrieb – hier in gekürzter Form:

> Mein Mann, der Rechtsanwalt und Notar Victor Kircher aus Ruhla, war seit September 1940 in Langensalza und dort als Wehrm. Standortoffizier tätig. Ich setze voraus, dass Ihnen evtl. bekannt ist, wie mein Mann in Langensalza ums Leben kam. Er wurde, weil er heraustrat und dem damaligen SS-Kampfkommandanten Hptm. Wolf am Tage der Übergabe der Stadt Langensalza ungefähr dem Sinne nach zurief: „Lasst den Wahnsinn das unnötige Blutvergießen, es hat ja alles keinen Zweck mehr, legt die Waffen nieder," von diesem angeblich 23 jährigen SS Hptm.Wolf mit der Maschinenpistole verschiedene Male in den Kopf geschossen und verstarb am 8. April 1945 im Lazarett zu Langensalza. Mein Mann soll angeblich im Lazarett noch geäussert haben, er wolle ein Verfahren gegen diesen Lümmel einleiten. Ich selbst erfuhr von dem Furchtbaren erst 4 Wochen später, und zwar als ich Gelegenheit hatte, mit einem Gemüseauto nach Langensalza zu fahren. Wie erschütternd dies alles für mich war, können Sie sich wohl vorstellen. Mein Mann, der stets nur für das Menschliche und die Gerechtigkeit eintrat und dessen ganze Denken und Handeln in erster Linie seiner Familie galt, der stets versuchte, jedem zu helfen und jedem gerecht zu werden, wurde von so einem fanatischen SS-Lümmel erschossen!! Gerade, weil mein Mann geäussert haben soll, er wolle ein Verfahren gegen diesen Lümmel einleiten, fühlte ich mich verpflichtet, näheres über die Person dieses SS-Verbrechers zu erfahren. Es war mir aber leider bis jetzt nicht möglich, denn bei der dortigen Stadt sind diese Leute, sie wurden ja ganz plötzlich von diesem Himmler eingesetzt, meldeamtlich nicht geführt worden. Hoffentlich bekommt er, wenn er noch nicht tot ist, seine gerechte Strafe, aber einmal sterben ist für diese Leute viel zu gut. –
>
> Ich habe 4 kleine Kinder im Alter von 8-3 Jahren. Der Schmerz über den Verlust meines lieben Mannes ist und war so gross, dass ich die ersten Wochen und Monate in keiner Weise etwas unternehmen konnte. Erst nach und nach kam mir auch die finanzielle Not, in der ich mich durch den Tod meines Mannes befinde, zum Bewusstsein. Ich habe weder Eltern noch Schwiegereltern und stehe mit meinen 4 kleinen Kindern ganz alleine da. Irgendwelche finanzielle Unterstützung habe ich bisher von keiner Seite bekommen. Ich bin z.Zt. auf Wohlfahrtsunterstützung angewiesen. Ich möchte hiermit bei Ihnen anfragen, ob mir oder vielmehr meinen Kindern von dort aus eine Unterstützung gewährt werden kann, denn m.E. hat sich doch mein Mann durch seine Gesinnung für die dortige Stadt eingesetzt. Oder können Sie mir angeben, an welche Stelle ich mich mit meinem Unterstützungsantrag zu wenden habe? Mein Mann bezog als Hauptmann Besoldung; seit April bin ich ohne jegliches Einkommen und verfüge schon seit langem über keinerlei Barmittel. Ich würde evtl. zu einer persönlichen Unterredung nach dort kommen und bitte gegebenenfalls um Nachricht.
>
> Hochachtungsvoll! gez. Gertrud Kircher

Victor Kirchers Witwe war jedoch nicht die einzige Thüringerin bzw. der einzige Thüringer, die Entschädigung für materielle oder andere Verluste während der Eroberung Langensalzas durch die US-Armee suchten. Auch wenn die öffentlichen Ämter inzwischen mit sowjetischen Handlangern besetzt wurden, blieben sie der einzige Weg, auf dem irgendeine Form von Wiedergutmachung offiziell – und finanziell – gewährt werden konnte.

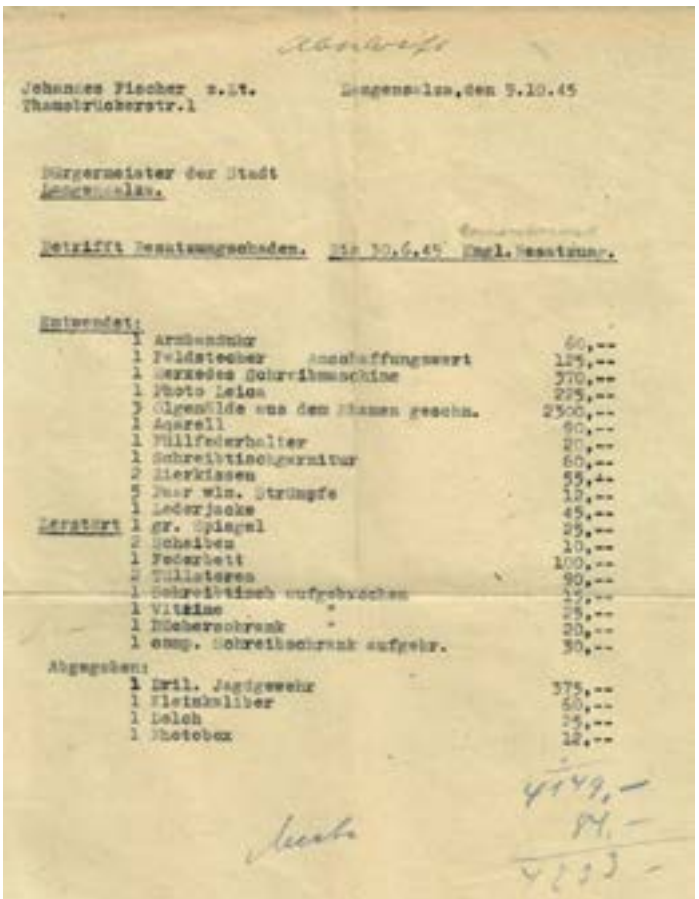




Verein der Gastwirte von Langensalza und Umgebung, Feier zum 33-jährigen Bestehen, 1. Dezember 1925; rechts: Johannes Fischer, um 1940 [Beide Fotos im August 2026 von TRACES-Mitarbeitenden mit KI koloriert und digital nachbearbeitet.] Der Autor meint, dass der Mann als Vierter von rechts in der vorderen Reihe Karl Müller sein könnte, der Gastwirt, dessen Geschichte im vorigen Kapitel erzählt wurde und im nächsten Kapitel zu ihrem sinnlosen, tragischen Ende geführt wird.



Johannes Fischer seinerseits hatte seit 1938 eine Gaststätte im heutigen Kulturhaus von Bad Langensalza betrieben, früher bekannt als Schützenhaus (1834–1906) und Volkshaus (1907–1963). Gleichzeitig leistete er wegen seiner schwachen Gesundheit seinen Militärdienst im Reservelazarett Langensalza als Küchenleiter und Koch. Als die Truppen der US-Armee Langensalza am 5. April 1945 erreichten und besetzten, hielt Johannes sie zunächst für britische Soldaten. Nach seiner späteren Aussage räumten diese amerikanischen Soldaten alle Wertgegenstände aus der Gaststätte, darunter Möbelstücke, Kleidung, Gemälde und Waffen. Johannes stellte daraufhin eine detaillierte Liste aller angeblich mitgenommenen Gegenstände auf. Er reichte den Entschädigungsantrag beim Bürgermeister von Langensalza ein – und erhielt bald darauf insgesamt 500 Reichsmark [2025 entsprach das etwa 1.750 Euro; 1 RM entsprach 1945 etwa 3,50 Euro]. Dem Autor ist nicht bekannt, ob andere Gaststätten der Gegend ebenfalls erst von amerikanischen, dann von sowjetischen Truppen geplündert wurden oder ob auch andere Wirte dem Bürgermeister Rechnungen zur Erstattung vorlegten. Klar ist jedoch, dass es viel weniger Arbeit war, ein Geschäft oder Lager mit nützlichen Dingen zu plündern, als wahllos einzelne Familienhäuser nach Gegenständen zu durchsuchen, wie Johannes sie unten auflistete:



Johannes Fischer s.Lt. Langensalza, den 9.10.45
Thamsbrückerstr.1

Bürgermeister der Stadt
Langensalza.

Betrifft Besatzungsschaden. bis 30.6.45 Engl. Besatzung.

Entwendet:

1	Armbanduhr	60,--
1	Feldstecher Anschaffungswert	125,--
1	Herrenfahrradmaschine	370,--
1	Photo Leica	225,--
3	Ölgemälde aus dem Rahmen geschn.	2500,--
1	Aquarell	80,--
1	Füllfederhalter	20,--
1	Schreibtischgarnitur	60,--
2	Zierklassen	55,--
5	Paar wlln. Strümpfe	12,--
1	Lederjacke	45,--
Zerstört	1 gr. Spiegel	25,--
	2 Scheiben	10,--
	1 Federbett	100,--
	2 Tüllstores	90,--
	1 Schreibtisch aufgebrochen	15,--
	1 Vitrine "	25,--
	1 Büfettschrank "	20,--
	1 emgl. Schreibschrank aufgebr.	30,--

Abgegeben:

1	Brtl. Jagdgewehr	375,--
1	Pistolenkaliber	60,--
1	Beleh	25,--
1	Photobox	12,--

4149,-
84,-
4233,-

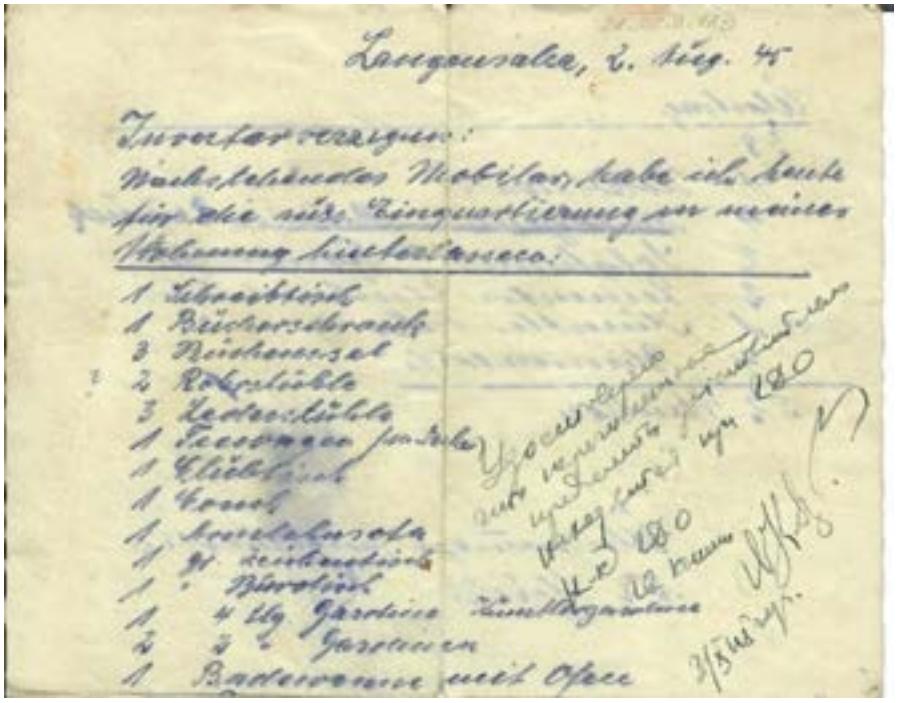
Johannes Fischer
z. Zt.
Langensalza.
Thamsbrückerstr. 1 Langensalza, den 9.10.45

Betrifft Besatzungsschaden v. 1.7. bis 30.9.45.

An d. russ. Besatzung abgegeben:

1	Schreibtisch	70,--
1	Büfettschrank	150,--
5	Sessel	70,--
5	Rohrstühle	10,--
5	Lederstühle	75,--
1	Teewagen	60,--
1	Clubtisch	75,--
1	Couch	125,--
2	Ruhesofas	180,--
1	gr. Zeichentisch	55,--
1	Buchentisch	30,--
1	4 tlg. Gardine	60,--
1	3 " "	45,--
1	Stor	35,--
1	Badeeinrichtung Ofen m. Wanne	120,--
1	Rollregal	25,--
1	Toilettenspiegel geschl.	20,--
1	Holzkonsul	5,--
1	Matte	8,--
1	Abtreter	3,--
1	Garderobenspiegel	25,--
1	Kugellampe,1 Herrenzimmerkrone,1 Schlafzimmerlampe,	
1	Stehlampe, 1 Flurlampe 1 Badestubelampe	170,--
7	Bilder Ölrepr. Aquarelle	400,--
1	Kokosmatte	30,--
1	Brücke	175,--
5	Handgewebte Brücken	120,--
5	Künstlerdecken	40,--
	Sofakissen Blumentöpfe	60,--
1	Kleintierstallung	120,--
1	Autoverdeck	45,--
1	gl. Herrenkugeluhr	350,--

Vielleicht dachte Johannes, als er sich so sehr bemühte, eine im Vergleich zum Verlust eines Hofes oder Geschäfts relativ bescheidene Summe zurückzubekommen, an die finanzielle Zukunft seiner kleinen Tochter: Kerstin Fischer wurde 1942 in Langensalza geboren. 2021 sprach sie Dr. Luick-Thrams bei einer Vorführung des Geschichtsmobils in ihrer Wahlheimat Eisenach an, um ihm die Geschichte ihrer Familie zu erzählen und ihm Unterlagen daraus anzuvertrauen, die sie fast 80 Jahre lang gehütet hatte. Während dieses spontanen „Interviews“ spürte er das dunkle Gewicht der Erfahrungen ihrer Familie und wie es noch immer auf ihr lastete. Das Sparbuch, das ihre Eltern zu ihrer Geburt erhalten hatten (unten), sprach Bände:







Der Fleiß, die Arbeit, sie allein schaffen nicht das Leben, wenn sie sich nicht verbinden mit der Kraft und dem Willen eines Volkes. Fleiß und Kraft, Arbeit und Wille, sie gehören zusammen.
– Adolf Hitler



Geschenk der Stadtsparkasse zu Langensalza – mündelsicher – Gegründet 1833

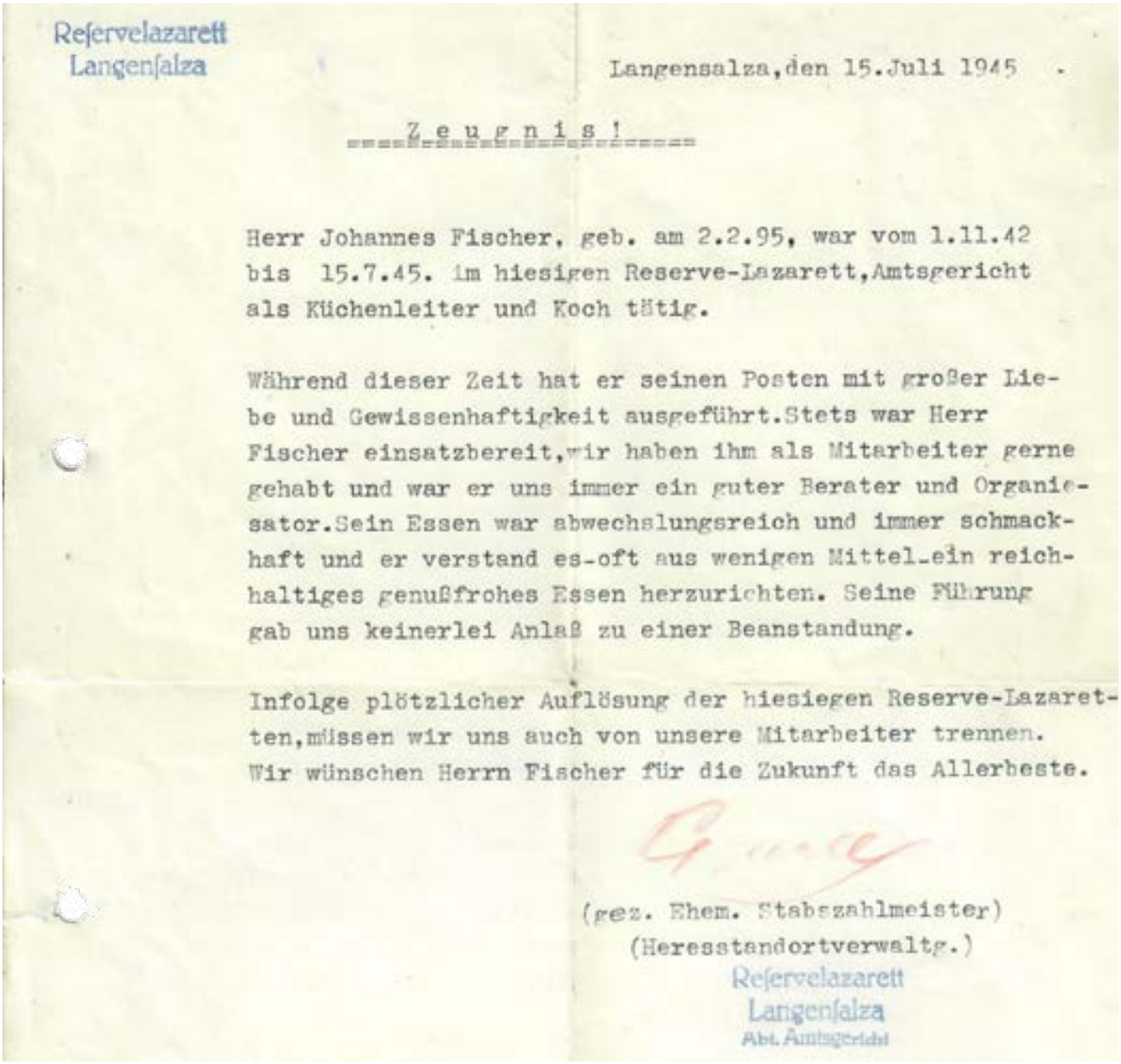
Lernst du in der Jugend sparen,
geht dir's gut in spätern Jahren!



Die Stadtsparkasse zu Langensalza schenkt Kerstin Ute Fischer geb. am 2. Okt. 1942 in Langensalza zum Lebensmorgen einen Gutschein über 3 RM für den Anfang eines Sparbuches

In der Museumswelt (nach der Definition von „Professor Pedia“) bezeichnet „Realien“ „Elemente des Alltagslebens, die Aufschluss über die Geschichte, Kultur, Politik usw. eines bestimmten Volkes, Landes oder Ortes geben können, für die es bei anderen Völkern, in anderen Ländern oder an anderen Orten keine Entsprechung gibt“. In diesem Fall sagt eine „schlichte“ Karte einer Sparkasse zur Geburt eines Kindes so viel, auf so vielen Ebenen: Die mittelalterlichen Motive auf der Vorderseite [das „Haus der Spuren“ liegt hinter der links abgebildeten Bergkirche] sprechen von Zeitlosigkeit, Tradition und Stabilität; dass die Bankangestellten es zudem für angebracht hielten, den Führer der Nation zu zitieren – selbst wenn es darum ging, dass Kinder den Wert des Sparens lernen –, zeigt, wie gründlich, bis in erschreckende Kleinigkeiten, die Gegenwart des „Großen Führers“ die deutsche Gesellschaft durchdrungen hatte. In jedem autoritären Regime weiß ein Hitler – oder ein Mussolini, Stalin … ein Putin, Xi, Kim … ein Trump – alles, kann alles und entscheidet alles. Es reichte nicht, dass der „Rathausplatz“ von Langensalza einige Jahre lang „Hitlerplatz“ hieß; selbst auf dem Sparbuch-Startgutschein Neugeborener „musste“ der Name „Hitler“ stehen. Wow!

Jedenfalls machte sich Johannes Gedanken über seine eigene Zukunft, als er bei seiner früheren, wenn auch nur kurzzeitigen Arbeitsstelle, dem behelfsmäßigen Lazarett in Langensalza, um ein Empfehlungsschreiben bat:



Reservelazarett
Langensalza

Langensalza, den 15. Juli 1945

Z e u g n i s !

Herr Johannes Fischer, geb. am 2.2.95, war vom 1.11.42 bis 15.7.45. im hiesigen Reserve-Lazarett, Amtsgericht als Küchenleiter und Koch tätig.

Während dieser Zeit hat er seinen Posten mit großer Liebe und Gewissenhaftigkeit ausgeführt. Stets war Herr Fischer einsatzbereit, wir haben ihm als Mitarbeiter gerne gehabt und war er uns immer ein guter Berater und Organisator. Sein Essen war abwechslungsreich und immer schmackhaft und er verstand es oft aus wenigen Mittel ein reichhaltiges genußfrohes Essen herzurichten. Seine Führung gab uns keinerlei Anlaß zu einer Beanstandung.

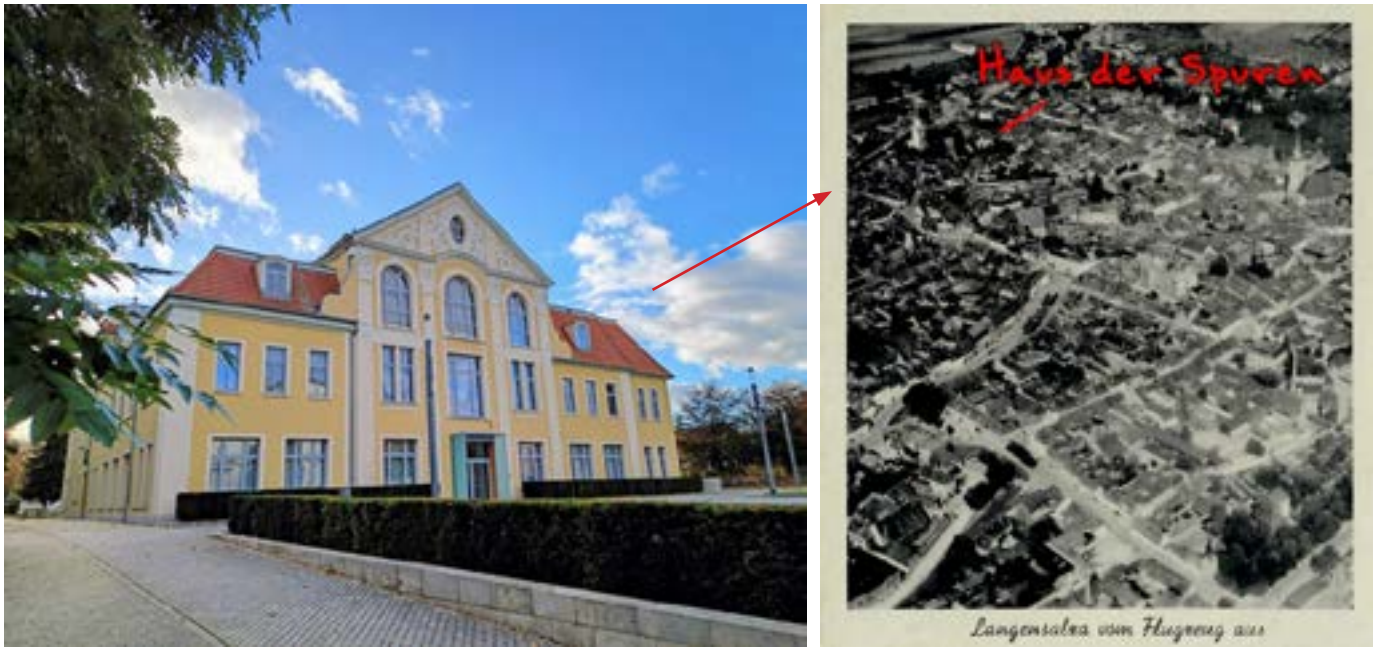
Infolge plötzlicher Auflösung der hiesiegen Reserve-Lazaretten, müssen wir uns auch von unsere Mitarbeiter trennen. Wir wünschen Herrn Fischer für die Zukunft das Allerbeste.

(gez. Ehem. Stabszahlmeister)
(Heresstandortverwaltg.)

Reservelazarett
Langensalza
Abt. Amtsgericht

Während Johannes Fischer damit beschäftigt war, Gardinenschäden zu prüfen und Blumentöpfe zu zählen, hatten andere Langensalzaer größere Sorgen – etwa die, wie man einem Kreis mit rund 15.000 Seelen wieder ein funktionierendes Alltagsleben ermöglichen könnte. Saubere und zuverlässige Wasserquellen mussten überprüft und wiederhergestellt werden – ebenso Strom und Heizung; die Vorräte an Speisekartoffeln mussten gezählt werden, ebenso der Bestand an Rindern, Schweinen usw.; Getreide musste gesät und später geerntet werden; Straßen mussten repariert, Blindgänger beseitigt, Granatsplitter entfernt und Bombenschäden behoben werden; Züge und Busse mussten wieder fahrtüchtig gemacht werden, um die Arbeiter zur Arbeit zu bringen; die Schüler brauchten eine solide Bildung … und alle übrigen Bestandteile eines funktionierenden Alltags, wie er einer „zivilisierten“ Gesellschaft entspricht – selbst einer, die gerade ein Dutzend Jahre lang das zivile Leben außer Kraft gesetzt und an anderen wie am eigenen Volk unsägliche barbarische Taten begangen hatte.

Während der 40-jährigen Existenz der Deutschen Demokratischen Republik war es tabu, das Ende des NS-Regimes und den Übergang zur frühen sowjetischen Besatzung unabhängig und öffentlich zu untersuchen – geschweige denn kritisch zu beurteilen. Mitte der 1990er-Jahre jedoch hatte sich der ehemalige Lederfabrikarbeiter Gerhard Wuttke zu einem eifrigen Chronisten und Berichterstatter gewandelt. Er stellte sich selbst die Aufgabe, zunächst den Staub lange verborgener und verbotener lokalgeschichtlicher Ereignisse zu durchsieben und die Ergebnisse dann bekannt zu machen: Mehrere seiner Geschichtsbeiträge erschienen anschließend als Artikel in Lokalzeitungen unter der Überschrift „Langensalza vor 50 Jahren“. Über die Zeit nach der NS-Herrschaft in Langensalza notierte er etwa knapp:



Würde Johannes Fischer das heutige „Kultur- und Kongresszentrum“ wiedererkennen?

> Nur einen Monat lang leitete der erste kommissarische Landrat Hermann Koch nach dem Ende des 2. Weltkrieges die Geschicke des Kreises Langensalza. Danach kehrte er auf eigenen Wunsch in sein Hotel „Zum Schwan“ zurück. [Wuttke erwähnte nicht einmal, was die damalige Schülerin Ursula Walter später wie allgemein Bekanntes anführte: „Das waren Männer, die in der NS-Zeit nicht in der Partei gewesen waren, wie Herr Reichmann, der Drogist, der Bürgermeister wurde, danach Koch …“]

Dann tauchte Wuttke in die Schatzkammer historischen „Goldes“ ein: die komplexe, aber fesselnde Geschichte von Kochs Nachfolger. Für heutige Historiker ist es eine Herausforderung, die Ereignisse um dessen folgende kurze Amtszeit zu rekonstruieren, doch ihr dramatischer Höhepunkt im darauffolgenden August verdient alle Genauigkeit und Geduld, die man ihr widmen kann.

Zum einen wurden nach Herrn Wuttkes Tod unterschiedliche Fassungen derselben Geschichten gefunden, manche mit seinen handschriftlichen Anmerkungen – eine mit dem Vermerk „v. Herrn Wuttke aus Nachlass!“ –, sodass akademisch ausgebildeten Historikern (wie diesem Autor) die Aufgabe bleibt, die verschiedenen Fäden miteinander zu verweben. Im Mittelpunkt aller Puzzleteile stand ein Mann, der in einem früheren Weltkrieg gelernt hatte, wie man überlebt – Karl Walter. Ihn ernannte der amerikanische Militärkommandant am 18. Mai 1945 zum Leiter des führungslosen Kreises.

Wie Wuttke voller Sympathie erklärte: „Als gebürtiger Langensalzaer und Chef des Textilhauses Thilo war Karl Walter mit der Situation des Kreises Langensalza gut vertraut.“ Karl seinerseits erließ, kurz nachdem ihn die amerikanischen Militärverwalter an die Spitze eines neuen, nachnationalsozialistischen Kreisrats gestellt hatten, als geborener Kämpfer eine unverblümte, unmissverständliche Bekanntmachung „An die Bevölkerung des Kreises Langensalza!“:

> Die Militärregierung hat mich zum kommissarischen Landrat des Kreises Langensalza eingesetzt.
>
> Nach dem völligen Zusammenbruch des nationalsozialistischen Systems muß auf einem Trümmerhaufen neu aufgebaut werden. Ich rufe auf diesem Wege alle Bewohner des Kreises Langensalza zur Mitarbeit auf. Es ist mein fester Wille, den Kreis Langensalza in sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht im Rahmen der bestehenden Bestimmungen zu leiten.
>
> Die Bildung einer kommissarischen Kreisvertretung wird sofort in Angriff genommen.
>
> Der kommissarische Landrat:
>
> **Karl Walter**



Nach der Befreiung und anschließenden Besetzung von Langensalza bezog das Kommando der US-Armee im „Haus zum Mohren“ (rechts) seinen Sitz und quartierte seine Soldaten in Privathäusern ein, darunter auch im Haus der betagten Großeltern mütterlicherseits von Ursula Walter am Grabenweg entlang der Stadtmauer.

Aus zwei erhaltenen, aber unzusammenhängenden Texten Wuttkes – einer davon mit dem Untertitel „Langensalza vor 50 Jahren – Landrat in der Zeit der Militärregierungen“ – verfasste der leidenschaftliche Geschichtsliebhaber und Aktivist Folgendes und hinterließ damit ein vollständigeres Bild der Aufgabe, in einem Klima völligen Chaos und daraus folgender Ungewissheit die Ordnung wiederherzustellen:

> Über die Tätigkeit des Landrates Karl Walter informieren uns Berichte und amtliche Bekanntmachungen, erschienen in dem „Allgemeinen Anzeiger für Stadt und Kreis Langensalza.“
>
> Bereits wenige Tage nach seiner Berufung trifft sich der neuernannte Landrat mit allen Bürgermeistern der Ortschaften des Kreises Langensalza, um nach dem Zusammenbruch des 3. Reiches die Lage im Territorium zu beraten und um Festlegungen für die weitere Arbeit zu treffen.

Weiter berichtete Wuttke:

Noch in der Zeit der amerikanischen Militäradministration und mit ihrem Segen, wurde für den Kreis Langensalza ein Kreisausschuß gebildet. Über den Gründungsakt liegt eine amtliche Bekanntmachung vor, die unter dem 22. Juni 1945 im "Allgemeinen Anzeiger" veröffentlicht wurde. Nachfolgend einige Auszüge daraus:" Der Kreisausschuß setzt sich mit Genehmigung der amerikanischen Militärregierung aus folgenden Herren zusammen:

1. Herr Rudolf Fischer, Bürgermeister in Thamsbrück
2. Herr Oskar Griesbach, Bauer, Sundhausen
3. Herr Otto Ittershagen, Werkmeister, Langensalza
4. Herr Lorenz Maier, Steinmetz, Langensalza
5. Herr Bernhard Kaufmann, Thamsbrück
6. Herr Arno Ostückenberg, Bauer, Mülverstedt
7. Herr Alfred Schnabel, Ingenieur, Langensalza

Den Vorsitz führt Landrat Walter.
In der ersten Sitzung des Kreisausschusses wurden 6 Verwaltungsabteilungen gebildet. Die Ausschußmitglieder übernahmen als Dezernenten die Leitung der Bereiche.
"Die Aufgabe der Dezernate besteht darin, die Verwaltung des Kreises auf breitere Schultern zu legen, um so die großen Wiederaufbauarbeiten besser durchführen zu können. Der Kreisausschuß wird außerdem in enger Zusammenarbeit mit dem Antinazikomitee für die Bereinigung des Beamtenapparates vom ehemaligen verderblichen nationalzozialistischen Geist Sorge tragen.
Auf diesem Gebiet hat bereits eine große Umstellung begonnen, die Zug um Zug sich auf den gesamten Apparat des Kreises auswirken wird, jedoch immer unter der Berücksichtigung, daß keine allzuschweren Störungen des Ablaufs der Amtsgeschäfte eintreten. Die Männer, die an der Spitze der Kreisverwaltung stehen, bieten durch ihre Persönlichkeit und ihren Ruf dafür die sichere Gewähr."

Der Landrat. K.Walter

Nur wenige Tage konnte dieser Ausschuß unter der Obhut der Amerikaner [redacted] arbeiten. Bereits am 2./3.Juli wurden mit dem Einzug der sowetischen Besatzungstruppen die Karten im kommunalen Bereich [redacted] neu gemischt.In den Vordergrund ~~traten~~ gegeben vorwiegend [redacted] Mitglieder [redacted] der KPD.

Der „Allgemeine Anzeiger“ berichtete weiter, bis ins kleinste Detail:

> Die erste Sitzung unter Landrat Karl Walter in Anwesenheit sämtlicher Bürgermeister des Kreises Langensalza am Donnerstag, dem 24. Mai, vermittelte einen interessanten Einblick in die überaus große Verwaltungsarbeit, die auf den neuen Leiter der Geschicke unseres Kreises wartet, und führte gleichzeitig die Nöte unserer Zeit eindringlich vor Augen.
>
> Zuerst machte sich Landrat Walter den Anwesenden persönlich bekannt und behandelte dann die verschiedenen Fragen betreffs Struktur des Kreises, Aufgaben der Bürgermeister, Ernährungslage, Polizeiwesen, Viehzählung, landwirtschaftliche Hilfsarbeiter, Brennstoffversorgung, Familienunterhalt, Industrieförderung usw. Man sieht, gleich bei der ersten Sitzung ein umfangreicher Arbeitsplan.
>
> Die brennendsten Probleme dieser Zeit verlangen ein schnelles Handeln und viele operative Entscheidungen und Maßnahmen. Vor allem die Ernährung, die Brennstoffversorgung, der Familienunterhalt und die Sicherung der Ernte sind als dringlichste Aufgaben vorrangig zu lösen.

Erfüllt von einem allgegenwärtigen Gefühl der Dringlichkeit, das dem verzweifelten Zustand fast aller Dinge zu jener Zeit entsprach, beriet der Kreisausschuss unter Karls Leitung, welche der verschiedenen Krisen zuerst angegangen werden sollte. Die endgültige Liste der vordringlichen Aufgaben spiegelte wider, dass Langensalza im Kern ein Kreis war, der überwiegend aus Landwirten mit eigenem Grund und Boden bestand und in dem fast jeder ein unmittelbares Interesse am Wohlergehen der Landwirtschaft hatte – daher die Schärfe von Karls Bekanntmachung, die am 11. Juni in Form eines öffentlichen Aufrufs des Arbeitsamts verkündet wurde:



“Der Arbeitskräftebedarf der Landwirtschaft ist durch die Rückführung der ausländischen Arbeitskräfte außerordentlich groß. Es ist nicht richtig, der Landwirtschaft erst dann helfen zu wollen, wenn es zu spät ist.

Nur durch eine SOFORTHILFE können die Voraussetzungen für eine erträgliche oder gute Ernte gegeben werden, die uns vor einem Hungerwinter schützt.

Es werden deshalb nochmals und zwar letztmalig alle z. Zt. nicht arbeitenden

männlichen Personen im Alter von 14–65 Jahren
weiblichen Personen im Alter von 14–35 Jahren (unverheiratet)

aufgefordert, sich zwecks Einsatz in der Landwirtschaft, beim Arbeitsamt Langensalza, Schloß Dryburg, zu melden. Wer diese Einsicht nicht aufbringt, d. h., wer weiterhin angebotene landwirtschaftliche Arbeit ablehnt, obgleich diese Arbeit für ihn zumutbar ist, wer also Hunger statt Arbeit wählt, darf sich nicht wundern, wenn ihm nach dem Grundsatz

“WER NICHT ARBEITET, SOLL AUCH NICHT ESSEN”

in Zukunft keine Lebensmittelmarken mehr ausgehändigt werden. Zu dieser Maßnahme werden die zuständigen Stellen nunmehr gezwungen.”

Arbeitsamt Langensalza
Beubler, kommiss. Leiter des Arbeitsamtes

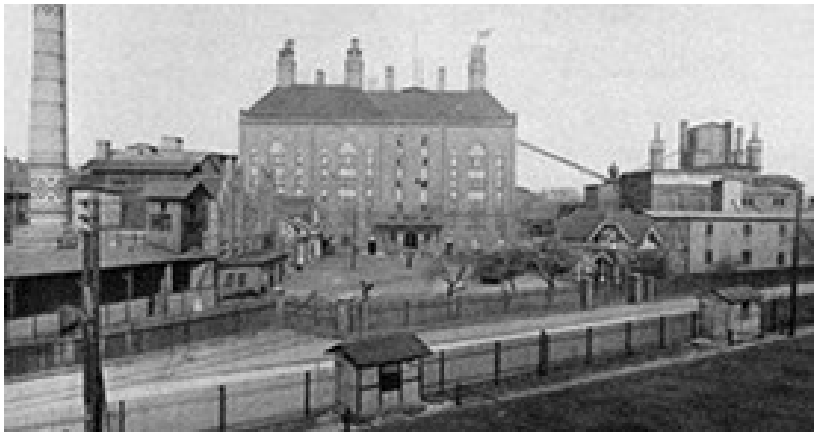
Mit Blick auf ein offenbar reales oder zumindest (von Karl?) wahrgenommenes Problem, das im gesellschaftlich-zivilen Vakuum nach dem Zusammenbruch der „Ordnung“ mit eiserner Faust der Nazis entstanden war, erließ Karl am 22. Juni eine zweite, umstrittenere Verordnung:

> In letzter Zeit wird immer wieder festgestellt, daß sich Jugendliche in den Straßen der Ortschaften, besonders in den Abendstunden, lärmend aufführen. Minderjährige, die kaum aus der Schule entlassen sind, treiben sich aufsichtslos (oft paarweise Jungen und Mädchen) herum. Die Zucht und Ordnung besonders auf moralischem und sittlichem Gebiete wird dadurch in Frage gestellt.
>
> Ich ordne daher auf Grund des Polizeiverwaltungsgesetzes an:
>
> Die Ausgangszeit für die Jugendlichen unter 16 Jahren wird sofort auf 20 Uhr und für Jugendliche von 16 bis 18 Jahren auf 22 Uhr eingeschränkt.
>
> Nur im Falle, wo sich Jugendliche unter Aufsicht der Erziehungspflichtigen (Eltern, Vormund, Lehrer, Arbeitgeber, Lehrmeister usw.) befinden, bleibt die Regelung, wie sie die Militärregierung erlassen hat (5-23 Uhr), beibehalten.

Die Bürgermeister der Landgemeinden haben dafür zu sorgen, daß die Jugendlichen, die auf dem Felde arbeiten, unter Aufsicht von Erwachsenen sich von der Arbeitsstelle in gesitteter Form zu ihren Wohnungen zurück zu begeben haben.

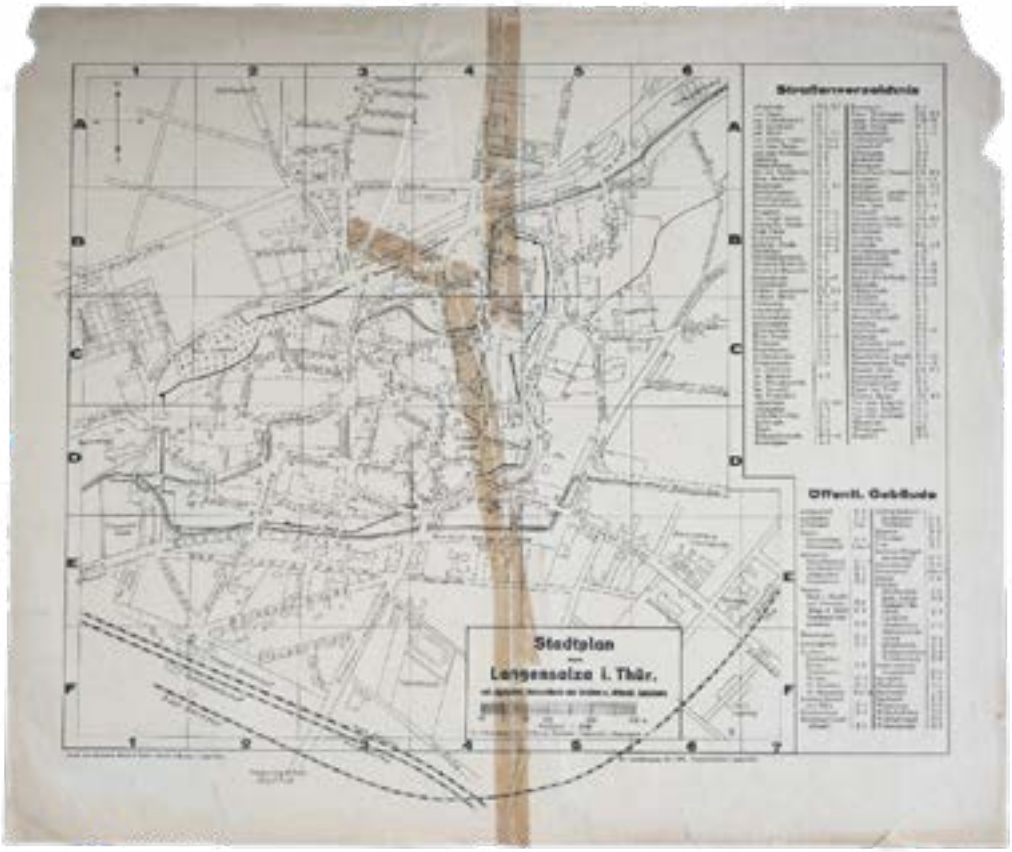
Für jeden Fall der Zuwiderhandlung gegen diese Polizeiverordnung wird hiermit gegen die Erziehungsberechtigten ein Zwangsgeld von 100,- RM verhängt.

Der Landrat, **Karl Walter**





*Vielleicht stammte Karls Furcht vor dem Chaos aus den jüngsten Ereignissen in Arnstadt: Infolge der verlorenen besetzten Gebiete und des kriegsbedingten Arbeitskräftemangels brach im Januar 1945 die Lebensmittelversorgung Deutschlands zusammen. Im März räumte das Regime ein, dass die Rationen unter das Existenzminimum gefallen waren. Dies führte zu Plünderungen, wie etwa am 3. März im Verpflegungsdepot der Kriegsmarine in der Arnstädter Malzfabrik, worüber ein Augenzeuge berichtete: „Alles, was eine Schiffsmannschaft brauchte, war dort in reichlichen Mengen gelagert, darunter Dinge, die für gewöhnliche Sterbliche schon lange unerreichbar waren: Kaffee, Butter, Spirituosen, Reis usw. Da die Amerikaner näherrückten, bestand das Ziel darin, zu verhindern, dass die Lebensmittel in ihre Hände fielen. Es ist kaum möglich zu beschreiben, was wir hier erlebten. Menschen waren zu Tieren geworden." Am 26. April wies General Eisenhower die Besatzungstruppen der U.S. Army an, dass die Deutschen sich durch eigene Arbeit und eigene Ressourcen selbst versorgen sollten; zusätzliche Lieferungen kämen nur in Betracht, um „Hungersnöte, epidemische Krankheiten oder zivile Unruhen zu verhindern". Ein Zeichen der Zeit, wie Ingrid H., Jahrgang 1933, später berichtete: „Die amerikanischen Soldaten waren freundlich. Unsere Frauen wurden gebeten, 22 Uniformen zu waschen. […] Aber dann kam die große Belohnung: Wir erhielten Lebensmittel, die wir seit Jahren nicht mehr ausreichend gehabt hatten: Wurst, Speck, flüssige Schokolade zur Kakaozubereitung und mehr. Wir lernten unseren ersten englischen Satz: ‚*Have you chocolate?*'." *Ein ikonisches Erzeugnis, das U.S.-Soldaten unverzüglich verteilten: Hershey's-Schokoladenriegel.*



Gerhard Wuttke kommentierte am Ende seines Berichts über Karls drakonische Verordnung:

> Eine Verordnung, die sicher zu vielen Protesten der Jugendlichen führte, denn noch vor einem Vierteljahr war Krieg und viele von ihnen haben ihn aktiv miterleben müssen, ohne Rücksicht auf Alter und Zeitbeschränkung.

Bezeichnenderweise kennzeichnete Wuttke seinen verhüllten Kommentar dann schlicht, indem er „Wu.-" in die linke untere Ecke dieser letzten Seite seines Artikelentwurfs tippte. Jedenfalls blieb für die Umsetzung solch strenger Anordnungen nicht viel Zeit, denn wie Wuttke später an anderer Stelle festhielt:

Nur wenige Tage konnte dieser Ausschuß unter der Obhut der Amerikaner arbeiten. Bereits am 2./3. Juli wurden mit dem Einzug der sowjetischen Besatzungstruppen die Karten im kommunalen Bereich auch neu gemischt. In den Vordergrund schoben sich vorwiegend die Mitglieder der KPD.



Churchill, Roosevelt und Stalin trafen sich in Jalta:



So sahen US-Soldaten zu, wie sowjetische Truppen in Weimar einrollten – eine Besatzung löste die andere ab.

Die Ankunft der sowjetischen Besatzer – und die kommunale Machtergreifung der wieder auftauchenden Kommunisten der Vorkriegszeit – hätte niemanden überraschen dürfen: Selbst Karls Nichte Ursula Walter [später Veller] hatte als Schülerin bereits im Mai/Juni 1945 gehört, es sei die Rede davon, dass die Amerikaner Thüringen wieder verlassen und das Gebiet gemäß dem Abkommen von 1944 an die Sowjets übergeben würden. So war es dann auch. In den letzten Junitagen 1945 verließen die Amerikaner unsere Stadt, und russische Soldaten zogen auf Lastwagen, mit Artillerie und teils mit Pferdewagen in Langensalza ein. Natürlich hatten alle große Angst vor der neuen Besatzungsmacht.

> In unsere Stadt kamen dann auch immer noch weitere deutsche Flüchtlinge vom Osten her, die ihre Heimat und ihr ganzes Hab und Gut verloren hatten. Zuerst hatte man die Leute in einigen Gebäuden der Kaserne untergebracht, aber Monate später wurden die Kasernen nur noch durch die russische Armee genutzt.

Während manche Deutsche die Sowjets – für die meisten von ihnen damals „die Russen“ – fürchteten, konnten andere von ihrer Anwesenheit profitieren, weil sie selbst als „Opfer des Faschismus“ galten. Langensalza hatte mindestens zwei solche Einwohner – einer war, wie oben erwähnt, Jakob Salomon, dessen muttersprachliche Russischkenntnisse sich während der sowjetischen Besatzung des Nachkriegs-Langensalza als Vorteil erwiesen. Sein früheres Haus und seine Werkstatt waren in seiner Abwesenheit, während er in NS-Lagern saß, beschlagnahmt und in eine Krippe für Kleinkinder umgewandelt worden. Als Vergünstigung bei Jakobs Rückkehr erhielt er aufgrund seines Opferstatus die Möglichkeit, sich „eines der größten Häuser in Langensalza“ auszusuchen. Das tat er dann auch:





Der gebürtige Langensalzaer Walter Jadke und seine Frau Elfriede aus Frankfurt (Oder) waren ausgebildete Fotografen, hier mit Walters Mutter Alvina – einer alleinerziehenden Fabrikarbeiterin – und ihrem Baby Harald in der Tür ihres Ateliers, um 1938. Das Haus reichte bis in die Seitenstraße. Links arbeiten sie mit einer Hilfskraft.

Wer war ein zweiter Nutznießer der Nachkriegsgroßzügigkeit derer, die nun in Machtpositionen gelangt waren? Ausgerechnet der früher elende, machtlose afrodeutsche Junge, den außer seiner Großmutter niemand wirklich zu wollen schien:

Im Juli 1945, nachdem die amerikanische von der sowjetischen Besatzung abgelöst worden war, stand Gert Schramm wieder ohne Arbeit da. Nun kam ihm jedoch zugute, dass er in Buchenwald ein paar Brocken Russisch gelernt hatte und dass in Langensalza ein örtlicher Antifa-Ausschuss von einem ehemaligen Buchenwald-Häftling geleitet wurde, der das Vertrauen der sowjetischen Militäradministration genoss: Durch die Fürsprache dieses ehemaligen Häftlings wurde Gert als Dolmetscher eingestellt.





Buchenwald-Häftlinge begrüßten die Soldaten der US-Armee als Befreier und machten sich dann unverzüglich daran, das Lager zu ihrem eigenen zu machen: Auf dem Schild steht: „Heim wollen wir ANTIFASCHISTEN, um die NAZIVERBRECHER zu VERNICHTEN". Die amerikanische Kommandantur ihrerseits zwang rund tausend Weimarer Bürger, durch das Lager zu gehen, um die dort vom NS-Regime begangenen Verbrechen zu sehen – oben links. Eine dieser unfreiwilligen „Bürgerzeugen" war die spätere Schwiegermutter des Autors, Helga Wagner. Ihre erste Begegnung sprach Bände über die nachhaltige Wirkung einer solchen Entnazifizierungsstrategie: „Wolfgang und ich fuhren Weihnachten 1991 mit dem Bus von Nürnberg in ihr Dorf, um mit seinen Eltern zu feiern. Vom ersten Moment an starrte mich seine Mutter mit verhohlener Verachtung an. Wolfgang sagte mir in unserem Zimmer, ich hätte nichts falsch gemacht, aber ich konnte mir nicht vorstellen, warum sie mich so finster ansah. Nach dem Abendessen und reichlich Rotwein erklärte sie es: ‚Als ich 14 war, wurde ich aus meiner Heimatstadt Essen nach Weimar geschickt, weg von den schweren Bombenangriffen auf die Krupp-Werke. Dort bekam ich eine Lehrstelle als Schneiderin. Als die Amerikaner kamen, zwangen sie mich – ein Mädchen! – mit den anderen auf den Ettersberg hinaufzumarschieren und durch Buchenwald zu gehen. Ich habe nie vergessen, was ich mir dort ansehen musste – und den Amerikanern nie verziehen, dass sie mich gezwungen haben, dorthin zu gehen. Eine Zeit lang habe ich sogar überlegt, mich den Werwolf-Partisanen anzuschließen, um die US-Armee zu sabotieren.'"



Beruflich schien Gert vorerst aufzublühen, schulisch jedoch wieder nicht – wie ein Auszug aus einer Stellungnahme des Landrats von Weißensee in einem Jugendgerichtsverfahren vom November 1946 zeigt:

> ... teile ich Ihnen mit, dass der Jugendliche bereits 1941 auffällig wurde, weil er mit Eifer die Schule schwänzte und Neigung zum Abenteuer und Vagabundieren zeigte. Der Jugendliche verkörpert schon rein äußerlich den Negerbastard. Nach seiner eigenen Aussage will er im Konzentrationslager Buchenwald gewesen sein. Jedoch kann diese Aussage weder durch die Erbkartei des Staatlichen Gesundheitsamtes noch durch die Unterlagen der Krim.-polizei gestützt werden. Schramm ist schon durch seine Bastardeigenschaften naturgemäß in seelischen Konflikten. Wenn er wirklich im Konzentrationslager war, hat diese Zeit auf den Jugendlichen zudem ungünstig wirken müssen.

Gerts Kämpfe mit den örtlichen Schulbehörden sollten eines Tages enden, die Nöte anderer Zeitgenossen Karl Walters dagegen nicht. Als Gert Buchenwald verließ, wurde sein Platz in dieser Hölle auf dem Hügel fast buchstäblich in kürzester Zeit von einer neuen Art Langensalzaer Diktaturopfer eingenommen – einem Opfer der sowjetischen Diktatur.

Schon bei ihrer Ankunft auf – wie Fotos zeigen – reisemüden Lastwagen und von ausgemergelten Pferden gezogenen Wagen machten sich die sowjetischen Besatzer unverzüglich daran zu ermitteln, wer unter den Besetzten Nazi oder sympathisierender Kollaborateur gewesen sein könnte. Schließlich führte ihre Schleppnetzfahndung sie zu Karl Müller, den die Abteilung mit dem eindrucksvollen Namen „Operative Gruppe des Volkskommissariats für innere Angelegenheiten der UdSSR (NKWD)“ in Langensalza am 10. November 1945 verhaftete. Als Grund für seine Verhaftung wurde seine – in seinen Augen „harmlose“ – Rolle als Leiter jenes russischen Kriegsgefangenenlagers angegeben. Am 1. Dezember 1945 wurde er in das Speziallager Nr. 2 in Buchenwald überstellt.



Laut Holger Schneiders Notizen: „Foto 1934; Karl Müller (geb. 1898) und CHRISTA MÜLLER, geboren am 24. Dezember 1932 in Langensalza“

Seine zwölfjährige Tochter Christa blieb zurück, ohne zu wissen, was geschehen war. Nie über das Schicksal ihres Vaters unterrichtet, hoffte sie jahrelang vergeblich auf ein Lebenszeichen. (Thomas Kühmstedt gab eine vielsagende Geschichte wieder, die sie ihm anvertraut hatte – dass sie als Jugendliche fast täglich zum Bahnhof in Langensalza gegangen war und die ankommenden Züge mit bangen Augen abgesucht hatte, in Erwartung der Rückkehr ihres Vaters. Eines Tages jedoch kehrte eine Frau aus Buchenwald nach Langensalza zurück und sagte ihr leise: „Auf deinen Papa brauchst du nicht mehr zu warten, Kind.“) Doch als Karl angeblich am 25. Dezember 1948 im „Speziallager“ Buchenwald starb, wurde seine Familie weder über seinen Tod noch über die angebliche Todesursache unterrichtet, die später mit „Lungentuberkulose“ angegeben wurde. Erst 2006 – 61 Jahre nach der Verhaftung ihres Vaters – konnte Christa eine amtliche Sterbeurkunde erhalten.

Die drei Studentinnen des Autors schlossen ihre Zusammenfassung von Karls – und Christas – Schicksal mit der Bemerkung: „1951 verließ Karls Tochter Christa jedoch das Elternhaus in Langensalza und floh über die ‚grüne Grenze‘ aus der DDR nach Bad Harzburg, ohne je zurückzublicken.“ In Wahrheit war ihre Geschichte weder so einfach noch so schmerzlos – wie in Teil V enthüllt wird· Oberflächlich betrachtet scheint sie geradlinig: Bei näherem Hinsehen verdienen ihre Einzelheiten jedoch eine weitere Betrachtung, denn sie helfen, das größere deutsche Nationaldrama von 1914 bis 1948 miteinander zu verweben·

Es war Karl Walters geliebte Nichte und Patentochter Ursula Veller (geb. Walter), die das Interesse dieses Autors an der Geschichte ihres Onkels und den damit verbundenen Geschichten weckte, als sie sich im Juni 2026 mit einem kurzen, leisen und abgehackten Anruf im „Haus der Spuren“ meldete. Damals nur wenige Tage vor ihrem 96. Geburtstag, versuchte sie wieder einmal eindringlich und nachdrücklich, Interesse für das tragische Schicksal ihres geliebten Onkels zu wecken. Sie war es, die Harald Rockstuhl 2014 dazu gebracht hatte, Karls Bericht über seine drei Fluchten aus französischen Kriegsgefangenenlagern im Jahr 1919 zu drucken; und sie war es auch, die ein Jahrzehnt zuvor selbst versucht hatte, die Kriegsgeschichten ihrer Familie in einer vierseitigen, mit der Schreibmaschine geschriebenen Zusammenfassung festzuhalten. Trotz der Inbrunst ihrer wiederholten Bitten und ihres Beharrens darauf, dass die weitere Welt vom herzzerreißenden Ende ihres Onkels Notiz nehme, war ihre eigene Zusammenfassung knapp und – angesichts der Schwere der Ereignisse und des Endes der Geschichte – zurückhaltend; ihre eigenen, nie erloschenen Gefühle dämpfte sie:

> Für die von den Amerikanern eingesetzte provisorische deutsche Verwaltung gab es Ende Juli 45 ein trauriges Ereignis.
>
> Der Landrat Karl Walter wurde abgesetzt und verhaftet. (Er war der Bruder meines Vaters.)

10

Öffentliche Sitzung der
2. Zivilkammer des Kreisgerichts Bad Langensalza, den 22.6.1961

2 A 34/61

Gegenwärtig:

Richter Kannenberg
als Vorsitzende

Franz Czisor,
Karosseriestellmacher

Rudolf Tietz,
Expedient

als Schöffen

Just.-Ang. Rommeis
als Schriftführerin

In der Todeserklärungssache

Karl Walter

erscheinen bei Aufruf:

für die Antragstellerin niemand

Herr Otto Fleischhauer
als Zeuge

Der Zeuge wurde zur Wahrheit ermahnt, auf die Bedeutung des Eides, sowie auf die Folgen einer falschen eidlichen, auch uneidlich falschen Aussage hingewiesen und wie folgt vernommen:

Z.P.: Otto Fleischhauer, 75 Jahre alt, Kaufmann, jetzt Rentner, Bad Langensalza, Steinweg 19
Mit der Antragstellerin nicht verwandt und nicht verschwägert

Zur Sache: Ich war am 23. Juli 1945 mit dem Verschollenen zusammen zu einer Wirtschaftstagung in Erfurt, die vom Land Thüringen angesetzt war. Nach der Tagung sind wir zusammen wieder nach Langensalza gefahren, u. zw. mit dem Dienstwagen.
Wir haben uns wieder in das Landratsamt begeben, u. zw. jeder in sein Dienstzimmer. Nach Dienstschluss -17,00 Uhr- kam die Sekretärin des Verschollenen, Frl. Tschepe, zu mir in mein Dienstzimmer und überbrachte mir die Nachricht, daß der Verschollene
x russ. eben von der x politischen Militärpolizei abgeholt worden sei.

Am darauffolgenden Tag begab ich mich zum russischen Kommandanten und bat ihn aus dienstlichen Gründen, mir die Aktentasche des Verschollenen auszuhändigen, da ich vermutete, daß sich darin noch Dienstpapiere und Geldmittel befanden. Mir wurde gesagt, daß der Verschollene in Haft sei, in der Aktentasche würden sich aber keinerlei Papiere und Geldmittel befinden.
Ich habe mehrmals versucht über den Kommandanten mit dem Verschollenen dienstlich zu sprechen, dieses wurde mir nicht gewährt.

Im August 1945 fand dann eine öffentliche Verhandlung vor dem Russischen Militärkriegsgericht statt. Von Leuten, die direkt an dieser Verhandlung teilgenommen haben, erfuhr ich dann, daß der Verschollene zum Tode verurteilt wurde.
Nach der Urteilsverkündung habe ich nochmals Rücksprache mit dem Kommandanten genommen. Auf meine Frage nach dem Verbleib des Verschollenen wurde mir erklärt, dieser sei nicht mehr in Langensalza. Seit dieser Zeit habe ich nichts wieder von dem Verschollenen gehört.
Die Verhandlung vor dem Kriegsgericht fand im Kinosaal "Filmbühne" statt.

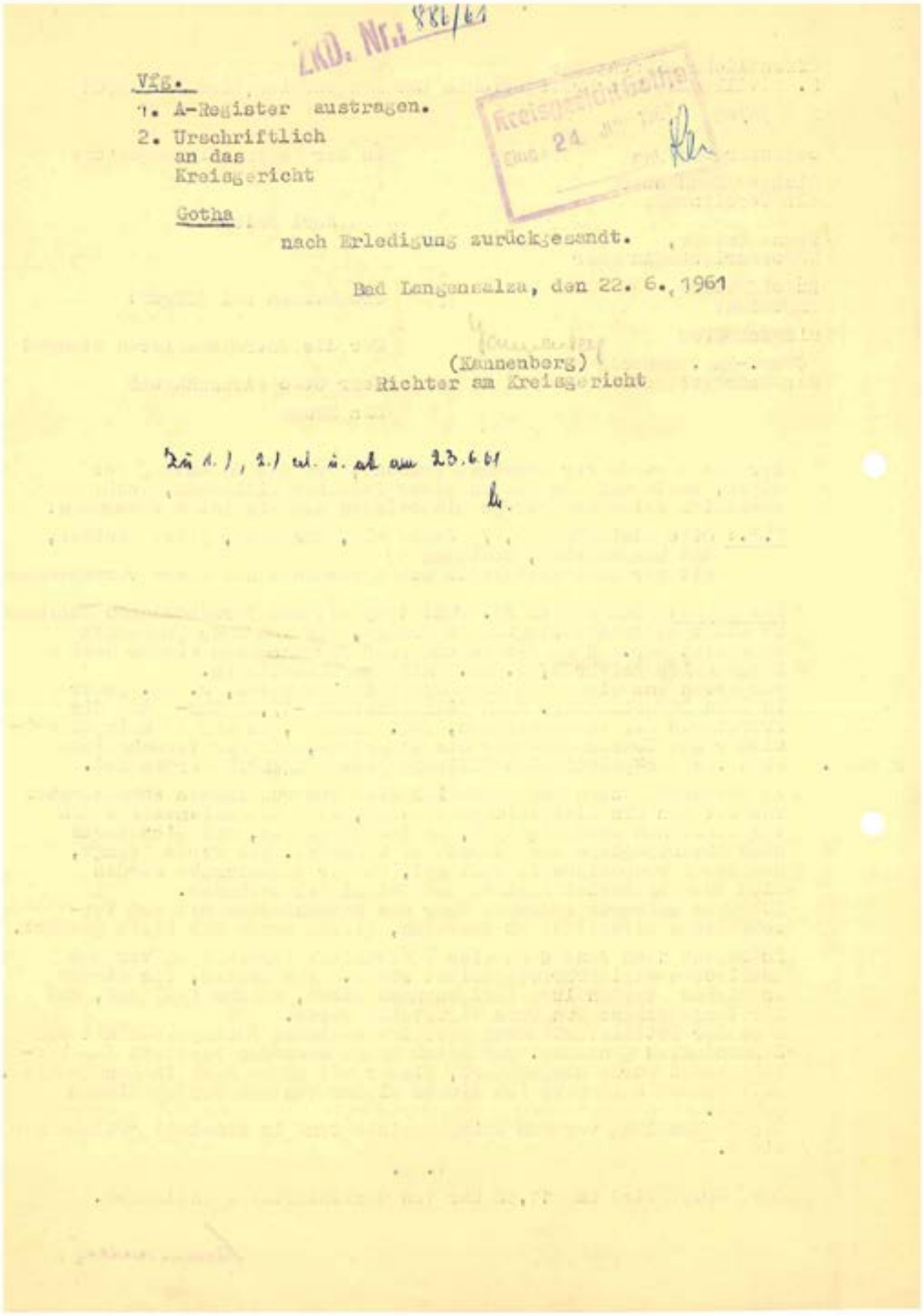
v. g.

Der Zeuge wird um 11,52 Uhr von Gerichtsstelle entlassen.

Kannenberg

Rommeis

Genau einen Monat und einen Tag vor dem sechzehnten Jahrestag von Karls Verhaftung schilderte der letzte Zivilist, der mit ihm zu tun gehabt hatte – der ortsansässige Kaufmann Otto Fleischhauer –, in einer eidesstattlichen Aussage vor Gericht die letzten gemeinsamen Stunden der beiden Männer:



LKD. Nr.: 881/61

Kreisgericht Gotha 24

Vfg.

1. A-Register austragen.
2. Urschriftlich an das Kreisgericht

Gotha

nach Erledigung zurückgesandt.

Bad Langensalza, den 22. 6. 1961

(Kannenberg)
Richter am Kreisgericht

Zu 1.), 2.) ed. i. ab am 23.6.61

Kein Beamter, sondern Karls ergebenes, geliebtes Patenkind und seine Nichte Ursula setzte ihren Bericht Jahrzehnte später fort:

> Ein Mitglied der KPD oder SPD wurde als Landrat eingesetzt. Beim Landrat Karl Walter hatte man urplötzlich eine Hausdurchsuchung gemacht und dabei einige Waffen (Gewehr und Pistole) gefunden.
>
> Lt. vorheriger öffentlicher Bekanntmachung mussten Waffen ebenso wie Fotoapparate, Ferngläser, Dolche, Degen usw. zur Vernichtung beim Rathaus abgeliefert werden.
>
> Dieses wurde von ihm nicht beachtet, das führte zu seiner Verhaftung.
>
> Sein Schicksal wurde am 30. Aug. 1945 durch ein russisches Militärgericht in der Filmbühne verhandelt.



Die „Film-Bühne" in den 1950er-Jahren, im großen Gebäude rechts – der Ort, an dem die Sowjets ihren behelfsmäßigen „Gerichtssaal" für öffentliche Schauprozesse einrichteten. Ironischerweise hatte die Gestapo nur wenige Häuser weiter, auf der rechten Seite, im Mai 1944 Karls späteren Buchenwald-Leidensgenossen Gert Schramm verhaftet. Und in der anderen Richtung, ähnlich nah und auf derselben Straßenseite, liegt das Hotel Mohren, in dem die örtliche US-Militärkommandantur, die Karl zum Landrat ernannt hatte, ihr Hauptquartier hatte. Nun, nur wenige Monate später, stand Karl unter Arrest.

Wer war in diesem „Gerichtssaal"? Mit einiger Sicherheit lässt sich nur ein halbes Dutzend Personen nennen – darunter eine 15-jährige Schülerin. Ursula war fast zufällig dort – wie sie es unzählige Male erzählte: „Unsere Familie bekam nur plötzlich durch Mundpropaganda den Hinweis, dass Onkel Karl in einer öffentlichen Verhandlung erscheinen sollte. Mein Großvater und seine anderen Söhne mussten arbeiten, also sagte Mutter zu mir: ‚Nimm dir einen Pullover mit und geh nachsehen, was da los ist. Bestimmt geht alles gut aus – und wenn es so weit ist, bring deinen Onkel Karl mit nach Hause.' Also ging ich hin – aber mit dem, was dann kam, hätte ich nie gerechnet."

Wieder war es der angesehene Gerhard Wuttke, der – anders als die verehrte Frau Veller – mit der emotionalen und journalistischen Distanz recherchieren und dann erzählen konnte, die nötig ist, um einen aufschlussreicheren, detaillierten Bericht über die tatsächlichen Ereignisse zu hinterlassen.

> **LANGENSALZA VOR FÜNFZIG JAHREN**
>
> Befehle und Erlasse der sowjetischen Militärverwaltung bestimmten die Zeit. [Dazu gehörte die Anweisung, Waffen und Munition unverzüglich abzuliefern. Wer sich widersetzte, sollte nach Kriegsrecht streng zur Verantwortung gezogen werden.]
>
> Von der Strenge dieses Gesetzes wurde bald nach seiner Veröffentlichung der kommissarische Landrat Karl Walter getroffen. Etwa um den 20. Juli verhaftet, ohne einen vorher erkennbaren Grund, erfolgte im August 1945 die Verhandlung vor einem Militärgericht. Leider gibt es in den Archiven keine Aufzeichnungen, aus denen man bessere Erkenntnisse erlangen könnte. Es bleibt nur der Bericht über die Gerichtsverhandlung, erschienen in der „Thüringer Volkszeitung" vom 21. September 1945.
>
> Die Überschrift lautete: „Militärgericht gegen Stahlhelm-Landrat Walter". Im Text heißt es:

„Am 30. August 1945, abends 8 Uhr, fand in der Filmbühne in Langensalza eine Kriegsgerichtssitzung gegen den Landrat Karl Walter statt.

Das Kriegsgericht setzte sich zusammen aus einem Major, einem Kapitän, einem Oberleutnant und einer Frau Leutnant. Der Saal war überfüllt. Es war kein Laut zu hören, als der Angeklagte mit geschorenen Haaren und bleichem Gesicht in den Saal geführt wurde.“ [Im Juli 2026 klagte seine inzwischen hochbetagte Nichte Ursula – mit Tränen in ihren traurigen Augen: „Sie haben ihn in Ketten herumgeführt, als wäre er ein gewöhnlicher Verbrecher!“]

Lauter Protest

Über sein Verhältnis zu den Nationalsozialisten befragt, antwortete der Angeklagte, daß er wegen Beleidigung eines Oberbürgermeisters in einem Brief an Sauckel (Gauleiter von Thüringen der NSDAP d. V.) 1935 ein halbes Jahr ins Konzentrationslager wandern mußte. Nach der Entlassung aus dem Konzentrationslager hat er aber trotzdem versucht, Mitglied der Partei zu werden und bei den SA- und SS-Führern um ein gutes Leumundszeugnis gebeten. Vor 1933 war er Mitglied des Stahlhelms. Er behauptete, immer ein Gegner der Nationalsozialisten gewesen zu sein.

1934 wären sie allerdings gezwungen gewesen, Hakenkreuzbinden zu tragen und 80% der Stahlhelmmitglieder wurden Mitglieder der NSDAP.

Über sein Verhältnis zu Kreisen der Sozialdemokraten befragt, antwortete er, daß sich Sozialdemokraten und Stahlhelm nicht feindlich gegenüberstanden.

(Protestkundgebung der Zuhörer!)

Die Anklage lautet: „Vergehen gegen das Waffengesetz und Umtriebe gegen die Rote Armee“. Der Angeklagte war im Besitz von drei Pistolen und drei Gewehren.

Auf die Frage, warum er diese nicht abgeliefert habe, antwortete er: Das Jagdgewehr habe er behalten, weil er ein leidenschaftlicher Jäger sei, das Militärgewehr habe ihm einst das Leben gerettet und das andere sei ein Geschenk seines Schwiegervaters. Die eine Pistole stelle eine Diensterinnerung dar, die andere befände sich ohne sein Wissen im Schreibtisch und die dritte wäre im Geldschrank vergessen worden.

Der Vorsitzende fragte nun den Angeklagten, weshalb er das Aktenmaterial vom Stahlhelm aufbewahrt und versteckt gehalten habe. (Der Angeklagte hatte seinem Mitgefangenen eine Botschaft an seine Frau mitgegeben, dieses Material und Fotos mit Hakenkreuzbinden zu vernichten.) Der Angeklagte antwortete, daß er die Absicht hatte, sobald die Amerikaner einrückten, die Bauern zu bewaffnen und die Ausländer festzusetzen. In den Dörfern hatte er ehemalige Mitglieder des Stahlhelms als Bürgermeister eingesetzt.

Zum Schluß bat der Angeklagte um eine milde Bestrafung. Er war sich der Erkenntnis seiner Schuld bewußt und konnte als Entschuldigung nur Familienverhältnisse anführen.

Die Beratung dauerte eine Viertelstunde. Dann wurde das Urteil verlesen.

Der Angeklagte Karl Walter wurde wegen konterrevolutionärer Umtriebe und Sabotage der Gesetze der Roten Armee zum Tode durch Erschießen verurteilt.

In ihrer Zusammenfassung von 2005 beendete Karls Nichte und Patentochter ihren Bericht 60 Jahre nach dem Geschehen mit dem schlichten Schluss:

Es gab keine Spur, wohin er gebracht wurde.

Dann unterschrieb sie mit:

Bad Langensalza, 14. März 2005

Ursula Veller, geb. Walter

Kepfe 6



Ursula Veller (geb. Walter) im August 2014 in ihrem Elternhaus in der Kepfe 6, wo sie Harald Rockstuhl im Rahmen seiner Recherchen vor der Veröffentlichung von Karls Autobiografie das Familienporträt ihres Vaters zeigt


Die Teufelin von Rom
Klingemühle
August Pabst



TEIL V

KARLS LEBEN IM KONTEXT DIESES PROJEKTS

Ein größerer Zusammenhang:

Dieses Projekt begann mit einer Frage: „Wie haben die Ereignisse des 20. Jahrhunderts das Leben und die Psyche der heutigen Deutschen beeinflusst?“ Was sich auf die Familie Walter konzentrieren sollte, begann bald, Fäden aus anderen Familien in sich aufzunehmen … bis ein größeres Bild entstand – die Geschichte davon, wie eine wohlhabende, in sich gefestigte Gemeinschaft durch wiederkehrende Kriege und zwei Diktaturen so schnell und so tief verwundet werden konnte. So weit wie möglich besteht dieses Porträt der etwa zehn Familien, die in der verbindenden Biografie Karl Walters ihren Platz gefunden haben, aus ihren eigenen Worten, Fotos und Realien. Um eine möglichst tiefe und umfassende Betrachtung zu ermöglichen, wurde die Geschichte jeder Familie, wo sinnvoll, in aufeinanderfolgende Epochen gegliedert.

Nachträge:

Jakob Salomon

Als Jakob „das große Haus eines Nazis in Langensalza“ zugesprochen bekam, hätte er sich sicher nie träumen lassen, wie sehr sich der Kreis seiner Geschichte von Diskriminierung und Verfolgung schließen würde. In dem Haus, das er wählte, ist durch eine Ironie der Geschichte heute der Zwiwel untergebracht, der wiederum „Demokratie Leben!“ beherbergt – die Stelle, die dieses Projekt von TRACES-Spuren finanziert!



Das ehemalige Haus der Jadkes und der Salomons beherbergt heute das Familien- und Jugendbüro des Zwiwel. Zufällig war es auch der Ort eines der beiden bekannten Todesopfer in Langensalza während des Kapp-Putsches; und auf dem Gehweg vor dem Haus hält ein messingfarbener „Stolperstein“ die Erinnerung an Jakob und sein Vermächtnis wach.

Gert Schramm

Als weiterer „Veteran“ des Konzentrationslagers Buchenwald – wie Jakob Salomon und eine Zeit lang auch Karl Walter ein Überlebender, während Karl Müller nicht überlebte – musste sich auch Gert ein Leben nach dem Krieg zusammenzimmern. Sein weiterer Werdegang führte ihn zum Uranbergbau der Wismut in der neu gegründeten „Deutschen Demokratischen Republik“ und dann auf eine Zeche in Essen in Westdeutschland. Später kehrte er in die DDR zurück und arbeitete als Kfz-Mechaniker und Leiter im Tiefbaukombinat in Eberswalde, bis er schließlich (noch zu DDR-Zeiten) ein Taxi- und Fuhrunternehmen gründete. Als Vorstandsmitglied des Buchenwald-Komitees engagierte er sich im Kampf gegen den Rechtsextremismus und wurde dafür 2014 mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet. Er starb am 18. April 2016 in Eberswalde.

Haus der Spuren widmet sich der Biografie von Gert Schramm

Holocaust-Zeitzeuge lebte auch in Bad Langensalza. Ausstellung öffnet im April

Von Friedemann Mertin

Bad Langensalza. Das Haus der Spuren Unterm Berge 24 nimmt weiter Gestalt an. Der namensgebende Verein „Spuren" erforscht mittels Zeitzeugengesprächen, Briefen, Zeichnungen und Fotos die Erlebnisse von Kriegsgefangenen, seien es Deutsche in den USA oder Amerikaner in Nazi-Deutschland. Auf Schautafeln findet man Biografien, auch solche von Menschen aus dem Unstrut-Hainich-Kreis.

Ein Abschnitt im Haus wird sich Gert Schramm widmen, der in Bad Langensalza und dem wenige Kilometer entfernten Witterda aufwuchs. Gert Schramm (1928–2016) überlebte das KZ Buchenwald, engagierte sich gegen Rechts und für die Aufklärung über den Nationalsozialismus. Für seinen Einsatz wurde er unter anderem mit dem Bundesverdienstkreuz geehrt.

Gert Schramm war der Sohn einer Deutschen und eines Amerikaners mit kubanischen Wurzeln. Sein Vater war als Vertragsarbeiter für eine amerikanische Stahlfirma in Erfurt beschäftigt. Dort lernte er Marianne Schramm, Gerts Mutter, kennen und lieben. Nach Ablauf des Arbeitsvertrages kehrte er in die USA zurück. So beschreibt es Gert Schramm in seinem Buch.

Nach Langensalza verschlug es den Jungen, als seine Mutter hier eine Stelle als Schneiderin antrat. Im Alter von vier Jahren zog er zu seinen Großeltern nach Witterda um, die sich besser um ihn kümmern konnten, als seine alleinerziehende, berufstätige Mutter.

Gert Schramms Erzählungen vermitteln das Bild einer geborgenen Kindheit auf dem Land. Rassismus spielte offenbar keine Rolle. Das änderte sich, als in Gert Schramms Schule ein neuer Klassenlehrer die Arbeit aufnahm. Der überzeugte Nazi begann, seinen Schüler zu drangsalieren. Gert Schramm schwänzte die Schule, das Jugendamt wurde auf ihn aufmerksam, wollte ihn in ein Heim stecken. 1941 entschied Gert Schramms Großmutter, dass er zurück zur Mutter nach Langensalza sollte, weg von dem Lehrer.

Die amtlichen und derb rassistischen Briefwechsel, in denen über das Schicksal des Jungen beratschlagt wurde, sind Teil der Ausstellung im Haus der Spuren. Die freiwilligen Helfer um den Vereinsvorsitzenden Michael Luick-Thrams recherchierten und schrieben die Texte – stellen lokale Bezüge her.

1943 arbeitete Gert Schramm in der Autowerkstatt Greiner, heute werden in dem Haus in der Erfurter Straße unter anderem Fahrräder verkauft. Am 6. Mai 1943, so berichtete es Gert Schramm in einem Gespräch mit dieser Zeitung anno 2014, wurde er von der Gestapo verhaftet. Der 14-Jährige wurde über mehrere Stationen nach Buchenwald gebracht. Neun Monate verbrachte er dort, bis zur Befreiung durch die Amerikaner. Im Juni 1945 kehrte er nach Langensalza zurück. Hier arbeitete er zunächst als Verwalter für ein Lebensmitteldepot der amerikanischen Militäradministration, nach dem Wechsel der Besatzungsmächte als Dolmetscher für die Sowjets. Seinen dauerhaften Lebensmittelpunkt fand er schließlich in Eberswalde (Brandenburg).

Die Biografien von Gert Schramm und anderen sollen ab dem 15. April im Haus der Spuren zu sehen sein, dem anvisierten Eröffnungstag. Mittelfristig soll das Haus ein Museum werden.



Zeitzeuge: Gert Schramm, hier eine Aufnahme aus dem Jahr 2015, überlebte den Holocaust. Einen Teil seiner Kindheit und Jugend verbrachte er in Bad Langensalza.

ARCHIV-FOTO: ALEXANDER VOLKMANN



Gert Schramms Häftlingskarte aus dem KZ Buchenwald. Verhaftet wurde er von der Gestapo in Langensalza.

FOTO: EPPELMANN-ARCHIV

Familien, deren Leben durch das Konzentrationslager Buchenwald zerstört wurde

Von Juli 1937 bis März 1950 lag Langensalza inmitten eines „Dreiecks des Todes", dessen Eckpunkte im Osten das Hauptlager Buchenwald – eines der größten Lager des nationalsozialistischen Deutschlands –, im Süden Ohrdruf und im Norden Mittelbau-Dora bildeten. Als „Franchise" wuchs dieses System im Dritten Reich, dehnte sich aus und schrumpfte je nach vermeintlichem Bedarf und der Maximierung der Zwangsarbeit, abgestimmt auf die Produktionsmittel und das verfügbare Personal. Es hätte im April 1945 geschlossen werden können, schwoll dann aber erneut an, da neue Nachfrage nach seinen tödlichen „Dienstleistungen" entstand – zunächst durch den Einsatz der Besatzungstruppen der US-Armee, dann direkt durch die Sowjets und später in Zusammenarbeit mit ihren ostdeutschen Protegés. Dabei wurden etwa eine halbe Million Menschen wie so viele Holzscheite zwischen 139 Neben- und Außenlagern hin- und hergeschoben. Ironischerweise gehörten während des größten Teils des Bestehens der DDR Exkursionen von Schulklassen und anderen Gruppen, um „die Übel des Faschismus" zu bezeugen, zum Standardlehrplan, wobei Buchenwald als jüngstes Zentrum sowjetischer Einschüchterung, „Umerziehung" und tödlicher Inhaftierung keineswegs erwähnt wurde.

Buchenwald – hier sowohl als Bezeichnung für das Hauptlager selbst als auch für sein ausgedehntes Satellitensystem, das sich über Mitteldeutschland vom Rhein bis zur Elbe und von Magdeburg bis Coburg erstreckte – war für viele Menschen vieles:



Italienische Austauschschüler im April 2026 bei einer Führung durch die Gedenkstätte Buchenwald unter der Leitung von Dr. Luick-Thrams

Es war fast schon eine kleine Stadt für sich und umfasste buchstäblich: eine Krankenstation (die nicht zur Behandlung der Häftlinge diente, sondern dazu, sie durch Injektionen zu ermorden), Wäscherei- und Kücheneinrichtungen, ein Kino in einer Baracke (Häftlinge konnten dort gegen Gebühr abgelaufene UFA-Filme ansehen und kleine, von der SS genehmigte Sport- oder Kulturveranstaltungen abhalten), ein Lagerbordell für Häftlinge (gedacht als „Anreiz für höhere Leistung“) sowie eine Kantine und eine Bibliothek für Häftlinge. Noch berüchtigter waren die Einrichtungen für medizinische Experimente, Hinrichtungen und ein Krematorium, das errichtet wurde, als das städtische Krematorium von Weimar nicht mehr ausreichte. Fest im kapitalistischen System verankert, umfasste es – was für die „Kunden“ des Lagers noch viel wichtiger war – einen Steinbruch, Werkstätten, eine Eisenbahnanbindung, über die Menschen und Güter effizient transportiert werden konnten, sowie ein Verwaltungsbüro für „Arbeitsstatistiken“, das den Fluss der Häftlinge zwischen den Lagern innerhalb des größeren Systems überwachte, wobei diese oft für private oder unternehmerische Firmen arbeiteten, die im Grunde genommen Sklaven „mieteten“. Damit ein solches produktionsorientiertes System jedoch überleben konnte, benötigte es einen ständigen Zustrom von Neuankömmlingen, insbesondere um ihre Vorgänger zu ersetzen, die durch körperliche Erschöpfung oder Mord „verloren“ gegangen waren.

Die Sterblichkeitsrate schwankte von Jahr zu Jahr, saisonal und abhängig von äußeren Entwicklungen – d. h. den herannahenden Truppen der US-Armee, die sich von Westen her immer näher vorarbeiteten, auf dem Weg zur Elbe und ins besetzte Österreich. Während der Nazizeit kam etwa jeder vierte oder, in Mittelbau-Dora, jeder dritte Häftling ums Leben; unter sowjetischer Herrschaft führte die Inhaftierung in Buchenwald zu einem Verlust von etwa einem Viertel der Menschenleben. Es war allein die Drohung, in diese Hölle auf Erden geschickt zu werden – sei es kurzfristig (Juden aus Langensalza wie Artur Gossmann und Jakob Salomon, später dann Gert Schramm und angeblich Karl Walter) oder „endgültig“ (z. B. Karl Müller) –, die die meisten Thüringer sowohl unter den Nazis als auch unter den Sowjets gefügig hielt.

Dennoch hinterließ der Aufenthalt dort selbst bei den „Überlebenden“ bleibende Spuren – manche wurden zwar aus Buchenwald „entlassen“, landeten aber nur in anderen Lagern an anderen Orten – selbst wenn „anderswo“ das Überschreiten von Zeitzonen bedeutete, wie im Fall von **Helmut Kaufmann**:



Helmut als scherzender Soldat

Der aus Thüringen stammende 27-jährige Helmut wurde im Oktober 1944 von den Alliierten gefangen genommen. Über einen Zeitraum von 16 Monaten wurde er als Zwangsarbeiter zwischen verschiedenen Kriegsgefangenenlagern in den USA – von Boston bis Idaho – hin- und hergeschickt. Im Februar 1946 wurde er nach Europa zurückgeschickt, wo er und Hunderttausende anderer deutscher Kriegsgefangener an die Franzosen oder Briten zur Zwangsarbeit übergeben wurden. Nach seiner Freilassung einen Monat später machte er sich auf den Weg nach Thüringen, um Verwandte zu besuchen. Unterwegs wurde er von der Volkspolizei festgenommen und den sowjetischen Behörden übergeben. Helmut verbrachte die nächsten 17 Monate in sowjetischer Gefangenschaft, zunächst in Buchenwald, dann in Lagern in der Sowjetunion. Im Oktober 1949 wurde er über Frankfurt (Oder) in die neu ausgerufene DDR repatriiert. Im November 1949 fand er schließlich in Pforzheim in Westdeutschland eine dauerhafte Heimat.



Oben: nach seiner Entlassung, um 1950; unten rechts: eine handgeschriebene Karte eines deutschen Kriegsgefangenen an einen anderen während der Gefangenschaft im Westen der Vereinigten Staaten, um 1945; unten links: Helmut und seine Frau Lore auf der Terrasse ihres Gartens in einem Vorort von Pforzheim, um die 1980er Jahre. Lore überreichte Dr. Luick-Thrams das gesamte Material 1998 während eines Interviews auf dieser Terrasse im Rahmen einer von sieben Reisen durch Deutschland, die sie gemeinsam mit einem Film- und Tonteam unternahm, um Erzählungen deutscher Kriegsgefangener aufzuzeichnen.





Helmut Kaufmann kam relativ schnell und in guter Verfassung aus der Gefangenschaft zurück. Das galt nicht für alle ehemaligen Häftlinge von Buchenwald – wie das langwierige Leid der beiden ältesten männlichen Mitglieder der **Familie Noble** verdeutlicht:

Der in Hessen als „Karl Adolf Spanknöbel“ geborene und sich selbst einen neuen Namen als „Charles Noble“ gegeben habende Mann wanderte 1922 in den amerikanischen Mittleren Westen aus, wo er in Detroit ein erfolgreiches Fotogeschäft betrieb. 1938 zog die Familie Noble von Michigan nach Dresden, nachdem Charles eine Kamerafabrik vom „nicht-arischen“ Benno Thorsch erworben hatte, der seinerseits Nobles Unternehmen in Detroit gekauft hatte. Charles nahm seine Frau, seinen fünfzehnjährigen Sohn John und seinen jüngsten Sohn Georg mit. Die Kamerafabrik genoss zu dieser Zeit weltweit einen guten Ruf. Mit Ausbruch des Krieges wurden Strafmaßnahmen gegen die Fabrik verhängt. Die Familie wurde Ende 1941 unter Hausarrest gestellt, wodurch die Fabrik weiterhin betrieben werden konnte.

Als 1945 sowjetische Truppen einmarschierten, fühlte sich die Familie zunächst sicher und hisste die amerikanische Flagge an ihrem Haus. Nur wenige Wochen später wurden Charles und John jedoch von sowjetischen Behörden verhaftet. Die Familie wurde enteignet; die Mutter und der junge Georg flohen zurück in die USA, während der Vater und der älteste Sohn in russische Arbeitslager gebracht wurden. John verbrachte sieben Monate in einem Gefängnis in Dresden, wo er die grausame Aufgabe hatte, Todesfälle zu dokumentieren und bei Hinrichtungen zu assistieren. Später wurden sie nach Buchenwald verlegt, wo Tausende von Menschen gestorben waren. Charles wurde nach Waldheim gebracht und 1952 freigelassen, während John 1950 zu 15 Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt wurde. Dort arbeitete John unter extrem harten Bedingungen, bis politische Veränderungen schließlich seine Freilassung ermöglichten. 1955 kehrte er in die USA zurück, wo er sein Versprechen einlöste, die Welt über seine Erlebnisse im Gulag-System zu informieren. Die nach seiner Freilassung abgehaltene Pressekonferenz erregte internationales Aufsehen, doch ostdeutsche Propagandaagenten versuchten, seine Glaubwürdigkeit zu untergraben.

John Noble erhielt später besondere Auszeichnungen und arbeitete als politischer Berater von US-Präsident Reagan. In den 1990er Jahren kehrte er nach Dresden zurück, um für die Rückgewinnung der Kamerafabrik zu kämpfen, verlor aber letztendlich alles. Er lernte Katharina Förster kennen und heiratete sie in Washington; sieben Jahre später starb John Noble am 10. November 2007 in Dresden an den Folgen eines Herzinfarkts. Sein Vermächtnis lebte jedoch weiter: Katharina Förster-Noble gründete den Förster-Verlag, veröffentlichte Bücher und drehte einen Film über das Gulag-System, um die Erinnerung an die Schrecken jener Zeit wachzuhalten.





Charles (sitzend) und John Noble, um 1955; Die „Kamera-Werkstätten“ in Dresden, die die Nobles dazu veranlassten, vor Kriegsausbruch nach Nazideutschland zu ziehen.



Karl Müller & Christa Lüders (geb. Müller)

Die Geschichte von Karl Müller und seiner unglücklichen Tochter Christa Lüders (geb. Müller) ist eine Geschichte endloser Mühsal – nun ja, fast, wie sich bald zeigen wird. Dennoch lohnt es sich, die früheren Abschnitte ihrer gemeinsamen Geschichte genau zu betrachten, denn gerade ihre Einzelheiten verkörperten auf so einzigartige Weise mehrere Stränge der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts, die Millionen anderer neben Karl und, vielleicht mehr noch, Christa durchlebten.

Ein entscheidender Teil der umfassenderen Nachkriegsgeschichte war der Besuch von Thomas und Katrin Kühmstedt bei Christa am 15. Oktober 2009 in ihrer Wahlheimat Stade. Das Treffen der beiden wurde zum großen Teil von Holger Schneider arrangiert, einem lokalen Historiker aus Langensalza, der nach 1989 in einer ehemals staatlich geführten Propagandazeitung arbeitete. Zur Vorbereitung des Besuchs von Thomas und Katrin bei einer ehemaligen Bewohnerin des Hauses am Kornmarkt 5–6, das die Kühmstedts gerade restaurierten, führte Herr Schneider ein Telefoninterview, in dem Christa ihre eigenen Erfahrungen mit den Schrecken des Krieges schilderte:

▶ Satz- und Mediengestaltung
▶ Opti-Copy
▶ Offsetdruck
▶ Großbuchbinderei

Druckhaus »Thomas Müntzer«

Notizen/Mitschriften aus den Telefongesprächen mit der Frau
CHRISTA LÜDERS geborene MÜLLER ; einst Kornmarkt 5

Vater Karl Müller - geb. ~~XXXXXX~~ 15.August 1898 in LSZ -
wurde unmittelbar nach Einmarsch der Russen in Langensalza Juli 1945
von diesen nach BUCHENWALD verschleppt; die Familie bekam
keine Nachricht mehr von ihm.
Chr. Lüders erhielt erst 2006 61 Jahre später die konkrete
Todesnachricht zugesandt !

Eltern Müller wurden 1936 geschieden
Mutter & Tochter verzogen nach Erfurt, dann Berlin und später nach
dem Sudetengau
1945 bei Einmarsch der Russen aus Sudetengau vertrieben
Flucht der beiden nach Berlin, aber wieder aus Berlin ausge-
wiesen und nach Langensalza gekommen.
In Zwischenzeit war aber VATER KARL MÜLLER bereits wieder verheiratet
und weiterer Junge war geboren.
Mutter Müller wurde in Sperlingsgasse 1 oder 2 einquartiert und
Christa MÜLLER kam zur Familie ihres Vaters ins Haus Kornmarkt 5 .
JULI 1945 =Abholung des Vaters durch Russen
kurze Zeit später warf die Stiefmutter Christa Müller aus der
Wohnung, sie solle bei ihrer eigentlichen Mutter leben.
aber Mutter Müller in Sperlingsgasse war wieder mit einem
Manne zusammen ...
CHRISTA LÜDERS begann später eine Lehre als PUTZMACHERIN
bei Firma Anneliese THOM AS(vermutlich im Hause MOHREN APOTHEKE);
Lüders lernte sehr schlecht und mit mäßigem Erfolg ihr Handwerk ;
wurde deshalb auch nach der LEHRE n i c h t in Beruf übernommen.

Im Jahre 1951 mit etwas Geld von der Oma über die grüne Grenze
gelaufen und im HARZ nach Bad Harzburg übergelaufen.
Ihre Mutter war bereits in Langensalza wieder neu verheiratet

Ihr Mann HANS LÜDERS - Beamter - am 3. Oktober 2003 gestorben !

H Schneider

Telefon 03603 399-0 • Telefax 03603 399-103 • e-mail: info@dhtm.de • www.dhtm.de

Für Christa Lüders (geb. Müller) scheinen die Jahre der Mühsal womöglich gut ausgegangen zu sein – mit einer langen Ehe mit einem soliden, gesetzten Menschen, beide bis ins hohe Alter, in einer gemütlichen kleinen Stadt im Nordwesten Deutschlands, weit weg vom traurigen kommunistischen Experiment im besetzten Osten. Für andere Akteure in diesem epischen deutschen Nationaldrama, wie es sich in den Biografien – und so weit wie möglich in den eigenen Worten – von etwa einem Dutzend Langensalzaern verkörpert, endeten die Jahre der Prüfungen und Tränen weder sanft noch befriedigend. Im Gegenteil: Manche endeten in brutaler Tragödie ohne jeden erkennbaren versöhnlichen Aspekt.

Vielleicht wie die der folgenden Familie:

Johannes & Kerstin Fischer

Es war das Ende eines langen Tages, an dem das Geschichtsmobil von TRACES-Spuren auf dem Eisenacher Marktplatz gezeigt worden war – ein später Freitagnachmittag, der 17. September 2021. Müde und bereit, Schluss zu machen, fiel Dr. Michael Luick-Thrams die Kinnlade herunter, als eine gebrechlich wirkende, aber entschlossene Frau auf ihn zuschlurfte und wissen wollte: „Sind Sie hier der Verantwortliche?“ Überrascht stammelte er: „Ich glaube schon“ – womit ein langes, lebhaftes Gespräch über die Kindheit der alten Dame in ihrem geliebten Langensalza begann („Zu meiner Zeit“, bemerkte sie knapp, „hatte der Kurort das ‚Bad‘ noch nicht offiziell im Namen“), besonders über die Erlebnisse ihres Vaters dort am Ende des Zweiten Weltkriegs. Als sie einen großen, ramponierten, verblichenen Pappumschlag hervorholte, neckte sie: „Sie werden Überraschungen erleben! Und jetzt“, lächelte sie schwach, aber entschlossen, „kommen die zu Ihnen nach Hause!“

Der uralte Umschlag enthielt unzählige Fetzen verblichenen, brüchigen Papiers – vor allem Quittungen, die ihr Vater, der Gastwirt, von Hand oder mit der Maschine geschrieben hatte, um sie einem neuen, von den Sowjets eingesetzten Bürgermeister zur Erstattung „gestohlener oder zerbrochener Gegenstände“ vorzulegen. Kerstin fragte ein paarmal: „Könnten diese alten Papiere für Ihr Archiv interessant sein? Könnten Sie sie eines Tages gebrauchen?“

Sie hatte recht – vielleicht mehr, als sie ahnte, besonders was die Sparbuch-Geschenke betraf: Sie sprachen Bände, nicht nur das mit dem Zitat des „Führers“, sondern auch das unten abgebildete, dessen strenge germanische Belehrung durch kindliche Zeichnungen abgemildert und in verspielter Sütterlinschrift gedruckt war – ironischerweise 1942 von den Nazis verboten, weil sie als zu „modern“ galt.

Überrascht, dass sie bereit war, sich von so persönlichen, kostbaren Dokumenten zu trennen, Kerstin sagen: „In weniger als einem Monat werde ich 79. Ich habe keine Kinder und keine lebenden Verwandten: Was soll aus diesen Kindheitserinnerungen werden, wenn ich nicht mehr da bin?“ Damit sah sie dem sprachlosen Leiter des Wandermuseums feierlich in die feuchten Augen, legte ihm die Dokumente in die Hände, drehte sich um und verschwand so schnell in der sich lichtenden Menge, wie sie daraus aufgetaucht war. Einfach so war sie fort – und mit ihr das letzte lebende Bindeglied ihres Vaters zu einer Welt, in der er einst Gardinenschäden prüfte und Blumentöpfe zählte, während alles, wofür er sein ganzes Berufsleben lang gearbeitet hatte, zerbrochen um ihn herum lag und nie wiederkehren sollte. Seine Verzweiflung hatte in ihr weitergelebt …



Geschenk
für Kerstin Fischer
geb. am 2.10.1942
in: Langensalza

Volksbank Langensalza
e.G.m.b.H.
Sparkasse seit 1860



Sparbuch

Sparen in der Kindheit
wird dich lehren, klug
über die Güter und
Kräfte zu herrschen, die
deinem Leben bis
ins hohe Alter einen Rückhalt geben.



Froh hinein
in das
Leben,
suche und
finde das
Glück.
Doch halte es
fest durch
sparsamen
Sinn.

Sparbuch



Der Weg ist geöffnet, es wartet das Leben,
schaff in der Jugend, spar weislich dein Gut,
denn in der Zukunft bringt es dir Segen,
bringt's dir ein sicheres, donnerndes Glück.

Werner Deubner

Bei Kriegsende landete Werner in Kalifornien, wo er – noch immer Gefangener – auf ein Schiff gebracht wurde, das durch den Panamakanal fuhr. Die entlassenen Kriegsgefangenen wussten nicht, dass sie nicht so bald nach Hause kommen würden: Im März 1946 landete Werner in Großbritannien, wo er die nächsten anderthalb Jahre als Landarbeiter verbrachte und dauerhafte Freundschaften schloss.

Im Oktober 1947 kehrte Werner nach viereinhalb Jahren Abwesenheit als freier Mann nach Langensalza zurück. Dort fand er seine Familie von den Kriegsjahren zermürbt vor – und nun lebten sie wieder in einer Diktatur. Anfangs ein Fremder für seine eigenen Söhne, die ihn zunächst nicht erkannten, nahm er bald das Leben eines vielbeschäftigten Optikers und geschätzten Vaters wieder auf.





Wie die meisten der in den USA festgehaltenen deutschen Kriegsgefangenen glaubte Werner auf dem Schiff „nach Hause", er werde in Deutschland endlich aus der Gefangenschaft entlassen – nur um dann den französischen oder britischen Regierungen als Zwangsarbeiter „überlassen" zu werden. Seine britische Odyssee führte ihn durch eine Reihe von Lagern in ganz England und später nach Mauchline in Schottland, der Heimatstadt von Robert Burns. Als er endlich Langensalza erreichte, besuchte sein Sohn Dieter (oben, Zweiter von rechts in der zweiten Reihe von hinten) bereits das Gymnasium.

Die Jahre als unfreiwilliger Soldat und als „weitgereister" Kriegsgefangener hatten ihn verändert. Werner verbrachte den Rest seines Lebens damit, mit den Dissonanzen zwischen einem ruhigen Provinzleben und seinen Erfahrungen in der weiten Welt umzugehen. Doch er war nicht allein in diesem freundlosen, offiziell „mundtot gemachten" Zustand: Von den 50 ehemaligen deutschen Kriegsgefangenen, die während des Zweiten Weltkriegs im Mittleren Westen, der Heimat des Autors, festgehalten worden waren, sagten bei Dr. Luick-Thrams' Interviews fast alle, die später in der „DDR" lebten, sie hätten nicht über ihre Zeit beim „Erzfeind" Amerika sprechen dürfen: Sie galten als „politisch kontaminiert". Wie war es für Männer wie den sensiblen, nachdenklichen Werner Deubner, nie offen über eine der größten Erfahrungen seines Lebens sprechen zu können? Wie verarbeitet man, was man nicht benennen darf?



Menschen an unserer Seite

Vier Jahrzehnte zum Wohle der Menschen

Ein nichtalltäglicher Beruf ist der des Optikermeisters. Werner Deubner übt ihn seit vier Jahrzehnten aus. Sicherlich hat sich in dieser Zeit die Einstellung unserer Bürger zu einer „Sehhilfe" grundlegend gewandelt. Sie ist in unserer Zeit nicht etwa nur modisches Attribut – sehr große Sorgfalt verwendet man darauf, Augenfehler und Sehschwächen rechtzeitig zu erkennen, um durch eine Korrektur eine Besserung zu erwirken. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß der jüngste Kunde des Meisters erst acht Monate zählt. Sein Brillengestell wird ganz individuell angefertigt, damit es dem Näschen und den noch winzigen Ohren angeglichen werden kann.

Die Arbeit des Optikers setzt zu einem großen Teil handwerkliche Fertigkeiten voraus, dauert es doch oft bis zu zwei Stunden, ehe ein Brillenglas auf die gewünschte Form geschliffen wird. Immerhin sind etwa 75 modische Gestelle – rund, eckig, golden und silbern glänzend – im Handel, und diese wieder in durchschnittlich sechs Größen, ganz wie es der persönlichen Note des Brillenträgers entspricht. Und sicherlich hat es nicht nur etwas mit Eitelkeit zu tun, wenn unsere Damenwelt wählerischer ist.

In der Werkstatt von Optikermeister Deubner arbeiten vier Spezialisten. Bemerkenswert ist, daß hier jährlich nicht weniger als 4000 Brillen angefertigt werden. Nicht eingerechnet sind dabei die unzähligen Klein- und Kleinstreparaturen, mit denen der Kundenstadt aus manchen Schwierigkeit geholfen wird. Damit ist die Optikerwerkstatt zugleich ein ganz beachtlicher Dienstleistungsbetrieb. Hinzu kommt, daß die Ladenfläche vor wenigen Jahren erweitert werden konnte und eine moderne Ausstattung die exakte Sehschärfenbestimmung gewährleistet, so daß vielen Kunden der Weg zum Augenarzt erspart bleibt, wobei allerdings die Zusammenarbeit mit der Augenabteilung der Poliklinik sehr eng ist.

Wer heute Optiker werden will, braucht den Zehnklassenabschluß, eine zweieinhalbjährige Lehre und eine Ausbildung an der Fachschule, die er nach zweijährigem Studium als staatlich geprüfter Augenoptikermeister verläßt.

Waltraud Laschke

Optikermeister Werner Deubner, der kürzlich 40jähriges Meisterjubiläum feiern konnte. Foto: Judke

Das Volk 5. Juli 1973



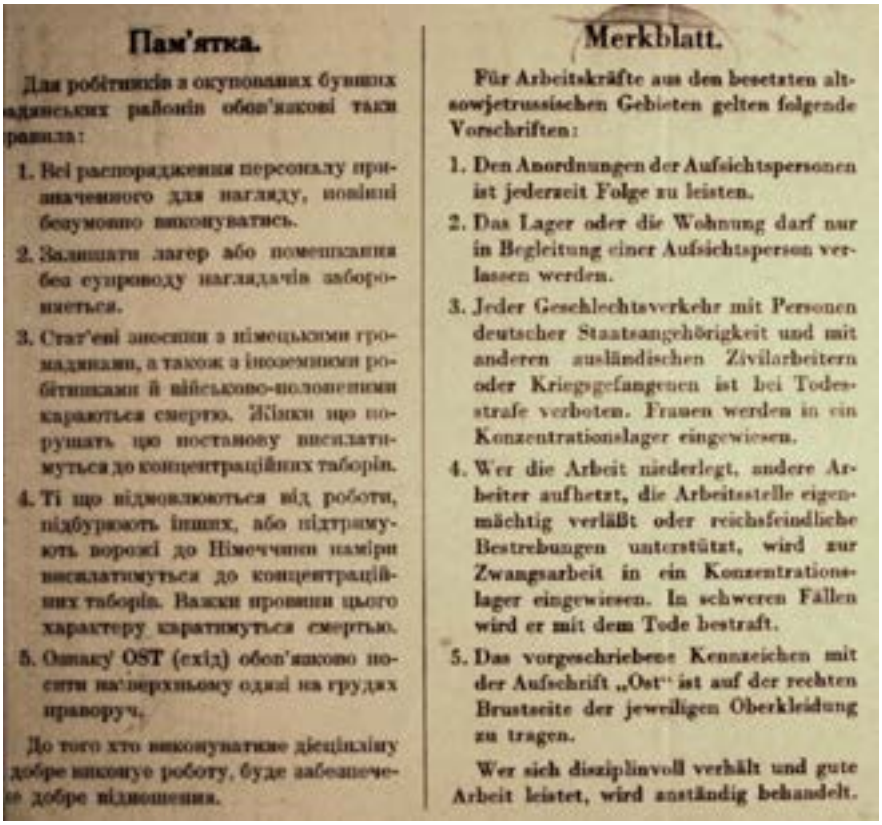
Worum ging es bei diesem nationalen Zugunglück, für das so viele Deutsche so bereitwillig, so begeistert im Voraus Fahrkarten für eine zum Scheitern verurteilte Reise gekauft hatten?

Stazka, eine polnische Zwangsarbeiterin

Stazka war zwangsweise der Familie von Frau Harnisch zugeteilt worden. Frau Harnisch war damals ein Mädchen von etwa zehn Jahren. Rund 80 Jahre später erzählte die inzwischen betagte Frau ihren jugendlichen Interviewerinnen von der Beziehung ihrer Familie zu Stazka … und von ihrem Kontakt zu ihr noch Jahrzehnte später. Enna Leinhos und Charlotte Lorenz hielten dieses Interview fest, hier in bearbeiteter Form:

„Nein, das war so […] dadurch, dass die vielen Männer, die deutschen Männer, im Krieg waren und […] wir alle Landwirtschaft hatten, auch meine Eltern, brauchten sie ja Hilfe und da kam das dann mit den Zwangsarbeitern auf. […] Wir hatten zuerst eine Polin. Die hieß Stanislawa Pilzka und die kam zu uns […], ich kann mich noch genau an den Abend erinnern, als wir am Abendbrottisch saßen. Sie war auch mit da und […] sie konnte ja nun kein Wort Deutsch. […] Aus der Nachbarschaft bei […], da war schon eine Polin, die war schon etwas länger da, die konnte schon etwas Deutsch und die haben wir geholt […] und da wurde sie gefragt, ob sie was brauchte und da hat sie gesagt, da kann ich mich genau erinnern: Ja, einen Kamm hatte sie nicht. Aber sie hatte auch nur ein schwarzes Kleid an und die war Kellnerin gewesen, in so einem großen Hotel. […] Dann kam sie zu uns, die hat oben ihr Schlafzimmer gehabt und wir hatten eigentlich als Kinder ein sehr gutes Verhältnis zu ihr. Die konnte dann auch ganz gut Deutsch sprechen. Ich habe auch noch einen Brief, den kann ich dir mal zeigen, den sie dann später uns geschrieben hat, als der Krieg vorbei war. [...] Jedenfalls hatte sie nichts anzuziehen, dann wurden ihr Sachen besorgt und die hat sich eigentlich sehr, sehr wohl gefühlt. Die hieß Stazka, Stazka haben wir zu ihr genannt. […] Es war ja so, es kamen ja immer mehr von diesen Zwangsarbeitern. […] Das war doch damals noch der Bahnhof, als die Kleinbahn da fuhr. Da hatte der Gastwirt […] den Polen und Russen, wie sie so da waren, einen Gastraum zur Verfügung gestellt und [..] immer Sonntagnachmittag trafen die sich da unten. Die Polen, die hatten eigentlich in Deutschland oder bei uns in Thamsbrück ein gutes Leben und dadurch wurden sich auch Liebschaften angebahnt. Unsere Stazka, die hatte dann ein [….] kennengelernt, der war bei, […] damals hieß der Hof [...]. Naja, die verkehrten eben zusammen und dann kann ich mich noch genau erinnern, das muss 43 im Herbst gewesen sein, da war meine Mutter erstaunt, dass die Stazka nicht aufgestanden war früh und da ist sie hochgegangen und dann lag die im Bett und da hatte die eine Fehlgeburt. Da hatte die Zwillinge [...] und da hat meine Mutter die Hebamme geholt hier in Thamsbrück. […] Die hat gesagt: Nein, da muss der Arzt kommen. Da kann sie nichts mehr machen […]. Weiß nicht, ob das der richtige Begriff ist, ausgeschabt, die Gebärmutter, und ja. Das war ‘43 und in der Zeit kam dann auch der Pole zu uns, der Alexander. Und zwar war der auch auf Vorschlag oder Anraten von seiner Tante, wie gesagt, die bei […] war, die hieß […], war der zu uns gekommen. Der Alexander, das war auch ein junger Mann und nun ja, dadurch, dass die Stazka, schon Deutsch konnte, war ja auch da eine ganz gute Verständigung. […] Ich kann mich auch noch an ein Wochenende

erinnern, dass er nicht in dem Ratskeller in den Bahnhof ging zu seinen Kumpels, stand er so da. Mein Vater war gerade auf Urlaub, der war ja Soldat und hatte er gesagt: ‚Und Alex du nicht?' Und da hat er gezeigt, er hatte nur so eine Reithose an, weißt du und […] nichts. Und da hat ihm mein Vater ihm noch ein paar Stiefel geschenkt. Da hat er sich gefreut auf jeden Fall. Jedenfalls, die gehörten eigentlich zur Familie, unsere Polen hier. Unsere Stazka, die aß so gern rohe Klöße, da hat sie immer gesagt Sonntag zu meiner Mutter: ‚Chefin wieder Klöße?' Da hatte sie extra Kartoffeln geschält und gerieben, dass es Klöße gab […]. Alex musste auch mal ein Vierteljahr runter an die französische Grenze, da mussten sie Erde ausschachten, weil die Front näher kam und als er wiederkam, hatten sie ihm die Stiefel geklaut. Naja, er hatte dann was anderes anzuziehen und unsere Stazka […], die hatte blondes Haar und auch so lockig gepflegt, die hat immer gewaschen und mit Essig noch gespült, dass die noch blonder waren, also, das war wirklich eine schicke Frau und die hat dann hat sie auch den […] geheiratet. Die konnte auch hier heiraten in Deutschland, die waren katholisch, da war sie wieder schwanger."



Пам'ятка.

Для робітників з окупованих бувших радянських районів обов'язкові такі правила:

1. Всі распорядження персоналу призначеного для нагляду, повинні безумовно виконуватись.
2. Залишати лагер або помешкання без супроводу наглядачів заборонається.
3. Статеві зносини з німецькими громадянами, а також з іноземними робітниками й військово-полоненими караються смертю. Жінки що порушать цю постанову висилатимуться до концентраційних таборів.
4. Ті що відмовляються від роботи, підбурюють інших, або підтримують ворожі до Німеччини наміри висилатимуться до концентраційних таборів. Важки провини цього характеру караються смертю.
5. Опаску OST (схід) обов'язково носити на верхньому одязі на грудях праворуч.

До того хто виконуватиме дисципліну добре виконую роботу, буде забезпечене добре відношення.

Merkblatt.

Für Arbeitskräfte aus den besetzten altsowjetrussischen Gebieten gelten folgende Vorschriften:

1. Den Anordnungen der Aufsichtspersonen ist jederzeit Folge zu leisten.
2. Das Lager oder die Wohnung darf nur in Begleitung einer Aufsichtsperson verlassen werden.
3. Jeder Geschlechtsverkehr mit Personen deutscher Staatsangehörigkeit und mit anderen ausländischen Zivilarbeitern oder Kriegsgefangenen ist bei Todesstrafe verboten. Frauen werden in ein Konzentrationslager eingewiesen.
4. Wer die Arbeit niederlegt, andere Arbeiter aufhetzt, die Arbeitsstelle eigenmächtig verläßt oder reichsfeindliche Bestrebungen unterstützt, wird zur Zwangsarbeit in ein Konzentrationslager eingewiesen. In schweren Fällen wird er mit dem Tode bestraft.
5. Das vorgeschriebene Kennzeichen mit der Aufschrift „Ost" ist auf der rechten Brustseite der jeweiligen Oberkleidung zu tragen.

Wer sich diszipliniert verhält und gute Arbeit leistet, wird anständig behandelt.

Das NS-Regime ließ diesen Text drucken, um ihn unter Zwangsarbeitern zu verteilen – auf Ukrainisch (oben), Russisch und auch in anderen osteuropäischen Sprachen.

Menschen sind von Natur aus sexuelle Wesen. Nicht angeboren ist die Absicht, Sexualität als Werkzeug einzusetzen, um andere zu zwingen oder ihnen zu schaden. Körperliche Anziehung oder sexuelle Spannungen und daraus folgende Handlungen tauchten in der Dokumentation der Beziehungen zwischen Deutschen und Zwangsarbeitern immer wieder auf. Frau Harnisch sagte: „Die hatten so viele Anziehsachen meine Verwandten in Nordhausen, die war die waren ja froh, wenn sie gegen Lebensmittel was geben konnten, was den auch nicht mehr gepasst hat und da musst du sie mal ins Krankenhaus und hat sie meine Tante reingebracht und da hat der Arzt gesagt: ‚Wer ist denn nun die Polin, weil es so eine hübsche war und immer total gut angezogen.' Entschuldige mal. …"

Die Quelle des Fotos (rechts) beschriftete es so: „Zwangsarbeiterinnen aus Osteuropa in Osnabrück, die kurz vor ihrer geplanten Ermordung gerettet wurden, 7. April 1945". Es ist plausibel, dass die Frau auf dem Pflaster (öffentlich?) sexuell angegriffen worden war. Man beachte den britischen Soldaten mit einem bewaffneten Helfer.





Im Dritten Reich wurde sexuelle Gewalt nicht nur gegen Nichtdeutsche ausgeübt. Ernst Winkler (links) aus einer angesehenen Kaufmannsfamilie in Arnstadt fiel einem hohen SS-Offizier im Konzentrationslager Buchenwald auf, der Ernst dorthin brachte und ihn zwölf Tage lang als Sexsklaven festhielt, bevor er ihn einfach auf dem Land aussetzte und ihn allein, verletzt und geschwächt, bei Nacht und Regen den Weg zurück nach Arnstadt finden ließ.

Es war die Geburt dieses Kindes, die Stazkas Kopf und Herz für den Rest ihres Lebens an Thamsbrück – und an die Familie Harnisch – binden sollte. Am Tag, an dem der Krieg in Thamsbrück endete, veränderte sich Stazkas Leben für immer – ebenso wie ihre Verbindung zu ihren deutschen „Gastgebern" – wie die betagte Frau Harnisch ihren beiden jungen Interviewerinnen im Jahr 2020 erzählte:

„[…] jedenfalls war dann der 4. April und da merkt man ja schon, dass die Front immer näherkam und wir haben uns dann, meine Großeltern und wir Kinder, ich habe hier noch zwei Brüder gehabt, im Keller eingesperrt. Wir haben auch unten geschlafen. Und unsere Stazka und ihr Mann, die haben waren auch mit bei uns im Keller. Die hatten

dann ein kleines Zimmer bekommen und zwar, wo oben Rösners wohnen, da […] dem Toreingang, da waren Zimmer und zwar war das durch den Alexander, die ist Verwandtschaft mit […] gewesen und da hatten die ein Zimmer, aber die hatten ja keinen Keller und dann waren sie mit bei uns im Keller. Und wir sitzen im Keller so nachmittags und da kam Alexander, der war weggewesen. Der hatte […] einen Freund, der hieß Clemens, der liegt ja auch mit da hinten auf dem Friedhof. Die waren da hinten in dem Haus beschäftigt hier, was jetzt […] hat und gewohnt haben die Polen, da hat jetzt […] eine Garage hin gebaut. Da war so ein kleines Haus, das gehörte dem […] und da wohnte eine Familie, ein Vater und Mutter und zwei Kinder, ein Mädchen, die hieß […]. Ich weiß, wir haben auch mit der gespielt und der Clemens. Und die beiden waren befreundet, Clemens und Alexander und da hat noch meine Mutter gesagt: ‚Das ist so richtig schön. Der Clemens ist auch so ein lieber, da hat der Alexander guten Umgang.' Und den Tag kam er, wir saßen im Keller und da sagt meine Oma: ‚Alexander', oder Alex haben wir gesagt, ‚du hast ja gar nicht was gegessen. Geh hoch, hier in der Küche. Da ist Wurst und Brot, da hol dir was!' und da hat er sich das genommen und war wieder weg zu dem Clemens dahin gegangen und die haben in dem kleinen Haus gesessen. Aber da war noch ein Pole, der war beschäftigt, wo hier wohl jetzt […] wohnt. […] hießen die und die Männer und die Familie eben die Kinder. Jedenfalls haben die SS, die Polen und Russen alle zusammen geholt und haben sie in den Ratskellersaal gesperrt, weil sie dachten, die würden irgendwas unternehmen und warum sie die nun rausgeholt haben und ausgerechnet erschossen, die vier. Die Nachbarschaft, die haben das dann auch nur spät mitgekriegt, als die Schüsse geknallt sind, die haben Sie bei einem bei […] an die Hauswand geführt […]. Zu uns kam auch die SS und ob wir Polen hätten hier im Haus und da hat meine Mutter gesagt: ‚Ja, unsere Polin die ist aber hochschwanger, die gebe ich nicht mit, die bleibt hier, die könnt ihr nicht mitnehmen.' Und dann waren sie ein […] bisschen aufgebracht. ‚Ja, wenn was passiert, dann sind Sie dran Schuld.' oder ‚Da werden Sie zur Verantwortung gezogen.' Hat meine Mutter gesagt: ‚Für die lege ich die Hand ins Feuer.' Und die haben aber nicht gewusst, dass […] ihr Mann auch mit bei uns war, das haben wir nicht verraten und dann war eben die Stazka bei uns mit im Keller […]"

An jenem schicksalhaften Tag wurden Stazkas Mann, Alexander, sein Freund Clemens und zwei weitere polnische Zwangsarbeiter von der SS erschossen, die im Ratskeller des Dorfes einquartiert war. Da ihr ungeborenes Kind nun vaterlos war, waren Stazkas Bindungen an die Harnischs wichtiger denn je – wie die junge Tochter der Familie Jahrzehnte später erklären sollte:

„Und am 5. April, ein Tag später, genau an meinem Geburtstag, da bin ich elf geworden. Da haben die Amerikaner Thamsbrück beschossen, weil die mitbekommen haben, dass da die SS noch da war, oder obwohl sich schon ein Teil aufgelöst hatte dann und haben sie in der Kirche angenommen. Da wurde diese Sakristei beschossen. Bei […] oben, bei uns ging es in die Scheune und bei […] und auch vorne, wo jetzt […] wohnt […] da war auch und daraufhin haben wohl dann der Bürgermeister und noch welche dann die weiße Fahne gehisst und haben sich ergeben. Da kamen dann die Amerikaner zu uns rein. Das sehe ich auch noch, da hatten sie ihren Panzer fuhr da lang und da saßen dann noch […] Soldaten drauf, die sie gefangen genommen haben und dann hatten wir die Amerikaner paar Monate hier. Ehe die abgezogen wurden und die Russen hierher kamen."

An dieser Stelle des Interviews fragte Enna zur Bestätigung nach: „Ach, du meine Güte. Ja, also hatten sie ein ziemlich gutes Verhältnis zu ihrer Stazka und dem Alexander." Als Antwort holte Frau Harnisch einen Brief hervor, den Stazka später geschrieben hatte.

„Ja, warte mal den Brief. … Dadurch hatte sie auch Deutsch gelernt. 47 hat sie den geschrieben. … […] Ja, da war noch ein Brief da, aber den, ich weiß es nicht, wo der geblieben ist und zwar hatte sie da geschrieben. Die Tochter wurde hier in Langensalza noch getauft, in der katholischen Kirche und da war meine Mutter, die Frau […] und noch eine Frau […], die auch da oben in diesem Haus wohnte[…]Und da brauchte sie einen Taufschein, Geburts- und Taufschein und da hatte sie den ersten Brief geschrieben, aber ich weiß nicht, wo ich den hingebracht habe […] [nach einigem Suchen fügte sie hinzu:] Das ist der zweite Brief."

Frau Harnisch zögerte und fügte dann hinzu:

„[…] Ja und kann ich weiß nicht, ob dich das noch interessiert, dann brach der Kontakt ab. Und viele Jahre später, da war nämlich noch eine […], die war beim Bäcker […] in Stellung und die hatte auch einen kennengelernt, einen Polen und die haben auch geheiratet und die waren das muss in 70er Jahren gewesen sein, als die alte Frau […] noch lebte, […] seine Mutter, da bin ich mit dem Bus von der Arbeit nach Hause gefahren und da sagte sie: ‚Weißt du wer hier ist? Das ist doch […] und ihr […]. ' Hier wurde ja auch ein Brief davon was geschrieben von dem […], die sind zu Besuch da. Ich sag: ‚Das ist aber schön und was ist mit Stazka, warum hat die nicht mehr geschrieben?' Und da hat sie gesagt: Ja, ihr Mann ist tödlich verunglückt bei der Bahn der […], der hat bei der Bahn gearbeitet haben, ihm wurden die Beine abgefahren und das konnte sie uns nicht schreiben. Dadurch hat sie nicht an uns nicht mehr geschrieben, aber dann wurde sie krebskrank und da hat sie gesagt: ‚Wenn ich gesund bin, dann fahren wir nach Deutschland, ich muss unbedingt noch mal nach Deutschland.' Aber dazu ist es nicht gekommen. Das habe ich dann durch diese […] erfahren."

Ein diktatorisches Regime zwang Ausländer in die Häuser von Bauern in Thamsbrück, und dann verband das brutal hässliche Ende seines lange geplanten Krieges die Herzen mancher Polen und Deutscher für den Rest ihres Lebens. Vor nunmehr etwa einem Jahrhundert prallten im fruchtbaren, aber abgelegenen Thüringer Becken unterschiedliche Welten kurz aufeinander und trennten sich dann wieder, doch diese „zufälligen“ Begegnungen veränderten das Leben aller Beteiligten – zum Guten oder zum Schlechten.





Laut der Quelle des Fotos links: „Der sowjetische Kriegsveteran Anton Kaliuzhnyi und seine Frau Paraska aus Znamjanka; seine Frau wurde von den Nazis verschleppt und kehrte erst 1945 nach Hause zurück.“ Rechts: der Thamsbrücker Ratskeller, in dem die SS am Ende des Zweiten Weltkriegs ihr Hauptquartier im Dorf hatte: Dort hielten sich einst Attentäter auf.

Victor Kircher

Ein Maschinengewehr kann seine Kugeln nicht nur schnell, sondern auch mit fleischzerreißender Wucht abfeuern. Als der SS-Offizier Wolf mitten in einer Auseinandersetzung an einer offenen Straßenkreuzung versuchte, Victor Kircher zu ermorden, sollte seine in einem Bruchteil einer Sekunde begangene, von Wut getriebene Tat nicht nur jahrzehntelang, sondern über Generationen hinweg unauslöschliche Folgen haben. Mindestens ein halbes Jahrhundert lang mussten Victors Witwe und später auch seine Kinder sich immer wieder direkt mit dem Verlust und der Qual auseinandersetzen, ihren Partner bzw. Vater verloren zu haben.

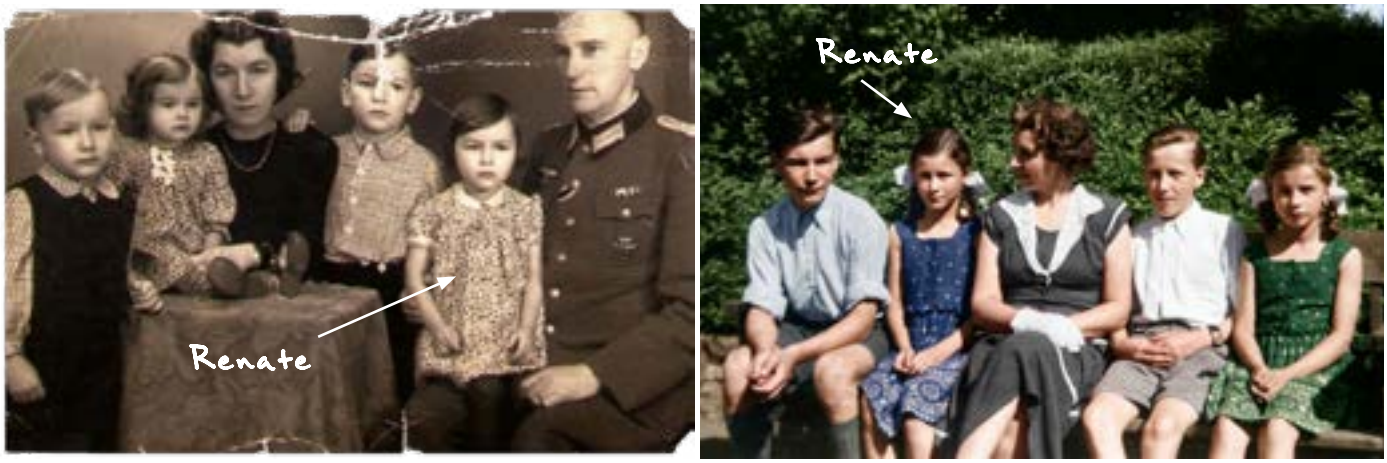
Schon bei ihrer Ankunft in Langensalza, fast einen Monat nach seinem qualvollen Tod, musste Victors treue Ehefrau Gertrud die Kraft und Entschlossenheit aufbringen, sich einer endlosen Abfolge emotional belastender Entdeckungen zu stellen: Zunächst einmal, dass ihr Mann Hitlers Krieg nicht überlebt hatte; schlimmer noch, dass er bei dem Versuch, Menschenleben zu retten, durch die Hand eines Offizierskameraden ums Leben gekommen war. Doch das war erst der Anfang einer Reihe weiterer belastender Enthüllungen. Zu den nächsten gehörte die Erkenntnis, dass Victors Sekretärin, Fräulein Strobel, sich im Büro ihres ermordeten Chefs über der Sparkasse alles genommen hatte, was sie für wertvoll hielt, darunter ein Radio, Bettwäsche und Porzellan, das eigentlich für seinen treuen Pagen Konrad Lomp bestimmt war. Es sollte Konrad sein, der Gertrud später angesichts ihres Verlusts Trost spendete – in Form von überfälligen Briefen, die hier in Auszügen aus zwei Briefen von Victors „Burschen“ vom 10. März und 2. Juni 1946, gesendet aus „Alsfeld“, wiedergegeben werden:

> Der schmerzliche Verlust Ihres so lieben Gatten hat mich noch nicht zur Ruhe kommen lassen. Nehmen Sie, wenn auch verspätet, mein herzl. Beileid entgegen. Der Verlust Ihres lieben Gatten ist und bleibt für mich auch ein schwerer Verlust, waren wir beide nicht wie Chef und Untergebener voneinander getrennt, sondern gute Freunde. Dies hat er mir selbst am 5. 4. 45 gesagt und mich selbst als guten Freund bezeichnet. Ich selbst gestehe offen, solch einen guten Vorgesetzten habe ich noch nie gehabt und ich hatte davor etliche. Fast 5 Jahre habe ich Ihrem lieben Mann gedient. Nicht allein geschäftlich, sondern auch privat haben wir uns immer ergänzt. […] Sie dürfen mir glauben, der Name Kircher ist in meiner Familie direkt heimisch geworden. Es vergeht fast kein Tag, wo ich nicht von ihrem lieben Gatten erzähle. Sie können stolz sein, daß Sie das Glück hatten, an seiner Seite zu leben. Er war in Lgs unter den Soldaten sehr beliebt. Manch einer hat zu mir gesagt, so einen Chef möchte ich auch haben u. Ich habe mich immer dabei gefreut. Auch mir sind es unvergeßliche Jahre. Deshalb kann ich auch manchmal meinen, so ein gutes Menschenherz kann ja nicht tot sein. […] ich war ja in allem informiert und bin auch wiederum der erste gewesen, der Ihren lieben Gatten, den ich nach wie vor ewig verehre, im Lazarett besucht hat. Als ich ihn wieder am Sonntag besuchen wollte, war er leider schon tot und montags schon beerdigt. Ich hatte mit meiner Wirtin Frau Blüchner vereinbart, daß wir ihn beerdigen lassen wollten; aber wie gesagt, ich kam zu spät.



Weitere Briefe in den folgenden Jahrzehnten sollten Gertruds Streben nach Gerechtigkeit und Ehre noch einmal bestätigen: Angesichts der Tatsache, dass Eigeninitiativen in der DDR nicht gern gesehen wurden, war der Brief von Klaus Dieter Abeßer vom 9. Juli 1979, den er von seinem Wohnort Magdeburg aus an den damaligen Bürgermeister von Bad Langensalza schrieb, um sich nach Victors Nachlass zu erkundigen, umso einzigartiger und bemerkenswerter:

> Sehr geehrter Herr Bürgermeister!
>
> 1945 wurde auf Befehl Hitlers jede deutsche Stadt zur „Festung“ erklärt und sollte mit allen Mitteln verteidigt werden. In Ihrer Stadt war meines Wissens damals ein Hauptmann, Victor Kircher, „Standortältester“ und für die Verteidigung verantwortlich. Er sah die Sinnlosigkeit eines solchen Befehles ein, seine Einhaltung hätte den Krieg verlängert, Langensalza zerstört und vielen Menschen das Leben gekostet. Wegen „Nichteinhaltung des Führerbefehls“ wurde Hauptmann Kircher von einem SS-Offizier erschossen. Er gab sein Leben,damit Ihre Stadt leben sollte.
>
> Sind die näheren Umstände dieses Vorfalles bekannt geworden und hat Bad Langensalza dem Hauptmann eine Erinnerung bewahrt, z. B. in Form einer Erinnerungstafel, der Ehrenbürgerschaft oder einer Erwähnung im Museum?
>
> Für eine Auskunft wäre ich Ihnen dankbar!
>
> Mit freundlichem Gruß, **Klaus Dieter Abeßer** *[dessen Vater ein enger Freund Victor Kirchers gewesen war]*



Die Familie Kircher: links um 1944; rechts 1953. In der DDR bekam Gertrud keine Hinterbliebenenrente, weil es in Ostdeutschland grundsätzlich keine Rente für Kriegerwitwen gab. Ihren Kindern wurde wegen bürgerlicher Herkunft die höhere Schulbildung im „Arbeiter- und Bauernstaat“ erschwert.

Erst der Fall der Berliner Mauer, die anschließende Auflösung der „Deutschen Demokratischen Republik“ und die Aufarbeitung lange verschlossener Kapitel der deutschen Geschichte aus der Mitte des 20. Jahrhunderts weckten erneut das Interesse am Vermächtnis von Victor Kircher und ließen zudem bisher verborgene Details seines tragischen Todes ans Licht kommen. Vor allem war es seine älteste Tochter Renate (später „Bähring“), die beharrlich darauf bestand, die Suche ihrer verzweifelten Mutter nach Wahrheit und Gerechtigkeit voranzutreiben. Im Jahr 2005, als pensionierte Grundschullehrerin, die nun Zeit hatte, sich akribischen Archivrecherchen zu widmen, Interviews zu



Rechts: Renate Bähring (Mitte) und rechts neben ihr ihr Bruder Robert am 5. April 2005 im Friederikenschlösschen bei der Vorstellung von „Die Schlacht um Langensalza und Ufhoven 1945“. Sie spricht mit dem Reporter Matthias Schenke (Thüringer Allgemeine Bad Langensalza; Zweiter von links) und Harald Rockstuhl (rechts).

führen und nachzudenken, verfasste Renate einen 62-seitigen Bericht über die unumkehrbare Tragödie ihrer Familie. Der Heimatverleger Harald Rockstuhl (ein Förderer von TRACES-Spuren) interessierte sich für das, was sie als das Büchlein bezeichnete. Ironischerweise machte er die Geschichte der Familie Kircher nicht nur genau 60 Jahre nach dem Tag, an dem Victor erschossen wurde, einem breiteren Publikum zugänglich, sondern tat dies auch in jenem Gebäude, in dem er während seines Aufenthalts in Langensalza eine Wohnung im Obergeschoss bewohnt hatte.

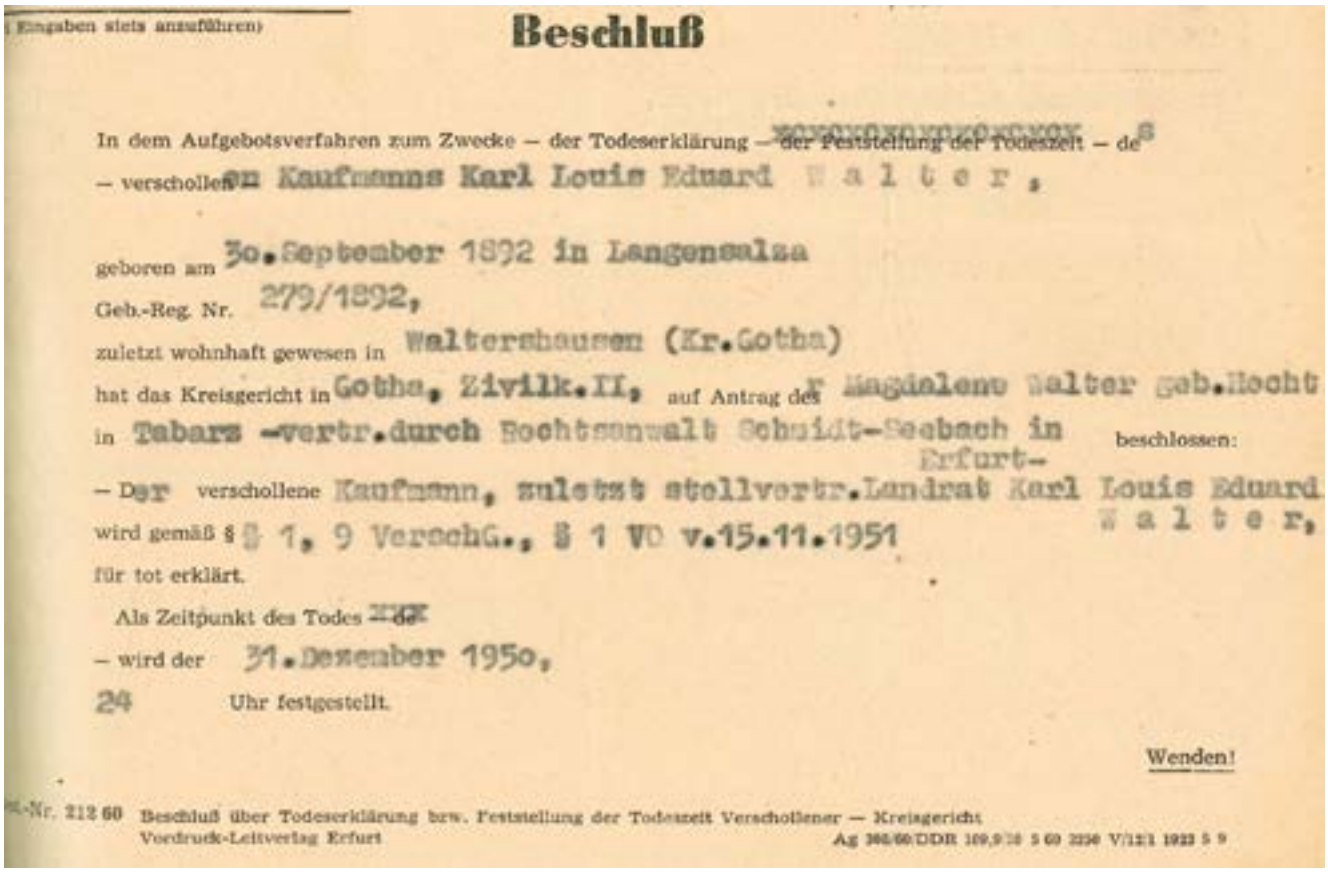
> „Der Volkstrauertag 1997 ist als Gedenktag für die Opfer von Krieg und Gewalt dazu angetan, um über die Ereignisse in den letzten Tagen vor dem Einmarsch der Amerikaner in Langensalza im April 1945 zu berichten."
>
> „Es bleibt die Frage unbeantwortet, ob diese widersinnige Tat verhindert werden konnte? Vielleicht wollte auch keiner eingreifen? Heute nach 52 Jahren sind Zeitzeugen sicher nicht mehr aufzufinden, die eine erklärende Antwort geben könnten."
>
> „Er [der Volkstrauertag] ist in diesem Jahr Veranlassung, um nach 52 Jahren die Einwohner von Bad Langensalza zu informieren, daß ein mutiger Offizier, der Standortälteste Hauptmann d. R. Victor Kircher. sein Leben einsetzte für die Rettung unserer Stadt vor Beschießung und Zerstörung."
>
> „Gedenken wir Hauptmann Victor Kircher als einem verantwortungsbewußten Offizier, einem Menschen, der trotz der Gefahr, die ihm für sein Eintreten zur kampflosen Übergabe der Stadt drohte, nur an das Gemeinwohl dachte und sein Leben opferte."

Karl Walter

Der Mann, der geborene Kämpfer, der großmäulige, dickköpfige, nervige, aber irgendwie liebenswerte Freund der Jugend (wie seiner geliebten Nichte und Patentochter Ursula) und der Gefangenen – der ansonsten „gewöhnliche" Mann, der dieses ganze vorliegende Werk inspirierte – ging nicht mit einem Knall … nicht einmal mit einem Wimmern … sondern wie ein bloßer Hauch:

> *Einen flüchtigen Augenblick lang da, dann für immer fort.*

Seine Witwe Magdalene mag Ähnliches empfunden haben, als sie im November 1951 – mehr als ein halbes Jahrzehnt nach jenem 15-minütigen sowjetischen Schauprozess im überfüllten behelfsmäßigen „Gerichtssaal" der Langensalzaer Film-Bühne – die Anwaltskanzlei Schmidt-Seebach aus Erfurt in Gotha beauftragte, eine förmliche Verschollenheitserklärung zu beantragen. Diese wurde ihr gewährt, mit dem willkürlich festgelegten „Todeszeitpunkt" 31. Dezember 1950 – einem Zeitpunkt, der höchstwahrscheinlich nicht das Geringste mit der Wirklichkeit zu tun



(Eingaben stets anzuführen)

Beschluß

In dem Aufgebotsverfahren zum Zwecke – der Todeserklärung – der Feststellung der Todeszeit – de
– verschollen – Kaufmanns Karl Louis Eduard Walter,

geboren am 30. September 1892 in Langensalza
Geb.-Reg. Nr. 279/1892,
zuletzt wohnhaft gewesen in Waltershausen (Kr. Gotha)
hat das Kreisgericht in Gotha, Zivilk. II, auf Antrag der Magdalene Walter geb. Hecht
in Tabarz -vertr. durch Rechtsanwalt Schmidt-Seebach in Erfurt- beschlossen:
– Der verschollene Kaufmann, zuletzt stellvertr. Landrat Karl Louis Eduard Walter,
wird gemäß § § 1, 9 VerschG., § 1 VO v. 15.11.1951
für tot erklärt.
Als Zeitpunkt des Todes wird der 31. Dezember 1950,
24 Uhr festgestellt.

Wenden!

Nr. 212 60 Beschluß über Todeserklärung bzw. Feststellung der Todeszeit Verschollener — Kreisgericht
Vordruck-Leitverlag Erfurt Ag 366/60/DDR 109,9 38 5 60 2250 V/121 1923 5 9

hatte. Etwas absurd wurden seine Titel und Namen wie folgt angegeben: Kaufmann, zuletzt stellvertretender Landrat Karl Louis Eduard W a l t e r, wohnhaft in Waltershausen, Kreis Gotha. Kann es sein – wenn man auf die linke untere Ecke des obigen Formulars blickt, das nach Abschluss solcher Verfahren summarisch ausgestellt wurde –, dass es, nachdem die unzähligen NS-Verbrechen endlich von den Amerikanern und Sowjets mit Hilfe ihrer Verbündeten, der Briten, Franzosen, Polen usw., beendet worden waren, so unzählig viele ähnliche Fälle gab, nicht nur in Thüringen, sondern auch in den anderen sowjetisch besetzten Gebieten, ganz zu schweigen von denen im Westen unter westlicher Besatzung, dass man die abschließende Entscheidung einfach als gefühllose Zeitersparnis massenhaft vordruckte, bereit, jedem ausgehändigt zu werden, der mutig genug war, das Verfahren durchzustehen? Wenn ja, was sagt das über das Ausmaß der Ungerechtigkeiten – nationalsozialistischer und sowjetischer, amerikanischer … – aus, die sich zwischen 1933 und 1948 ereigneten? Dass summarisch ausgestellte Verschollenheits- oder Todeserklärungen verteilt wurden wie Servietten im Restaurant oder Spielkarten auf der Kegelbahn – was sagt das über das gewaltige Ausmaß des Todes aus, den aufeinanderfolgende Diktaturen und ihre „notwendigen“ Kriege herbeiführten? Geschieht so etwas auch heute noch? Wenn ja, wie stoppen wir es?

Sein früherer Biograf Gerhard Wuttke schrieb vier Jahrzehnte später:



Karl Walter, geboren am 30. September 1892 in Langensalza, war Inhaber des Textilhauses Thilo in der Rathausstraße. Als Teilnehmer des Ersten Weltkriegs fand er den Weg zum „Stahlhelm“, dem Bund der Frontsoldaten. Kaisertreu und antiparlamentarisch, war diese Organisation natürlich nicht eine Stütze der Weimarer Republik. Nach der Verurteilung am 30. August 1945 verliert sich jede Spur Walters im Dunkeln. Unbekannt sind Todestag und der Ort seines Todes. Was nach 50 Jahren bleibt, sind viele offene Fragen, auf die vielleicht das russische Staatsarchiv eine Antwort geben könnte.

Heute jedoch lebt die Erinnerung an ihn wie ein zurückgekehrter Moment wieder auf: **TRACES-Spuren** zeigt Karls Porträt und weitere Zeugnisse seiner Zeitgenossen im **„Haus der Spuren“** in Bad Langensalza, Thüringen. Besuchen Sie das Museum digital oder vereinbaren Sie einen Termin für einen persönlichen Besuch (Praktika und Klassenbesuche sind willkommen) unter: **www.TRACES.org** und https:**//hds.traces.org/** oder per Anruf/WhatsApp unter **+49** (Deutschland) **17634387065**.

Danksagungen und „Thank You's!“

Wann beginnt „Geschichte“? Und wie sieht es mit der „Geschichte einer Geschichte“ aus – wann beginnt diese?

Dieses aktuelle Projekt – dessen Ergebnisse Sie gerade in den Händen halten oder auf einem Bildschirm betrachten – ist das Ergebnis eines fünfmonatigen Prozesses, in dem Berge von Texten und Bildern zu einem möglichst prägnanten Dokument verdichtet wurden. Die Namen und Aufgaben derjenigen, die direkt an der Veröffentlichung (etwa an der Kolorierung, dem Layout, den Übersetzungen u. v. m.) beteiligt waren, sind nachfolgend aufgelistet:

Ein herzlicher Dank gilt unseren jüngsten Workaway-Freiwilligen – stellvertretend für insgesamt etwa 75 in den letzten sechs Jahren (siehe https://de.traces.org/mitarbeiter) – sowie Hochschulpraktikanten und Doktoranden; zu dieser Gruppe gehörten:

Liam Way (England), Emelyne Cambou (Frankreich), Danny Kim (Südkorea), Leyi Shen (China), Valeriia Taranenko und Pawlo Lebediev (beide aus der Ukraine), Antonia von Hassell und Johannes Schillert (beide aus Deutschland)





Das „History Mobile“ in Weimar, Herbst 2021; Dr. Michael Luick-Thrams zusammen mit Emelyne und Danny im Haus der Spuren, Juni 2026.

Es wäre zu aufwendig, die zahlreichen Studierenden der Universität Erfurt und Workawayer namentlich zu nennen, die das „History Mobile“ buchstäblich aufgebaut und es anschließend auf ein halbes Dutzend Touren durch Thüringen begleitet haben, um Interviews zu führen, Dokumente zu scannen oder uns anders unterstützt haben. Ohne sie wäre der „Berg“ an erzählter Geschichte, der sich durch dieses Werk zieht, heute nicht mehr vorhanden; er wäre verloren gegangen. Werfen Sie einmal einen Blick auf unsere Dokumentation des „History Mobile“ und seines Prototyps, des „BUS-eum“ in den USA, unter: https://traces.org/tour/

Zu den ehemaligen Studierenden der Universität Erfurt oder Schülern des Gymnasiums Salzmannschule Schnepfenthal, deren Arbeiten zitiert oder direkt in dieses dem TRACES-Spuren-Projekt anvertraute Archiv von Geschichten integriert wurden, gehörten:

Johanna Paschka, Lena Marmann und Sarah Hesse (die über Karl Müller recherchierten und schrieben); Antonia Dürr und Loreen Lohr (über die Plünderungen in Arnstadt); Emma-Lee Illert, Paulina Deutschmann und Tobias Betschel (über Buchenwald); Pauline März (über Buchenwald, Seitenlager-Ufhoven, Todesmärsche und die Familie Noble) – alle von der Universität Erfurt; Enna Leinhos und Charlotte Lorenz (über polnische Arbeitskräfte)

Natürlich hätte ich das „History Mobile“ weder aufbauen noch seine Touren durch Mitteldeutschland und mittlerweile weite Teile Europas starten können ohne die anfängliche Ermutigung und Unterstützung durch meine „*boss*“ an der Universität Erfurt, Prof. Dr. Christiane Kuller: Neben der gemeinsamen Lehre in Kursen, die zur Entstehung des „History Mobile“ führten, inspirierte sie mich zum Thema „*Citizen Science*“. Ebenso wäre ohne den Vorstand von „Spuren e.V.“ – Prof. Dr. Jörg Seiler und Dr. Dr. Martin Fischer – oder die Mitglieder (v.a. Prof. Dr. Sabine Schmolinsky, die unserem „Haus der Spuren“ seinen Namen verlieh) keine so intensive historische und pädagogische Arbeit möglich gewesen. In Bad Langensalza selbst verdienen wichtige Kooperationspartner und Freiwillige eine namentliche Erwähnung: Stefan Schuchardt, Leiter des Stadtmuseums Bad Langensalza; Katherina Walter, Leiterin des Stadtarchivs [nicht mit Karl verwandt]; Nick Böttner und später Julia Fuchs von „DemokratieLeben“ - sowie weitere Vertreter der „LSZ“, die hier nicht alle genannt werden können. Zu unseren beständigsten und großzügigsten Freiwilligen zählen: Horst Jerina, Hans-Georg und Waltraud Raschke, Andreas Frank, Andreas Deiseroth, Karin und Wilfried Schramm [keine Verwandtschaft], Marianne Fritsch, Petra Monkowius und Karin Gottschling, Herbert Schere (†), Christoph Böwing und … Sie? Ich bin sehr dankbar dafür, dass Ralph Neber im vergangenen April (2026) mit der „Übergabe“ des Porträts von Aloys Kock den Weg geöffnet hat…

Zu den Personen, die durch die Bereitstellung von Informationen oder Interviews direkt dazu beigetragen haben, diese Geschichte zu erzählen, gehören: die Initiatoren der Aufzeichnung dieser Saga, Ursula [geb. Walter] und ihr

Sohn Jürgen Veller; Dieter Deubner; Hartmut Rosinger; Gert Schramms Halbbruder (†) und seine Frau, die Lochers; Thomas und Katrin Kühmstedt; Harald Rockstuhl und die Dame, mit der er mich in Kontakt gebracht hat, Renate [geb. Kircher] Bähring; Katharina Förster-Noble; sowie viele weitere, die nicht mehr „unter uns“ sind.

Demetre Chinchaladzes brillante Website, sein Design, seine Filmproduktionen und seine sonstigen Fähigkeiten sind der Schlüssel zu allem, was wir tun: „Danke!“ Sehen Sie sich Demetres und unsere unermüdliche, umfangreiche Arbeit an unter: www.TRACES.org – die auf den Schultern von Giganten steht! Würdigen wir also abschließend deren unschätzbare Beiträge zur Bewahrung solcher Geschichten, kurz nach den weltverändernden Ereignissen von 1989:



Holger Schneider (* 25. Januar 1944; † 6. Februar 2010) leitete das Pionierhaus „Werner Eggerath“ (1977–1989). Um die Arbeit mit den Schülerinnen und Schülern anschaulich und interessant zu gestalten, entwickelte er gemeinsam mit Werner Kliem, dem damaligen Direktor des VEB Druckerei „Thomas Müntzer“, die Idee, eine Druckerei mit historischen Maschinen und Handsatz einzurichten. Die am 13. Dezember 1978 eingeweihte Pionierdruckerei vermittelte das traditionelle Druckhandwerk. Aus ihr entstand 2008 in der ehemaligen Kutscherremise im Park des Friederikenschlösschens die Historische Druckerei der Stadt.

Am 9. November 1990 gründete Holger Schneider den bis Anfang 1995 bestehenden Drei-Türme-Verlag. Dessen Programm umfasste regionalgeschichtliche Bücher und Reprints. Mit Harald Rockstuhl verband ihn eine freundschaftliche Zusammenarbeit bei zahlreichen Buchprojekten. Auch unterstützte er Manfred Lippert mit Quellenmaterial für dessen Buch Das Druckerei- und Verlagswesen in (Bad) Langensalza 1680–2010, das 2010 im Verlag Rockstuhl erschien.

Ein breites Publikum erreichte Schneider durch seine Zeitungsserien: „Langensalza früher und heute“ mit 100 Folgen, „Langensalza einst und jetzt“ sowie „Fundstücke“ mit 280 Beiträgen. Mit historischen Fotografien, Dokumenten und kenntnisreichen Erläuterungen machte er darin die Veränderungen der Stadt und das Alltagsleben vergangener Zeiten anschaulich.



Gerhard Wuttke (* 24. Dezember 1928; † 14. Februar 2020 in Bad Langensalza) war ein engagierter Heimatforscher, Autor und Chronist. Einen Großteil seines Lebens widmete er der Erforschung, Dokumentation und dem Erhalt der Regionalgeschichte von Bad Langensalza und Umgebung.

Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte Gerhard Wuttke in Thüringen und blieb der Region Bad Langensalza tief verbunden.

Wuttke leistete bedeutende historische Arbeit bei der Aufarbeitung des jüdischen Lebens und der Verfolgung während des Nationalsozialismus in Langensalza.

Seine Erkenntnisse und Zeitzeugenberichte veröffentlichte er unter anderem Mitte der 1990er-Jahre in Regionalzeitungen wie der Mitteldeutschen Allgemeinen. Bis heute dienen seine Arbeiten als wichtige historische Quellen (u. a. für das Stadtarchiv und schulische Facharbeiten).

Daneben war Gerhard Wuttke ein aktiver Förderer des Denkmalschutzes in der Stadt. Er gehörte zu den treibenden Kräften und Unterstützern des Vereins Marktkirche St. Bonifacii, welcher sich ab den 1990er-Jahren erfolgreich für die Sanierung und den Erhalt des vom Verfall bedrohten historischen Wahrzeichens im Herzen der Stadt einsetzte.

Zu seinem 90. Geburtstag im Dezember 2018 wurde Gerhard Wuttke als prominenter Bürger der Region gewürdigt. Er verstarb 2020 im Alter von 91 Jahren.

QR-Code scannen für die Liste der **Bildquellen:**
https://hds.traces.org/wtoh/

Bibliografie

Seite 2 „Sie war 15, als es geschah“
Veller (geb. Walter), U. (2026). Interview von M. Luick-Thrams [Persönl. Interview]. Bad Langensalza, Sommer 2026.

Seite 4 „Karl Louis Eduard wurde geboren...“
Stadtarchiv Bad Langensalza, Standesamt Bad Langensalza, Personenstandsregister, Geburts-Hauptregister, 279-1892.

Seite 4 „Nach der Schule und einer kaufmännischen Ausbildung“
Walter, K. (2014). Flucht als Kriegsgefangener aus Frankreich nach Langensalza 1919: 2 Kriegsgefangene, Karl Walter und Johann Schumacher, auf der Flucht durch Frankreich und Belgien – 3 mal entflohen, 2 mal erwischt und endlich geglückt! (H. Rockstuhl, Hrsg.). Bad Langensalza: Verlag Rockstuhl. ISBN 978-3-86777-749-0. [Alle Zitate aus Karl Walters Erinnerungen im Teil 1 stammen aus dieser Ausg.]

Seite 14 „Das Kriegsgefangenenlager Langensalza“ Camp de prisonniers de Langensalza (1914–1918). (o. D.). In Wikipedia (französisch). Aufgerufen am 17. Juli 2026, von https://fr.wikipedia.org/wiki/Camp_de_prisonniers_de_Langensalza_(1914-1918) — German prisoner-of-war camps in World War I. (o. D.). In Wikipedia (englisch). Aufgerufen am 17. Juli 2026, von https://en.wikipedia.org/wiki/German_prisoner-of-war_camps_in_World_War_I

Seite 26 „In Anlehnung an die Berichte des Deutschen Historischen Museums“
Deutsches Historisches Museum. (8. Juni 2011). Der Kapp-Lüttwitz-Putsch. In LeMO – Lebendiges Museum Online. Aufgerufen am 01. Nov. 2026, von https://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/innenpolitik/luettwitz-kapp-putsch-1920.

Seite 26 „Der Putsch in Berlin hatte in Thüringen besonders schwerwiegende Folgen“
Kapp-Putsch. (o. D.). In Wikipedia (deutsch). Aufgerufen am 01. Nov. 2026, von https://de.wikipedia.org/wiki/Kapp-Putsch

Seite 27 „der frisch heimgekehrte Kriegsveteran Karl Walter“
Wuttke, G. (1995). Vor 50 Jahren in Langensalza – Landrat in der Zeit der Militärregierungen [Unveröff. Typoskript].

Seite 27 „Was war der Stahlhelm“
Werberg, D. (o. D.). Der Stahlhelm / Bund der Frontsoldaten. In Weimarer Republik – Die erste deutsche Demokratie. Aufgerufen am 1. Nov. 2026, von https://weimar.bundesarchiv.de/WEIMAR/DE/Content/Virtuelle-Ausstellungen/Die-besiegte-Nation/Stahlhelm.html

Seite 28 „Infos aus den Webseiten des Deutschen Historischen Museums“
Deutsches Historisches Museum. (14. September 2014). Der Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten. In LeMO – Lebendiges Museum Online. Aufgerufen am 1. Nov. 2026, von https://www.dhm.de/lemo/kapitel/weimarer-republik/innenpolitik/stahlhelm

Seite 28 „Lokalchronist Holger Schneider“
Schneider, H. (21. Januar 2017). Fundstücke (81): Der Schwanen-Orden des Gymnasiums. Thüringer Allgemeine.

Seite 29 Brief an sein Patenkind Ursula
Walter, K. (13. März 1944). Brief an Ursula Walter. Sammlung Ursula Veller (geb. Walter).

Seite 33 „Arbeiter einer Leder- und Schuhfabrik“
Wuttke, G. (o. D.). Jüdische Einwohner in Langensalza zur Zeit des 3. Reiches [Unveröff. Typoskript, 4 Seiten].

Seite 35 „Sammlung von Primär- und Sekundärdokumenten“
Luick-Thrams, M. (2026). Sammlung von Primär- und Sekundärdokumenten, Juli 2026, inkl. Rosinger, H. (o. D.). [Text auf Ausstellungstaf.] Juden in Unstrut-Hainich. Haus der Spuren, Bad Langensalza.

Seite 35 „Weg der anderen jüdischen Mitbürger“
Wuttke (o. D.), S. 3.

Seite 36f. „...schilderte die Einzelheiten dieser traurigen Geschichte“
Schneider, H. (12. April 2019). Vor 80 Jahren wurde Familie Gossmann deportiert. Thüringer Allgemeine (Lokalausg. Bad Langensalza).

Seite 38 „schlug Landrat Massimo... vor“ [und weitere Zitate auf den folgenden Seiten]
Schramm, G. (2011). Wer hat Angst vorm schwarzen Mann: Mein Leben in Deutschland. Berlin: Aufbau Verlag.

Seite 40 „als Sohn eines Oberpostmeisters geboren“
Deubner, D. (o. D.). Dieter Deubner – mein Leben [Unveröff. Erinnerungen, Auszug]; Deubner, D. (2020). Interviews von M. Luick-Thrams; Sammlung Werner Deubner.

Seite 43 „ein winziges Städtchen in Thüringen“
Leinhos, E., & Lorenz, C. (2020). Polnische Zwangsarbeiter im Zweiten Weltkrieg – Sklave oder Freund der Familie? [Seminarfacharbeit, Staatliches Spezialgymnasium für Sprachen Salzmannschule Schnepfenthal].

Seite 45 „in ihrem 2005 erschienenen Buch über ihren Vater“
Bähring, R. (2005). Victor Kircher 1893–1945: Ein Lebensbild. Bad Langensalza: Verlag Rockstuhl.

Seite 46 „2021 verfassten Johanna Paschka, Lena Marmann und...“
Paschka, J., Marmann, L., & Hesse, S. (2021). [Zusammenfassung über Karl Müller, Seminararbeit, Universität Erfurt]. Von M. Luick-Thrams zur Verfügung gestellt.

Seite 47 „Laut dem Bad Langensalzaer Chronisten Hartmut Rosinger“
Rosinger, H. (o. d.). [Text auf Ausstellungstaf.] Kammgarnfabrik in Langensalza. Haus der Spuren, Bad Langensalza.

Seite 48 „Lazarett für verwundete Soldaten“
Veller (geb. Walter), U. (2005). Erinnerungen an die letzten Wochen vorm Kriegsende 1945 [Unveröff. Typoskript].

Seite 48f. „Noch einmal der Bad Langensalzaer Chronist Hartmut Rosinger“
Rosinger (o. D.), Kammgarnfabrik in Langensalza.

Seite 49f. „dokumentierten die Verzweiflung der SS-Leute und den daraus folgenden Wahnsinn“
Leinhos & Lorenz (2020).

Seite 52 „...ergibt sich ein vollständigeres Bild“
Wuttke, G. (1997). Volkstrauertag 1997 – Gedenken an einen mutigen Menschen [Unveröff. Typoskript]. Enthält Zitate aus Eduard Thomas‘ Kriegstagebuch von Langensalza, April 1945. — [Kind von Victor Kircher]. (10. März 1996). Brief an Bürgermeister Bernhard Schönau, Bad Langensalza [erste Seite; Verf. nicht zu ermitteln].

Seite 54 „Victor Kircher sagte zu den ‚Soldaten‘ der Hitlerjugend“
Verschiedenes Quellenmaterial über die 65. Infanteriedivision in der näheren Umgebung von Bad Langensalza, Deutschland [Kopie der Materialsammlung]. (Juni 1991). Sammlung Haus der Spuren.

Seite 55 „ein Vorzeichen des kommenden sinnlosen Gemetzels“
Bähring (2005).

Seite 56 „Mehrere Veteranen trugen später zu einer Sammlung bei“
Geschichten von Männern der 65. Infanteriedivision im Zweiten Weltkrieg [Materialsammlung]. Sammlung Herbert Scherer.

Seite 58 „Frank Zielinski aus Chicago“
Geschichten von Männern der 65. Infanteriedivision im Zweiten Weltkrieg.

Seite 59 „Kampf um den Marktkirchturm“
Veller (geb. Walter) (2005).

Seite 60 „Ja, als die ‚Amis‘ einrollten“
Haus der Spuren. (o. D.). [Ausstellungstaf. über Robert Wynne]. Haus der Spuren, Bad Langensalza. Siehe auch: Datenbank der Fields of Honor Foundation (o. D.). Wynne, Robert Vardy. Aufgerufen 01. Nov. 2026, von https://www.fieldsofhonor-database.com/case/21989-wynne-robert-vardy

Seite 64 „Sachlich und knapp“
Veller (geb. Walter) (2005).

Seite 65 „rund acht Jahrzehnte später erzählte“
Deubner, D. (2020). Interview von M. Luick-Thrams [Persönl. Interview].

Seite 66 „Brief an den Bürgermeister von Langensalza“
[Kind von Victor Kircher] (1996), S. 2.

Seite 67 „in einem notariell beglaubigten Brief an den Landrat von Langensalza“
Kircher, G. (14. Oktober 1945). Brief an den Landrat von Langensalza [beglaubigte Kopie]. Sammlung Haus der Spuren.

Seite 68 „Betrifft Besatzungsschaden“
Fischer, J. (9. Oktober 1945). Betrifft Besatzungsschaden v. 1.7. bis 30.9.45 [und] Betrifft Besatzungsschaden. Bis 30.6.45 Engl. Besatzung [zwei mschr. Schadenslisten]. Sammlung Kerstin Fischer.

Seite 69 Sparbuch-Startgutschein für Kerstin Fischer
Stadtsparkasse zu Langensalza. (1942). Geschenkgutschein über 3 RM für Kerstin Ute Fischer [Sparbuch-Geschenkgutschein mit Hitler-Zitat]. Sammlung Kerstin Fischer.

Seite 70f. „Mehrere seiner Geschichtsbeiträge erschienen anschließend als Artikel“
Wuttke, G. (ca. 1995). Langensalza vor 50 Jahren – Landrat in der Zeit der Militärregierungen [Unveröff. Typoskript]. Teilweise abgedr. in Walter (2014), Vorwort.

Seite 73 Berichte im „Allgemeinen Anzeiger“
Allgemeiner Anzeiger für Stadt und Kreis Langensalza. (Mai–Juni 1945). Bericht über das erste Bürgermeistertreffen (24. Mai 1945) und Verordnung des Landrats (22. June 1945). Zitiert in Walter (2014), Vorwort.

Seite 75 „hatte als Schülerin bereits im Mai/Juni 1945 gehört“
Veller (geb. Walter) (2005).

Seite 78–79 Eidesstattliche Aussage von Otto Fleischhauer
Landesarchiv – Hauptstaatsarchiv Weimar, Kreisgericht Gotha 4 D 29/61. (22. Juni 1961). Öffentliche Sitzung der 2. Zivilkammer des Kreisgerichts Bad Langensalza, den 22.6.1961.

Seite 80–81 „Langensalza vor 50 Jahren“ / Militärgericht, 30. August 1945
Wuttke (ca. 1995). Enthält einen zeitgenössischen Bericht über die Sitzung des Militärgerichts am 30. August 1945, auch zitiert in Walter (2014), Vorwort.

Seite 81 „In ihrer Zusammenfassung von 2005“
Veller (geb. Walter) (2005).

Seite 85 Ausstellung über Gert Schramm
Mertin, F. (18. März 2021). Haus der Spuren widmet sich der Biografie von Gert Schramm. Thüringische Landeszeitung (Ausg. Unstrut-Hainich).

Seite 88f. Notizen aus den Telefongesprächen mit Christa Lüders
Schneider, H. (2009). Notizen/Mitschriften aus den Telefongesprächen mit der Frau Christa Lüders geborene Müller [Mschr. Notizen]. Sammlung Familie Kühmstedt.

Seite 90 Gespräch mit Kerstin Fischer
Fischer, K. (17. September 2021). Gespräch mit M. Luick-Thrams, Eisenach [Persönl. Mitteilung].

Seite 93 „Stazka, eine polnische Zwangsarbeiterin“
Leinhos & Lorenz (2020), Anhang: Interview mit I. Harnisch.

Seite 97 „umso einzigartiger und bemerkenswerter“
Abeßer, K. D. (9. Juli 1979). Brief an den Bürgermeister von Bad Langensalza. Renate (Kircher) Bähring schrieb: „Der Kontakt Dieter Abeßers zum Langensalzer Bürgermeister schon zu DDR-Zeiten war mir wirklich nicht bekannt. Wir ‚Kircherskinder‘ erfuhren von seinen Bemühungen erst nach der Wiedervereinigung. Daraufhin recherchierte ich in Langensalza, auch in der evangelischen Kirche. Selbst dort stand im Kirchenbuch nur: ‚Tod durch Fremdeinwirkung‘.“

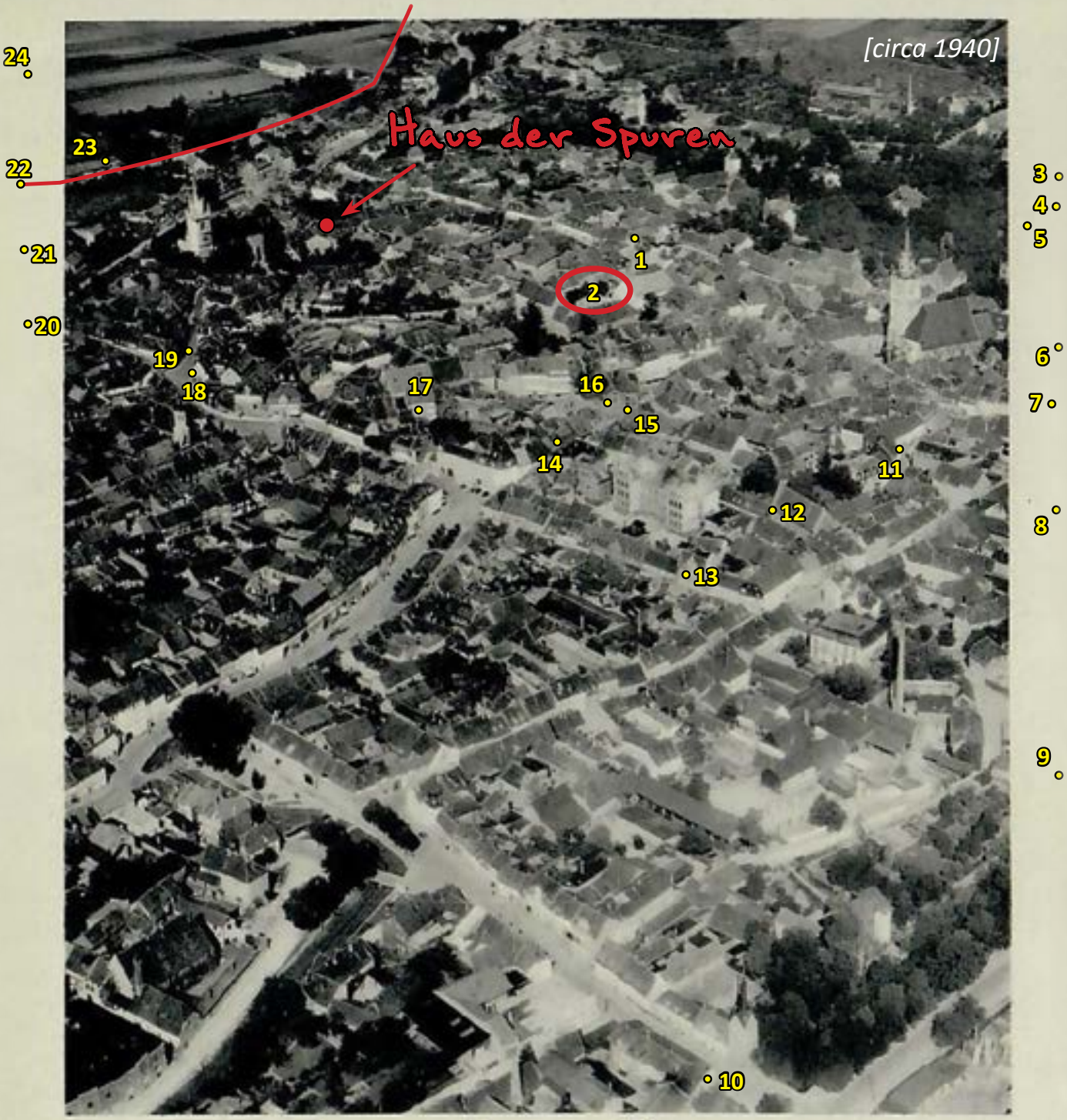
Seite 98 Volkstrauertag 1997 in Gedenken an Victor Kircher
Wuttke (1997).



Dieses Denkmal aus der DDR-Zeit, das direkt gegenüber dem Bahnhof von Bad Langensalza steht, erinnert Passanten seit Jahrzehnten daran: Erinnert euch an die Vergangenheit – „Den Toten zu Ehren den Lebenden zur Pflicht“



Im April 1945 hatten amerikanische Soldaten nicht nur noch nie etwas Vergleichbares gesehen wie die Hölle, die sie in den Konzentrationslagern Thüringens vorfanden, sondern sie wussten auch nicht, was sie mit den Leichenbergen anfangen sollten, die wie Holzstapel aufgeschichtet waren.



Langensalza vom Flugzeug aus

1 – Karl Walters Geburtshaus
2 – Hier versammelte sich der Volkssturm
3 – Hier wurde Gert Schramm verhaftet
4 – Hier fand der „Prozess“ in der Film-Bühne statt
5 – Victor Kirchers Wohnung im Friederikenschlößchen
6 – Das örtliche Hauptquartier der US-Armee
7 – Das Gast- und Wohnhaus der Familie Müller
8 – SS-Mann Wolf erschoss hier Victor Kircher
9 – Das Lazarett, in dem Victor Kircher starb
10 – Das Haus von Otto Fleischhauer
11 – Ort der antijüdischen Ausstellung von 1938
12 – Das ehem. Haus/Geschäft von Jakob Salomon
13 – Das Geschäft „Kaiser-Bazar“ der Familie Stern
14 – Das Kaufhaus der Familie Gossmann
15 – Modehaus Thilo & Karl/Magda. Walters Wohnung
16 – Rathausgefängnis: Inhaftierung von G. Schramm
17 – Optikergeschäft und Wohnung der Fam. Deubner
18 – Wohnhaus/Geschäft der Jadkes, dann J. Salomons
19 – Schießerei beim Kapp-Putsch am 18. März 1920
20 – Was Johannes Fischer als „Volkshaus“ kannte
21 – Wohnhaus von Johannes und Kerstin Fischer
22 – Route der 1.177 Gefangenen am 1. April 1945
23 – Garnison Langensalza mit Kasernen
24 – Grab von Jakob Salomon auf dem städt. Friedhof

NOTIZEN



Wie haben die Ereignisse des 20. Jahrhunderts
das Leben, das Denken, die Werte
und die Entscheidungen der Deutschen geprägt?

Ausgehend von der Familie Walter aus Bad Langensalza in Thüringen zeichnet dieses Buch die Schicksale von etwa zehn Familien nach, deren Lebensgeschichten mit der des geflohenen Ersten-Weltkriegs-Veteranen Karl Walter verflochten sind. Ihre Geschichten zeichnen das Bild einer wohlhabenden, eng verbundenen Gemeinschaft, die innerhalb einer einzigen Generation durch zwei Weltkriege und zwei Diktaturen zutiefst erschüttert wurde.

Fünf Epochen. Zehn Familien. Ein Jahrhundert deutscher Geschichte

vom **Ersten Weltkrieg** über die **Weimarer Republik**, den **Nationalsozialismus** und die **sowjetische Besatzung** bis hin zur **DDR** und der Zeit nach der **Wiedervereinigung** lassen persönliche Berichte, seltene Fotografien und Originalartefakte die Vergangenheit lebendig werden.

Wann immer möglich, kommen die Familien selbst zu Wort.